



# ANZEIGER

FÜR

**INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.**

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG

ACHTUNDZWANZIGSTER BAND

---

STRASSBURG  
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER  
1911.



M. DuMont Schauberg, Straßburg i. E.

# Inhalt.

	Seite
Bücherbesprechungen:	
Brugmann K. Der Gymnasialunterricht in den beiden klassischen Sprachen und die Sprachwissenschaft (Karl Brugmann) . . .	-1
Wörter und Sachen. Kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung (W. Foy) . . . . .	5
Jolly J. Die Adoption in Indien (J. Kirste) . . . . .	8
Meister R. Ein Ostrakon aus dem Heiligtum des Zeus Epikoinios im kyprischen Salamis (Albert Thumb) . . . . .	8
Ogden Ch. J. De infinitivi finalis vel consecutivi constructione apud priscos poetas graecos (Hans Meltzer) . . . . .	9
Buturas A. Ein Kapitel der historischen Grammatik der griechischen Sprache (Albert Thumb). . . . .	12
Triandaphyllidis M. A. Die Lehnwörter der mittellgriechischen Vulgärliteratur (G. N. Hatzidakis) . . . . .	14
Pernot H. Études de Linguistique néo-hellénique. I. Phonétique des parlers de Chio (Albert Thumb). — Dieterich K. Sprache und Volksüberlieferungen der südlichen Sporaden im Vergleich mit denen der übrigen Inseln des Aegäischen Meeres (Albert Thumb) . . . . .	19
Danielsson O. A. Zu den venetischen und lepontischen Inschriften (G. Herbig) . . . . .	23
Weigand Fr. L. K. Deutsches Wörterbuch. Bd. 1, A bis Kz in 6 Lieferungen, Bd. 2, L bis Schiefer, in Lief. 7—10 (Heinrich Schröder) . . . . .	26
Rocznik Slawistyczny (Revue Slavistique) wydawany przez Jana Łosia, Kazimierza Nitscha i Jana Rozwadowskiego. T. II. (W. Frhr. v. d. Osten-Sacken) . . . . .	34
Gleye A. Hettitische Studien. I. (Max Vasmer) . . . . .	42
Mitteilungen:	
Berichtigung (Otto Jespersen) . . . . .	46
Georg Curtius-Stiftung . . . . .	47
Personalien . . . . .	47
Bücherbesprechungen:	
Reichelt, H. Awestisches Elementarbuch. (Louis H. Gray) . .	49
Thumb, A. Handbuch der neugriechischen Volkssprache. (E. Schwyzer) . . . . .	55
Stolz, Fr. Lateinische Laut- und Formenlehre. Schmalz, J. H. Lateinische Syntax und Stilistik. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. II. Bd. 2. Abt.) (J. B. Hofmann) . . .	58

	Seite
Ottenjann, H. De vocum encliticarum apud Plautum collocatione. (J. B. Hofmann) . . . . .	69
Schröder, H. Ablautstudien. (Beiträge zur german. Sprach- und Kulturgeschichte II.) (Hjalmar Falk) . . . . .	70
Werle, G. Die ältesten germanischen Personennamen (M. Schönfeld) . . . . .	73
Francks Etymologisch Woordenboek der Nederlandsche Taal. Aflevering 1. (M. Schönfeld) . . . . .	76
Appel K. Poczucie językowe w oświetleniu pisowni. (das Sprachgefühl im Lichte der Orthographie). (W. Frhr. v. d. Osten-Sacken). . . . .	77
Klassische Philologie und Sprachwissenschaft. (Hans Meltzer) . . . . .	81
Mitteilungen:	
Vom Thesaurus linguae latinae. (J. B. Hofmann) . . . . .	85
Semiten und Indogermanen (M. Gemoll) . . . . .	86
Vorläufige Mitteilung . . . . .	88
Die 51. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner . . . . .	88
Personalien . . . . .	88

# ANZEIGER

## FÜR INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIPLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG.

---

ACHTUNDZWANZIGSTER BAND.

ERSTES HEFT.

---

**Brugmann K.** Der Gymnasialunterricht in den beiden klassischen Sprachen und die Sprachwissenschaft. Straßburg, Karl J. Trübner 1910. 8°. 32 S. M. —,60.

Seitdem in Deutschland neben das humanistische Gymnasium mit gleichen Rechten ausgestattet das Realgymnasium und die Oberrealschule getreten sind und diese drei Schulgattungen nunmehr in freiem Wettbewerb nebeneinander ihre innere Berechtigung zeigen sollen, hat die humanistische Anstalt allen Grund, ihrer alten Eigenart eingedenk zu bleiben. Gegenüber der banausischen Denkweise, mit der heute so viele von der Schule vor allem oder gar nur das verlangen, was unmittelbar für den späteren Lebensberuf nutzbar zu machen ist, hat das humanistische Gymnasium in dem im Dienste der Nation begonnenen Wettkampf zu bedenken, daß seine vornehmste Aufgabe immer war und heute noch ist, die Jugend dadurch zu klarem Denken und zu selbständigem Urteil zu erziehen, daß sie sie wissenschaftlich arbeiten lehrt.

Die Schule kann dieser Aufgabe natürlich nur dann genügen, wenn der Lehrer selbst wissenschaftlich auf der Höhe ist, und so muß immer wieder zugesehen werden, daß nicht die Ausbildung der künftigen Gymnasiallehrer in diesem oder jenem Fach hinter der Zeit zurückbleibe. Und in einer Zeit wie der heutigen, wo in dem Betrieb der Geistes- wie der Naturwissenschaften das regste Leben herrscht und jedes Jahr, ja jede Woche neue wichtige Forschungsergebnisse zeitigt, soll man nicht nur dem an die Wissenschaft überhaupt erst herantretenden Studenten alles Gute und Brauchbare vom Neuen zuführen, es ist auch die Mahnung besonders nahe gelegt, daß der schon im Amte stehende Lehrer in den Fächern, in denen er unterrichtet, mit den Fortschritten der wissenschaftlichen Forschung im Zusammenhang bleibe. Dies muß ihm ebenso eine heilige Pflicht sein, wie etwa dem seine Kunst ausübenden Ärzte das Fühlung- behalten mit den Fortschritten der medizinischen Wissenschaft.

Derlei Erwägungen haben mich zur Abfassung des hier anzugebenden Schriftchens bestimmt. Denn in einem der wichtigsten Gymnasialfächer, dem Unterricht in der Grammatik des Griechischen und des Lateinischen, ist seit langem in dem größten Teile von Deutschland eine seltsame Rückständigkeit zu beobachten. Seltsam nenne ich sie, weil gerade in diesem Wissenschaftszweig Deutschland von jeher die Führung gehabt hat, und weil dem Studenten längst an unsern Hochschulen Gelegenheit geboten ist, sich die nötigen Kenntnisse anzueignen, auch längst genug brauchbare

Bücher vorliegen, aus denen diejenigen Gymnasiallehrer, die in ihren Universitätsjahren den Anschluß versäumt haben, sich Belehrung holen könnten. Ist doch ferner auch schon öfters seit Jahrzehnten auf die Verbesserungsbedürftigkeit der bestehenden Verhältnisse öffentlich und mit Nachdruck hingewiesen worden und zwar nicht bloß von Universitätslehrern — Sprachforschern und Philologen —, sondern auch, was wesentlicher ist, von manchem einsichtigen Schulmann.

Was die Sache selbst, die Unterweisung im Griechischen und Lateinischen an unsern Gymnasien, betrifft, so leugnet heute wohl niemand mehr, daß ein entwicklungsgeschichtlich und psychologisch vertiefter Unterricht in den beiden klassischen Sprachen, der sein Augenmerk auf die Geschichte der Sprache in ihrer ganzen Breite, nicht bloß auf die stilisierte Schriftstellersprache als solche richtet, für unsere Gymnasialisten von hohem didaktischen Wert sein kann. Nirgends läßt sich so gut wie hier das Verständnis eröffnen für das Gesetzmäßige auch der geistigen Vorgänge, für gesetzmäßiges geschichtliches Werden. Solche Unterweisung, in der rechten Weise gegeben, vermag überdies auch schon die im Gymnasium ja unter allen Umständen zu erstrebende sichere Einprägung der sprachlichen Tatsachen, namentlich der sogenannten Ausnahmen und Unregelmäßigkeiten, wesentlich zu erleichtern. Mit den Mitteln der altherkömmlichen lateinischen und griechischen Grammatik der klassischen Philologen allein kann dieser Unterricht nicht bestritten werden. Vielmehr muß erst der Geist der modernen Sprachwissenschaft, wie sie besonders durch die sogenannte Indogermanistik vertreten wird, eingezogen sein und alles durchdrungen haben. Nur so kann das massenhafte Falsche und Schiefe, das von alter und ältester Zeit her im sprachlichen Schulunterricht immer noch mitgeschleppt wird, überwunden und dieser für den Schüler wahrhaft fruchtbar gemacht werden.

Ich mußte natürlich auf die Gründe zu sprechen kommen, aus denen sich der gegenwärtige Zustand erklärt. Es kam mir aber in dieser Beziehung nicht auf vollständige Darlegung der sehr mannigfachen Ursachen, die hier offenbar zusammengewirkt haben, an und am wenigsten darauf, die 'Schuldfrage' aufzurollen und abzumessen, wie weit im einzelnen die Gymnasiallehrer selbst, die Universitätslehrer der klassischen Philologie, die Universitätslehrer der Sprachwissenschaft und vielleicht noch andere Instanzen haftbar zu machen seien. Hierüber zu entscheiden, muß ich solchen überlassen, die alle Teile des ganzen Komplexes von Tatsachen zugleich genauer kennen und dabei sich die nötige Objektivität des Urteils zutrauen mögen. Am Herzen lag mir nur Folgendes.

Erstens wollte ich in näherer Ausführung dessen, was bereits Paul Kretschmer 1908 in einem kurzen Artikel der Neuen Freien Presse gesagt hatte, einige Tatsachen, die den gegenwärtigen Stand der Sprachwissenschaft und das Verhältnis dieser Wissenschaft zur klassischen Philologie betreffen, etwas weiteren Kreisen vorlegen, damit womöglich alle, die an der Gestaltung des Gymnasialunterrichts ein Interesse haben müssen, Wesentliches nicht übersehen.

Und zweitens wollte ich den Weg angeben, auf dem nach meinem Dafürhalten die Reform des grammatischen Schulunterrichts am zweckmäßigsten ins Werk gesetzt wird.

Zu diesen Dingen gerade jetzt das Wort zu ergreifen, schien mir Grund genug vorhanden. Die Frage der möglichst zweckmäßigen Aus-

bildung künftiger Gymnasiallehrer ist in mehreren Staaten wieder einmal an der Tagesordnung. In der besonderen Frage aber, wie sich der Gymnasiallehrer für den grammatischen griechischen und lateinischen Unterricht am besten vorbereitet, haben bisher gerade diejenigen Universitätslehrer, die durch ihr Fach und ihren Vorlesungsunterricht dieser Frage am nächsten stehen, am wenigsten Gelegenheit bekommen und genommen, ihre Ansicht zu äußern und zur Geltung zu bringen.

In allen mir bis jetzt bekannt gewordenen Besprechungen meines Schriftchens<sup>1)</sup> wird zu meiner Freude die Reformbedürftigkeit des altsprachlichen Unterrichts an den Gymnasien voll anerkannt. Es ist in ihnen auch von den Umständen, die die Mangelhaftigkeit verschuldet haben, sowie von den Abhilfemitteln mehr oder weniger ausführlich die Rede, und ich erlaube mir auf eine Äußerung, die den ersten Punkt, und auf eine, die den letzteren Punkt betrifft, mit zwei Worten einzugehen.

P. Tietz (Elbing) erwähnt meine Worte (S. 18), daß seit langem in den Universitätsvorlesungen der Linguisten die Praxis vorherrsche<sup>2)</sup>, eine einzelne idg. Sprache, wie z. B. die altgriechische, durch ein Semester oder auch durch zwei hindurch so zu behandeln, daß man sich dabei mit dem 'Vergleichen' fast ganz im Bereich dieser Einzelsprache halte, also nicht (wie Fernerstehende oft meinen) fast ununterbrochen von einer Sprache zur andern, etwa vom Griechischen zum Sanskrit oder Slavischen, überspringe. Dann heißt es bei Tietz weiter: "Daß es seit Jahrzehnten schon so ist, möchte ich nach meinen Erfahrungen doch bezweifeln, und jeder, der, wie ich, vor 2 Jahrzehnten die Schauer der Weisheit von Johann (corrigé: Johannes) Schmidt über sich ergehen lassen mußte. Das war nicht für Lernende, das war für Gelehrte. Ja wenn wir damals den Stoff in der Form und Art, wie sie Brugmann hier andeutet, bekommen hätten!". Nun, wohl den allermeisten Studenten ist es schon passiert, daß sie es in diesem oder jenem von den verschiedenen Spezialfächern, über die sie Vorlesungen zu hören hatten, mit dem Dozenten schlecht trafen. Nicht jeder tüchtige Gelehrte ist ja zugleich ein geschickter Lehrer. Ist denn das nun aber ein triftiger Grund, um von dem betreffenden Fach sich auf die Dauer, auch über die Studentenjahre hinaus, überhaupt fernzuhalten? Oder sind Bücher wie Paul's Prinzipien oder wie die lateinischen Grammatiken von Stolz, Lindsay und Sommer an den deutschen Gymnasien bisher so ganz unbekannt geblieben?

O. Immisch anderseits erkennt an (wie von ihm, dem Weitblickenden, der viele Jahre Gymnasial- und Universitätslehrer zugleich gewesen ist, nicht anders zu erwarten war), "daß sprachwissenschaftliche Beseelung und Durchleuchtung des grammatischen Schulunterrichts in viel ausgiebigem Maße, als zurzeit üblich, nach dem heutigen Stande der Sprachwissenschaft eine der dringlichsten Forderungen ist, die der Freund ge-

1) Wochenschrift für klass. Philol. 1910 Sp. 417—418 von E. Zupitza; Wissenschaftl. Beilage der Frankfurter Zeitung vom 21. August 1910 von A. Thumb; Monatsschrift für höhere Schulen hrsg. von R. Köpke und A. Matthias IX (1910) S. 424—428 von O. Immisch; Liter. Zentralblatt 1910 Sp. 999 von -tz; Zeitschr. für das Gymnasialwesen 1910 S. 565—566 von P. Tietz.

2) 'Vorherrsche' steht bei mir zu lesen, nicht 'überall herrsche', wie Tietz ungenau referiert.

sunden Fortschrittes auf dem Gebiete des griechischen und lateinischen Unterrichtes zu erheben hat.“ „Und zwar gilt das — heißt es weiter — ganz besonders auch für die höheren Klassen, die jenes kostbaren Belebungs- und Bildungsmittels mehr noch als die elementaren Stufen bedürfen und entbehren. Wir sind gewiß, daß Brugmann mit seiner Forderung die wärmste Zustimmung finden wird, auch von seiten der Fachvertreter der klassischen Philologie, die den alten (aber nicht allein durch ihre Schuld so langlebigen) Widerstand gegen die glänzend entwickelte Nachbarwissenschaft längst abgetan haben.“ Immisch beschäftigt sich dann eingehender (S. 425 ff.) mit der Frage der Abhilfe. Er betont, wie schwer es für den Philologen heute sei, mit der Sprachwissenschaft genügend enge Fühlung zu halten, wie sehr bis jetzt der Betrieb linguistischer Studien durch die Altphilologen auf Zufallsmomenten beruht habe, und daß die Forderung vollberechtigt sei, es möchten die Vertreter der Sprachwissenschaft ausgiebiger und wirksamer, als es jetzt der Fall sei, an der Vorbildung der künftigen Gymnasiallehrer beteiligt werden. Nur will er nicht, „aus Gründen der Menschlichkeit“, daß die Forderungen des Staatsexamens, die schon an der äußersten Grenze angelangt seien, fortan noch gesteigert werden. Er erhofft sich ausreichende Besserung, wenn fortan etwa die Mitglieder des Unterkursus des philologischen Seminars wöchentlich zu einer zweistündigen Übung unter Leitung des linguistischen Professors sich vereinigten. Diese Einrichtung sei im Sommer 1910 in Gießen ins Leben getreten, und er denke, daß sie sich bewähren werde. Dieser Schritt, sicher ein Fortschritt, ist ja nun an sich gewiß dankbarst zu begrüßen. Doch kann ich mich dabei zweier Bedenken nicht ent schlagen. Ist nicht erstens auch hier wieder die Erreichung dessen, was angestrebt wird, von Zufallsmomenten abhängig gemacht? Denn die Zulassung zum Staatsexamen ist nirgends, soviel ich weiß, an die Bedingung geknüpft, daß der Kandidat Mitglied eines philologischen Seminars gewesen ist. Sodann: wenn man einerseits anerkennt, daß sprachwissenschaftliche Vorbildung für den Gymnasiallehrer eine der dringlichsten Forderungen sei, und anderseits sagt, die gegenwärtigen Forderungen des Staatsexamens in der klassischen Philologie, die auf Kenntnisse in Literatur, Kunst, Philosophie, Recht, Staatsverfassung, Landeskunde und Geschichte gehen, seien so hoch, daß über sie nicht noch hinausgegangen werden könne, und eine Neubelastung der Examenskandidaten müsse durchaus verhütet werden, so liegt der Gedanke doch wahrhaftig nicht allzu ferne, daß man die gegenwärtigen Forderungen in den nicht-sprachwissenschaftlichen Einzelfächern so weit heruntersetze, daß für die sprachwissenschaftliche Vorbereitung Raum gewonnen wird. An diesen Ausweg und diese Möglichkeit, eine Ausdehnung der „Chinoiserie des Prüfungselends“ zu verhüten, scheint Immisch merkwürdigerweise nicht gedacht zu haben.

Zum Schluß noch einige Nachträge zu den Darlegungen meines Schriftchens. Ich habe S. 5 f. und S. 10 f. auf einige ältere Schriften, Aufsätze und gelegentliche Äußerungen von Philologen und Sprachforschern über unsere Frage, verwiesen. Auf vollständige Sammlung dieser Literatur kam es mir nicht an. Hinterher sind mir aber einige Beiträge zu der Frage, einer aus älterer Zeit, die andern aus den zwei letzten Jahren, bekannt geworden, von denen ich bedaure, daß sie mir entgangen waren, und auf die ich daher hier noch die Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken mir erlaube. Im Jahre 1893 hielt F. Stolz einen Vortrag 'Die vergleichende

Grammatik und das Sprachstudium an den Universitäten', Verhändl. der 42. Philologenversamml. S. 507 ff. Wie im ganzen, so stimme ich im besondern darin mit Stolz überein, daß dem zur Universität kommenden Philologen womöglich gleich im ersten Semester Gelegenheit gegeben sein sollte, eine Vorlesung zur Einführung in das wissenschaftliche Sprachstudium überhaupt zu hören. In Leipzig besteht diese Gelegenheit für den zu Ostern die Universität Beziehenden nun schon seit 20 Jahren, und vor dieser Zeit wurde die betreffende Vorlesung durch Jahrzehnte hindurch, auch schon zu G. Curtius' Zeiten, wenigstens in jedem 4. oder 5. Semester geboten. Dann nenne ich die trefflichen Ausführungen des Dresdener Gymnasialrektors H. Stürenburg über den grammatischen Gymnasialunterricht im 'Humanistischen Gymnasium' Jahrg. 1908, die sich an den von mir zitierten, ebendasselbst abgedruckten Vortrag von Immisch anschließen<sup>1)</sup>. Ferner C. Meurer und E. Niepmann 'Richtlinien für den grammatischen Unterricht im Lateinischen', Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des städt. Gymnasiums und Realgymnasiums zu Bonn, 1908. In diesem Aufsatz, den mir Herr Direktor Niepmann freundlichst zugesandt hat, wird von der Pflicht, die Öde aus dem grammatischen Unterricht im Gymnasium durch Verwertung der Ergebnisse der modernen Sprachwissenschaft zu verbannen, gehandelt und im einzelnen gezeigt, wie die Erlernung des Lateinischen und zwar nicht erst der Syntax, sondern auch schon der Formenlehre durch die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung interessant gemacht und vertieft, aber zugleich auch erleichtert werden kann. Bei Gelegenheit dieser Zusendung erfuhr ich, wie auch andere Schulmänner in den Rheinlanden im Bunde mit Prof. Solmsen in Bonn seit einiger Zeit dafür wirken, daß der Unterricht im Griechischen und Lateinischen mit den Fortschritten der Wissenschaft in den wünschenswerten Einklang gebracht werde. Endlich nenne ich die mir durch P. Kretschmers Güte zugekommene 'Denkschrift des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums betreffend die Reform des Lehrplanes für die Gymnasien in Österreich', Wien 1909. Ein besonderer Abschnitt darin, von Kretschmer verfaßt, enthält 'Vorschläge zur Reform des grammatischen Unterrichtes', deren Studium ich allen an unserer Frage Beteiligten dringend empfehle.

Leipzig. Karl Brugmann.

**Wörter und Sachen.** Kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung. Herausgegeben von R. Meringer, W. Meyer-Lübke, J. J. Mikkola, R. Much, M. Murko. Band 1, Heft 2. 4<sup>o</sup>. VI u. 162 S. mit 129 Abb. u. 1 Karte. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, 1909. M. 14,60 (2 Hefte = 1 Band: M. 20,—).

Programmäßig ist dem ersten Heft der neuen Zeitschrift "Wörter und Sachen", über das ich in diesem "Anzeiger", Bd. 26, S. 2 ff. berichtet habe, das zweite gefolgt. Wie das erste, bringt auch dieses eine größere Reihe wichtiger, reich mit Abbildungen versehener sprach- und sachgeschichtlicher Artikel, trotzdem sie sich nur auf wenige Mitarbeiter verteilen. Demgegenüber fällt nicht ins Gewicht, daß der Aufsatz von J. R. Bünker über "Das Bauernhaus der Gegend von Köflach in Steiermark" als rein

1) Stürenbergs Bemerkungen waren mir entgangen, weil mir nicht der ganze Jahrgang dieser Zeitschrift, sondern nur Immischs Vortrag im Sonderabdruck vorgelegen hat.



sachgeschichtlicher wiederum nicht in den Rahmen der Zeitschrift hineingehört, ebensowenig wie einige Beiträge R. Meringers: "Zum vertieften Tisch" (S. 181 ff.) und "Prähistorische Rinnensteine" (S. 210 f.), zu denen er durch die im ersten Heft enthaltene Abhandlung Strzygowski's über den sigmaförmigen Tisch und den ältesten Typus des Repertoriums angeregt worden ist. Die meisten übrigen "sprachlich-sachlichen Probleme", die uns derselbe Autor entrollt, und vor allem eine Arbeit von W. Meyer-Lübke, "Zur Geschichte der Dreschgeräte", lassen dagegen den besonderen Charakter der Zeitschrift aufs neue im besten Lichte erscheinen.

Meringer kommt zunächst (S. 164 ff.) nochmals auf die Geräte zum Zerkleinern der Kornfrüchte zu sprechen, die er im ersten Heft ausführlicher behandelt hatte, und gibt mit Berufung auf Bielenstein noch ausdrücklicher dasselbe Entwicklungsschema, das ich inzwischen als rein spekulativ und unzutreffend zurückgewiesen habe. Hervorzuheben sind seine Bemerkungen über unser Wort *Mulde*, das von Haus aus zu *malen* gehört zu haben, aber sekundär teilweise von lat. *mulcra* 'Melkkübel' beeinflusst worden zu sein scheint. Daß derartige sprachliche Kompromißbildungen ebenso wie sachliche außerordentlich häufig stattgefunden haben müssen, ist noch nicht genügend beachtet worden. Nach einer rein sprachgeschichtlichen Behandlung der idg. Wurzel *nes-* (got. *ganisan*, *véouai* usw.), der er die Grundbedeutung 'heimkehren' zuschreibt, folgen weiter Auseinandersetzungen über die Duenos-Inschrift mit einer erneuten Erörterung phallischer Gesichtsurnen und über *πρέδω*, *spondeo*, woran sich Bemerkungen über das Verhältnis von Opfer und Mahl, über die idg. Wurzel *\*spendh* 'Bast', später 'Holz', über die idg. Wurzel *\*sphend* 'Strick' und über einige idg. Worte für 'Pflug' reihen. Bedeutsam ist dann das zu *Brücke* und *pons* zusammengetragene Material (S. 187 ff.), wobei wir — vielfach im Bilde — europäische Prügelwege und die Verwendung von Brückenkonstruktionen im oberdeutschen und slavischen Bauernhause, sowie bei Getreidehaufen und Scheunen kennen lernen, auch über das Prügeldach gewisser altgriechischer Bauten, besonders mykenischer Säulenheligtümer, mancherlei erfahren. Das leitet zu neuen Zusammenstellungen über Pflock- und Baumkultus (auch über Grabpfähle) über (S. 197 ff.), und bei dieser Gelegenheit scheint sich eine passende Etymologie des Gottes *Phol* im Merseburger Zauberspruch zu ergeben. Nicht richtig dürfte es sein, die Hermen als einen Übergang vom göttlich verehrten Pflock zu einer bildlichen Darstellung der Gottheit zu betrachten; vielmehr wird es sich um eine Kompromißbildung beider handeln. In einem "Schlußwort" (S. 204 ff.) kommt Meringer auf einige Einwendungen seiner Kritiker gegen frühere Erklärungen zu sprechen und handelt dabei nochmals über *lex*, *testis*, *Wand*. Mit Recht betont er, daß die Etymologie eines Wortes sich nicht aus historischen Verhältnissen erklären lassen muß, daß darin vielmehr außerordentlich häufig vergangene (oder fremde) Kulturzustände sich abspiegeln (zahlreiche Belege dafür finden sich in Meyer-Lübke's Aufsatz). Und er führt mit Recht Usener und Albrecht Dieterich dafür ins Feld, daß Sprachgeschichte und Kulturgeschichte (alias Sachgeschichte) sich durchdringen müssen. Seine Verdienste nach dieser Richtung hin werden mit der Zeit immer mehr anerkannt werden. Aber nach wie vor kann ich mich mit dem allzu skizzenhaften Charakter der meisten Meringer'schen Ausführungen nicht recht befreunden. Auch möchte ich nochmals vor

solchen spekulativen Betrachtungen warnen, wie sie sich S. 181 über die Entwicklung der Tischformen und S. 187 über Brückenformen finden. Ein tieferes Eindringen in das kulturgeschichtliche Material Europas und der übrigen Welt wird zumeist (und so auch in den angezogenen Fällen) zu ganz anderen Resultaten führen. Ein Vermeiden dieser beiden Mängel würde sicherlich dazu beitragen, sowohl im sprachwissenschaftlichen wie ethnologischen oder allgemein-kulturgeschichtlichen Lager die Bedeutung seiner Arbeiten mehr hervortreten zu lassen, und aus diesem Grunde sei hier besonders darauf hingewiesen.

Meyer-Lübke behandelt (S. 211 ff.) in solidester Untersuchung hauptsächlich die römisch-romanischen Dreschmethoden (samt den dabei benutzten Geräten) und die zu ihrer Benennung verwandten Wörter, jedoch unter Heranziehung von allerlei anderem europäischen Material und von ägyptischen und vorderasiatischen Parallelen. Es ist interessant zu sehen, in wie zahlreichen Fällen die Wörter etymologisch eine andere Methode bezeichnen, als sie durch die mit ihnen benannten Sachen repräsentiert wird, und somit allerlei kulturgeschichtliche Ausblicke gestatten. Verfasser unterscheidet zwischen dem Austreten durch Tiere, dem Zermalmen durch Schleifen und dem Ausschlagen. Zur zweiten Methode gehören in erster Linie sowohl flache Steine ("Dreschsteine") wie Holztafeln mit Zähnen, die über das Getreide fortgezogen werden. Wenn er letztere für die nächste Entwicklung der Steingeräte hält, so ist das in dieser Form sicherlich nicht zutreffend. Die hölzernen Dreschtafeln sind nichts anderes als Reibebretter, nur einem neuen Zwecke angepaßt, und lassen sich nur im Zusammenhange damit kulturhistorisch ganz erfassen. Eigenartig, aber in seiner Ausgestaltung aus der Abbildung bei Meyer-Lübke nicht klar erkennbar, ist der emilianische *battitoio*. Außer den eigentlichen Schleifen werden dann noch Dreschwalzen und Dreschwagen behandelt. Auf die Geschichte der Dreschwalze geht Verfasser vernünftigerweise nicht ein. Sie hängt aufs engste mit der Geschichte der Walze überhaupt zusammen, die auf den gerollten zylindrischen Reibstein zurückgeht, wie er z. B. bei den Kulturvölkern Mittelamerikas, von Panama bis Mexico, belegt ist (nach mündlicher Mitteilung von Herrn Dr. Walter Lehmann). Die Dreschwalze verhält sich somit zum Dreschstein, wie der gerollte Reibstein zum bloß hin- und hergeschobenen. Was die Riefung der Dreschwalze anbetrifft, so ist sie wahrscheinlich an die Riefung der (viel älteren Kulturschichten angehörigen) Rindenstoffschlägel und verwandter Geräte anzuknüpfen. Das, was Meyer-Lübke Dreschwagen nennt und besser nach der Dreschwalze behandelt hätte, ist z. T. nur eine Umgestaltung der letzteren nach dem Prinzipie des vier- und mehrrädri gen Wagens; z. T. spielt aber auch ein Einfluß der hölzernen Dreschtafeln hinein (bei der Zählung der Walzen und ihrer Ausgestaltung zu Schneidegeräten). Von solchen gelegentlichen Einwänden abgesehen, wird der Aufsatz stets einen wertvollen Beitrag zur europäischen Sprach- und Sachgeschichte bilden.

Ein ausführliches Wörter- und ein ebensolches Sachverzeichnis schließen den 1. Band der neuen Zeitschrift ab. Mit Rücksicht auf ihren reichen Inhalt und die ihr zugrunde liegende, erfolgverheißende Methode ist ihr eine möglichst weite Verbreitung angelegentlichst zu wünschen.

Cöln.

W. Foy.

**Jolly J.** Die Adoption in Indien. Festrede zur Feier des 328. Bestehens der k. Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg, gehalten am 11. Mai 1910. gr.-8°. 35 S.

Die Adoption gehört zum ältesten Bestand des indischen Rechtes, ja es ist sogar im höchsten Grade wahrscheinlich, daß sie schon beim indogermanischen Urvolke üblich war, da sich ganz analoge Vorschriften und Gebräuche im griechischen, römischen und germanischen Recht finden. Dies kann nicht auffallen, da beim Fehlen der Institution des Testamentes im alten indischen und germanischen Recht — ohne schriftliche Fixierung der letztwilligen Anordnungen des Erblassers ist dieselbe bei einigermaßen komplizierten Verhältnissen in der Tat schwer durchführbar — die Adoption der einzige Weg war, um eine Erbschaft einer bestimmten Person zuzuwenden, respektive das Vermögen der Familie zu erhalten. Wir sehen deshalb die Adoption auch bei anderen schreibungsgewohnten Völkern, z. B. den Chinesen, und vor allem den Japanern, wie der Verfasser am Schlusse seiner geistvollen Ausführungen bemerkt, in höchster Blüte, während sie in Europa ganz außer Gebrauch zu kommen scheint. Dazu trägt meines Erachtens auch der Umstand bei, daß man im Orient viel Wert darauf legt, daß das Gewerbe des Vaters in der Familie fortgesetzt wird, mit andern Worten der nicht bloß in Indien herrschende Kastengeist, während bei uns geradezu die umgekehrte Praxis, daß nämlich der Sohn etwas anderes wird als der Vater, überhand nimmt. Auf die tiefer liegenden Ursachen dieser Erscheinung kann ich hier natürlich nicht eingehen.

In Indien wurde selbstverständlich, wie überhaupt im Orient jede rechtliche Institution, auch die Adoption mit religiösen Motiven in Verbindung gebracht, aber es scheint — ich will es dahin gestellt sein lassen, ob europäischer Einfluß dabei im Spiele ist oder natürliche Entwicklung sich geltend macht — als ob diese Motivierung mehr und mehr ihren Wert verliere. Ebenso charakteristisch für die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft in einer bestimmten Richtung ist die beständig zunehmende Bedeutung, die das weibliche Geschlecht sich als adoptierende Partei zu erringen weiß, doch gehen diesbezüglich sowohl Theorie als Praxis noch vielfach auseinander. Alle diese und ähnliche Fragen werden in der Festrede in kompensiösester Form besprochen, und wäre es zu wünschen, daß der Verfasser den Gegenstand in einem größeren Werke ausführlich behandelte, wobei vor allem die oft stark differierenden Ansichten der einheimischen Rechtslehrer zu würdigen wären. Doch auch schon in seiner knappen Form ist der Aufsatz ein wichtiger Beitrag zur vergleichenden Rechtsgeschichte und er sei deshalb allen Juristen wärmstens empfohlen.

Graz.

J. Kirste.

**Meister R.** Ein Ostrakon aus dem Heiligtum des Zeus Epikoinios im kyprischen Salamis. Abh. d. phil.-hist. Kl. d. Sächs. Ges. d. Wiss. 27, Nr. 9 (1909). S. 301—332. Mit zwei Tafeln. M. 1,60.

Das schon 1900 publizierte Ostrakon ist auf Grund einer Photographie von dem Verfasser einer Revision unterzogen worden und liegt nunmehr in einer Bearbeitung vor, die in der gründlichen und umsichtigen Weise Meisters alles — Text und Übersetzung, sprachlichen und sachlichen Kommentar — gibt, was zum Verständnis und zur weiteren Behandlung des schwierigen Textes nötig ist. Die Scherbe enthält eine Orakelantwort in doppelter Fassung sowie einige Vermerke über Tempel-

spenden. Der Herausgeber hat sich um die Deutung der Inschrift mit Erfolg bemüht. Wenn ich auch nicht immer von der Deutung Meisters völlig überzeugt bin, so weiß ich doch vorläufig nichts besseres an die Stelle zu setzen. Die Inschrift lehrt uns eine Reihe neuer sprachlicher Tatsachen, wie die Instrumentalform ἀνίρα-φι, den Dativ πῖα-φι, die Form πλότος = πλότος 'Platte'. Für besonders bemerkenswert halte ich die spirantische Aussprache des θ; wenigstens ist an der Lesung *seoi* = *θεωι* kaum zu zweifeln, obwohl die Inschrift sonst θ regelrecht mit *t* wiedergibt. Der Grund, den freilich M. für die Ausnahmestellung der Schreibung von *θεός* anführt, will mir nicht einleuchten (vgl. S. 315): gerade das Umgekehrte würde ich erwarten, nämlich daß in einem sakralen Wort die altertümliche Schreibung und Aussprache festgehalten wird, wie denn auch z. B. bei den heutigen Griechen das Wort *θεός* die lautliche Form der Kirchensprache vielfach beibehält. Ich möchte daher eher annehmen, daß der Wandel von θ in c (oder in einen Spiranten) durch besondere lautliche Ursachen, d. h. durch einen darauffolgenden hellen Vokal bedingt ist, also in einem Wort wie *tuμα* = *θυμα* (das auf der Inschrift unmittelbar vorhergeht) gar nicht zu erwarten wäre; man erinnere sich, daß in der Koine das θ nach Ausweis der demotischen Umschrift des 2. Jahrh. n. Chr. vor hellem Vokal früher als sonst spirantisch geworden ist (vgl. IF. 8, 194). Daß der kyprische Übergang von θ in c ein dorisches Element des Dialekts sei, halte ich nicht für erwiesen; jedenfalls ist diese Behauptung nicht dadurch zu stützen, daß die Verhauchung des intervokalischen c und der Übergang von ε in ι vor dunklem Vokal "speziell dorische Charakteristica auf Kypros" seien (S. 316): neue Beweise werden dafür nicht vorgebracht, meine früheren Bedenken gegen die Auffassung (Neue Jahrb. 15, 387 ff.) einfach ignoriert. Ansprechend scheint mir die Vermutung, daß die Form *japā* 'mit Gehet, unter Gebet' (I 7) ein echter Instrumentalis sei; die Form läßt sich freilich vorläufig auch noch als Dativ mit Verlust des Iota wie sonst im Kyprischen verstehen.

Der hohe sprachgeschichtliche Wert der Inschrift wird durch die eingehende Behandlung Meisters in helles Licht gerückt.

Straßburg.

Albert Thumb.

Ogden Ch. J. De infinitivi finalis vel consecutivi constructione apud priscos poetas graecos. Dissert. inaug. in Universitate Columbiae, Novi Eboraci MDCCCIX 66 p. gr. 8<sup>o</sup>.

Der Verf. stellt sich als Aufgabe die genaue Erforschung und Abgrenzung des in der attischen Prosa selteneren, dagegen im Englischen und bei den älteren griechischen Dichtern (von Homer bis Empedokles) häufigen Infinitives der Absicht und der Folge. Mit Recht geht er aus von dem Gedanken, daß uns dabei die etymologische Herleitung aus dem alten Dativ eines Verbalnomens weniger hilft als die genaue Beobachtung des vorliegenden Sprachgebrauchs und daß von Wichtigkeit ist eine scharf gegliederte Einteilung; er findet am geeignetsten eine Zerlegung in folgende 5 Gebiete: I. Das Subjekt II. Das Objekt des Hauptverbs ist Subjekt des Infinitivs. III. a. Das Objekt des Hauptverbs ist Objekt des Infinitivs. III. b. Zwischen dem Infinitiv und dem Akkusativ oder einem anderen mit dem Hauptwort verbundenen Nebenkasus besteht ein anderes Verhältnis. IV. Der Infinitiv hängt ab von einem einen Zustand bezeichnenden Satz. Freilich lassen sich die Klassen nicht immer streng ausein-

anderhalten, wie auch der finale und der konsekutive Sinn manchmal ineinander übergehen. Ferner ist es oft nicht leicht, zumal uns das unmittelbare griechische Sprachgefühl fehlt, zu unterscheiden zwischen den Fällen, wo der Infinitiv wie etwa bei κελεύω, *iubeo*, *heisse* mit dem Kasus fest zusammengewachsen ist, und denen, wo er als finales oder konsekutives Anhängsel erscheint: wohin gehört z. B. die Konstruktion von ὀρίνω mit dem Akkusativ und Infinitiv? Soll man verstehen 'ich treibe einen an zu gehen', oder 'ich setze einen in Bewegung, sodaß (damit) er gehe'?

In Klasse I treten hervor die Wörter der Bewegung, besonders des Gehens, bei denen aber das Partizipium des Futurs starke Konkurrenz macht. Zu beachten ist, daß μή beim finalen Infinitiv in den homerischen Gedichten durchaus fehlt und daß natürlich Fügungen wie τοῦ μή τὰ δίκαια ποιεῖν schon deshalb ausgeschlossen sind, weil der Infinitiv mit Artikel einer späteren Entwicklung angehört. Von anderen Mitteln des Ersatzes wird noch angeführt der Relativsatz mit Konjunktiv; wenn dabei geschwankt wird (S. 14), ob λ 134 f. θάνατος . . . ἐλεύσεται, ὅς κέ σε πέφνη zu übersetzen ist *mors . . . veniet, quae te interficiet* oder *interficiat*, so wird wohl das κε entschieden den Ausschlag für die erstere Auffassung im Sinne einer Aussage geben.

Unter II fallen unter anderem so schwierige Stellen, wie Π 671 (und 681) πέμπε δέ μιν πομπόειν ἄμα κραιπνοῖσι φέρεσθαι, wo man entweder wenden kann *committe(bat) autem eum . . . ducibus celeribus ferendum* oder aber *committe(bat) autem eum ducibus celeribus ut secum ferant (ferrent)*: gegen letztere Erklärung wendet Ogden ein, daß nur noch 2mal πέμπω mit acc. c. inf. vorkomme und daß ἄμα so unerklärt bleibe. Allein das eine scheint mir zu genügen und das andere überwindlich zu sein; ἄμα ist dann eben eine Verstärkung der in dem Medium liegenden Rückbeziehung auf das Subjekt: *committe(bat) autem eum ducibus celeribus ut simul secum auferant (auferrent)*, und ganz richtig bemerkt Faesi z. St. "ἄμα gehört demnach zu φέρεσθαι". Die Berufung auf A 592 περὶ ὧν = 'schoß dahin' hilft nicht weiter. Gegen das Passiv aber spricht die von Ogden in Kap. V S. 36 gemachte Bemerkung 'passivum quod passivum habeat significationem esse rarissimam', und wenn er ebendort hinzufügt 'nam qui infinitivi forma sunt passivi generis, re non multum a medio differunt, velut φέρεσθαι', so unterscheidet sich unsere Stelle von der anderen, wo dieses Verb in dieser Form auftritt, sehr charakteristisch durch den dabeistehenden Dativ, der ihr passivischen Sinn aufnötigt, sobald man sie nicht aktiv-medial faßt. Dagegen glaube ich auch, daß der amerikanische Gelehrte trotz der etwas harten Umstellung von μιν recht hat (gegen Ameis-Hentze, Faesi u. a.), wenn er Π 454 πέμπειν μιν θάνατόν τε φέειν καὶ νήδυμον ὕπνον bestreitet, daß der finale Infinitiv bei Homer fortgeschritten sei bis zu der Möglichkeit, aufzulösen: 'geleite ihn, daß der Tod ihn trage und der süße Schlaf'. Vielmehr meine ich, man kann nicht umhin, mit Ogden zu konstruieren: 'entsende den Tod und den süßen Schlaf, ihn zu tragen'.

In Abschnitt III überwiegt als regierendes Verb δίδωμι; in V werden die allgemeinen Gesichtspunkte des in Frage stehenden Infinitivgebrauches erörtert; daß das Passiv selten ist, wurde schon gesagt. Unter den Tempora tragen natürlich Präsens und Aorist weit den Sieg über das Perfekt davon. Das Prädikatsnomen beim Infinitiv richtet sich im ganzen wie auch später nach dem Beziehungswort im regierenden Satze, nur daß an Stelle des Genitivs und Dativs auch der Akkusativ stehen kann.

Was die Stellung angeht, so tritt der Infinitiv meist hinter das regierende Wort. Doch bringen Sinn und Rhythmus mancherlei Abweichungen herein, am seltensten ist Voranstellung infolge starker Betonung. Kapitel VI bietet eine tabellarische Übersicht nebst den daraus zu ziehenden Schlüssen. Es ergibt sich, daß die Konstruktion in den beiden homerischen Hauptepen häufig ist, dabei ist aber von besonderem Gewicht der inhaltlich einschränkende Satz (S. 42): *infinitivum non quemvis effectum sed eum qui natura vel necessario fit significare solere*<sup>1)</sup>. Jedoch ist zu beachten der Zusatz (S. 42/43): "Nec tamen desunt apud Homerum exempla usus laxioris, in quibus longe alia notio infinitivo atque enuntiato principali inest", so daß zugestanden werden muß "iam in sermone epico infinitivum ad enuntiatum secundarii similitudinem accedere coepisse, quae apud scriptores inferioris aetatis, adscita ũcre coniunctione, elaborata invenitur." ũcre und μῆ fehlen bei Homer so gut wie ganz. Was die Verdrängungsmöglichkeiten anbelangt, so tritt der Relativ- und der finale Konjunktionalsatz nicht sehr hervor; das Partizipium Futuri aber ist weit seltener bei den Verben des Schickens als bei denen des Gehens, weil es sich als Ausdruck des lebhaften Wunsches vorzugsweise ans Subjekt anschließt.

Über die oben genannten Nachfolger können wir fast ganz hinweggehen, weil sie kaum etwas Neues bringen, es sei denn, daß Hesiod die ũcre-Konstruktion erheblich weiter geführt hat, worin ihm die Elegiker gefolgt sind, und daß sich bei ihnen überdies μῆ meldet.

Die ganze Abhandlung wird beschlossen durch einen gleichfalls lateinisch abgefaßten Lebenslauf, aus dem man ersieht, daß der Verf. von Sehnsucht nach dem klassischen Ideal erfaßt von der Rechts- und Staatskunde zur griechischen Philologie zurückgetreten ist. Wir können ihr zu diesem reumütig heimgekehrten Sohne nur von Herzen Glück wünschen: sie hat an ihm eine vielversprechende Eroberung gemacht. Dies zeigt uns nicht bloß die weitgehende Beherrschung der einschlägigen Literatur, sondern vor allem die sichere Handhabung der Methode, als deren Seele Ogden mit einer bei einem amerikanischen Gelehrten doppelt erfreulichen Klarheit offenbar nicht die Statistik, sondern die Interpretation betrachtet, ferner die Gründlichkeit der Forschung und endlich die Sauberkeit der Darstellung, der schon rein äußerlich zur Seite geht die gefällige Ausstattung und die Reinheit von Druckfehlern; nur auf S. 35 liest man *exempla* statt *exempla*. Last, not least sei noch hingewiesen auf das neiderweckend flüssige sowie sprach- und fachrichtige Latein, wie wir es früher hatten, z. B. in den Beiträgen aus G. Curtius' Grammatischer Gesellschaft: daß *declarare* S. 28 im Sinne von *explanare* auftritt und S. 66 von *litterae humaniores* die Rede ist, wofür es besser hieße *studia humanitatis* oder *bonae, optimae, liberales, ingenuae artes, disciplinae*, und zwar vornehmlich deshalb, weil *humanus* keinen Komparativ bildet und die *humaniora* infolgedessen einen leicht barbarischen Beigeschmack haben: das u. ä. beweist bloß, daß auch die Besseren unter uns doch nur Menschen bleiben und auch von ihnen das Wort gilt *errare humanum est*! Trotzdem stimmen wir aus voller Überzeugung der Äußerung des aus Perry, Wheeler und Young bestehenden wissenschaftlichen Dreimännerausschusses bei "This monograph has been prooved by the Department of Greek in Columbia University as a contribution to knowledge worthy of publication".

Hannover.

Hans Meltzer.

1) Vom Berichterstatter schief gelegt.

**Buturas A.** Ein Kapitel der historischen Grammatik der griechischen Sprache. Über die gegenseitigen Beziehungen der griechischen und der fremden Sprachen, besonders über die Einflüsse auf das Griechische seit der nachklassischen Periode bis zur Gegenwart. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, 1910. 112 S. M. 3.—.

Der Inhalt des Buches ist durch den Titel deutlich angegeben; der Verfasser hat zwar an keinem Punkte eigene Untersuchungen ausgeführt, gibt aber in ansprechender Weise auf Grund des bisher Geleisteten ein übersichtliches (nur manchmal etwas unbestimmt gehaltenes) Bild von den fremden Einflüssen, die das Griechische erfahren, und den Einwirkungen, die es auf andere Sprachen ausgeübt hat. Ausführliche Literaturnachweise beschließen jedes einzelne Kapitel. Der Verfasser scheint mir die Abneigung des Griechischen gegen Aufnahme fremder Elemente etwas zu übertreiben (S. 10), aber seine Darlegungen ruhen im allgemeinen auf einem soliden sprachgeschichtlichen Verständnis. Schief sind die Bemerkungen über die prähistorischen Verhältnisse (S. 28 ff.), und von der Hellenisierung des nördlichen Teils der Balkanhalbinsel im Altertum hat er eine übertriebene Vorstellung. Aber die sprach- und kulturgeschichtliche Bedeutung der Lehnwörter (vgl. besonders das einleitende Kapitel) wird richtig eingeschätzt. Der Reihe nach werden in den Kapiteln II—VII die Beziehungen zum Semitischen und zu den anderen orientalischen Sprachen, zu den alten Sprachen der nördlichen Balkanhalbinsel, zum Lateinischen und zu den romanischen und germanischen Sprachen, zu den modernen Balkansprachen und zum Türkischen durchgenommen. Die bibliographischen Angaben sind sehr sorgfältig gemacht; bei S. 39 hätte noch auf mein Handbuch der griechischen Dialekte verwiesen werden können, bei S. 42 f. auf meine Besprechung von Krauß IF. Anz. 11, 96 ff., bei S. 95 auf meinen Aufsatz über die griechischen Elemente des Albanesischen (IF. 26, 1 ff.), der das vom Verfasser angeführte Referat meines Vortrags auf der Straßburger Philologenversammlung ersetzt; in meinem Vortrag über die Abstammung der heutigen Griechen ('Ελληνικός φιλολογικός Σύλλογος 27 [1900], 329 ff.) hätte der Verfasser Übereinstimmung mit seinen Bemerkungen über die Hypothese Fallmerayers finden können. Nur das glaube ich nicht, daß Fallmerayer durch 'persönliche' Gründe zu seiner Hypothese veranlaßt worden sei. Der böse Fallmerayer! Man muß es einem Griechen zugut halten, daß er noch heute seine begreifliche Erregung über den Mann äußert. Denn daß das griechische Volk und seine Sprache slavisiert worden seien, glaubt heute kein Sachkundiger mehr; freilich sind die Sachkundigen recht dünn gesät. Es ist mit ein Verdienst gerade deutscher Gelehrter, den grammatischen Einfluß des Latein, Semitischen und Slavischen auf das richtige Maß eingeschränkt zu haben. Was übrigens die fremden Spuren der Koine betrifft, so führt B. nur den Wandel von Tenuis in Media nach Nasal als Beispiel kleinasiatischen Einflusses an; doch ist mindestens mit der Möglichkeit zu rechnen, daß der Wandel von *v* in *z* und einiges andere von Kleinasien ausgegangen sind (vgl. Ref. Die griech. Spr. 133 ff.).

Die reichhaltigen Literaturnachweise des Verfassers könnten den Anschein erwecken, als ob im Gebiet der Lehnwörter der griechischen Sprache schon recht viel geleistet worden sei. Und doch fehlt es noch sehr an erschöpfenden Monographien der Art, wie wir jüngst eine Triandaphyllidis verdanken, der in einer trefflichen Arbeit die Lehnwörter der

mittelalterlichen Vulgärliteratur nach sprachlichen und kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten untersucht hat. Gerade für jüngere griechische Gelehrte liegen hier dankbare Aufgaben vor; aber wenn man z. B. die zahlreichen mundartlichen Glossare durchmustert, so beobachtet man, daß die Lehnwörter geflissentlich weggelassen werden — natürlich, sie haben für den ganz auf Altertümliches gerichteten Blick kein Interesse. Wenn ich bei Dialektaufzeichnungen ein Bild des Wortschatzes gewinnen wollte, so begegnete ich immer der Neigung meiner Gewährsmänner, mir 'barbarische' Wörter zu unterschlagen. Der geschichtliche Sinn für die Entwicklung der lebenden Sprache ist eben infolge der Herrschaft der klassizistischen Schriftsprache wenig ausgebildet. Das ist auch die Meinung von B.: "Die Griechen, von denen, das meiste in diesem Gebiete erwartet wird, haben, wie in allen anderen Zweigen der Forschung, so besonders auf diesem Gebiete, wenig geleistet, und dies erklärt sich aus dem Mißverständnis, dem diese Studien bei ihnen begegnen . . ." (S. 100). Aber das Unglaubliche ist, daß an diesem Zustand die — deutschen Forscher schuld sein sollen. Es verlohnt sich wirklich nicht, die eigenartigen Gedankengänge oder Sophismen des Verfassers wiederzugeben und zu widerlegen oder zu rektifizieren: man muß über die Philippica gegen die deutschen Gelehrten, die sich aus wissenschaftlicher Überzeugung auf die Seite der sprachlichen Reformer stellen, einfach lachen und geht am besten zur Tagesordnung über. Der Verfasser möchte am liebsten deutschen Gelehrten verbieten, in aktuellen Fragen des modernen Griechenland eine persönliche Ansicht gegen die herrschende Meinung der Griechen auszusprechen, denn so fragt er (S. 107): "Darf ein Universitätsprofessor offen schreiben 'Makedonien ist meines Erachtens für Griechenland verloren'?" Solche Sätze bestätigen, was ich jüngst gesagt habe: "Die wissenschaftliche Lehre ist leider in Griechenland nicht so frei, wie wir es bei einem so demokratischen Volk erwarten möchten" (Anz. 27, 50) <sup>1)</sup>.

Dem Buche ist ein besonders paginierter Anhang beigeheftet mit dem Titel "Einiges über das von Prof. G. Hatzidakis angekündigte Historische Wörterbuch der griechischen Sprache" (8 S.). B. rechtfertigt das von Hatzidakis skizzierte Programm gegenüber der scharfen Kritik Krumbachers in der "Internationalen Wochenschrift" 18. Dezember 1908. Wir erfahren dabei einiges Weitere über den Plan des griechischen Wörterbuches. Ich sehe daraus zu meiner Freude — es war mir bis jetzt nicht bekannt und ist mir vielleicht entgangen —, daß zunächst eine der dringenden Aufgaben Aussicht auf baldige Ausführung hat, nämlich ein

1) In einem kürzlich erschienenen Schriftchen 'Φιλολογία — ἐκπαίδευσις — κοινωνικὴ μόρφωσις' (Athen 1910), das mir durch die Lebenswürdigkeit des Verf. zugeing, äußert B. wesentlich andere Ansichten: er tadelt seine Landsleute, weil sie die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung nicht respektieren, sondern fremde Gelehrte beschimpfen, wenn sie anderer Ansicht sind; die Griechen müßten vielmehr für die Mitarbeit Fremder dankbar sein. Ich freue mich, daß B. den Mut hat, seinen Landsleuten einige recht bittere Wahrheiten zu sagen: hoffentlich bringt er viele andere zur gleichen Einsicht. Hatzidakis nennt mein Urteil über die Unfreiheit der griechischen Wissenschaft 'τερατῶδες' und weiß nur hinzuzufügen: "Δίκαιε Θεέ! λοιπὸν καὶ τοῦτο ἐτολμήθη" ('Αθηνά 22, 265). [Korrekturnote.]



„methodisch bearbeitetes, provisorisches Idiotikon der neugriechischen Volkssprache aus dem vorhandenen Material, welches dann in alle Teile Griechenlands und der Türkei ausgebreitet und von verschiedenen Gelehrten an Ort und Stelle ergänzt würde“. Ein solches Werk, das vor allem den Griechen zukommt und das von niemand besser als von Hatzidakis geleitet werden könnte, verdient uneingeschränktes Lob, und wenn es gelingt, schon in zwei Jahren damit fertig zu werden (vgl. S. c), so wird man die Arbeits- und Organisationskraft der Unternehmer noch ganz besonders loben müssen. Dieses Idiotikon wird mit Recht als eine notwendige Vorarbeit zum „Historischen Wörterbuch“ betrachtet. Ob die Organisation des letzteren zweckmäßig ist und ob vor allem Griechenland allein die genügende Zahl geschulter und gewissenhafter Mitarbeiter aufbringen wird, muß der Erfolg zeigen; warten wir daher ab, wie sich das Unternehmen weiterentwickelt, und verschieben wir unser Urteil. Nur soviel geht aus den Ausführungen von B. hervor, daß ein Thesaurus im Sinne des lateinischen (an den ursprünglich doch wohl gedacht war) nicht geplant ist. Beim gegenwärtigen Zustand der griechischen Lexikographie wird jedoch auch ein Werk, das sich engere Ziele steckt, dankbar zu begrüßen sein: das Bessere sei nicht der Feind des Guten, sonst werden wir noch auf unabsehbare Zeit mit dem kläglichen Zustand von heute zu rechnen haben. Damit die griechische Philologie recht bald aus der schlimmsten Misère herauskomme, möchte ich noch eine weitere Vorarbeit dringend empfehlen: die Herstellung einer Art Generalindex des in den Inschriften und Papyri enthaltenen Wortmaterials. Auch ein solches Werk würde provisorisch die allergrößten Dienste leisten.

In organisatorischen Fragen werden wir vorläufig noch zweifeln dürfen, ob der am besten zum Ziel führende Weg gewählt worden ist; aber in die Wissenschaftlichkeit des Unternehmens dürfen wir keine Zweifel setzen, da ein Mann wie Hatzidakis ihm seine Kräfte leiht.

Straßburg i. E.

Albert Thumb.

**Triandaphyllidis M. A.**, Die Lehnwörter der mittelgriechischen Vulgärliteratur, S. 38 u. 192, Straßburg, Trübner, 1909. M. 6.—

In einem Lande wie Griechenland, das seit so vielen Jahrhunderten der eigentliche Koalisationspunkt so mannigfaltiger Kulturen und so zahlreicher Völker aus Asien, Afrika und Europa ist, wäre man schon von vornherein bereit, eine überaus große Masse von Fremdwörtern zu erwarten. Und doch ist dies nicht der Fall. Die seit alter Zeit immer feste Idee des griechischen Volkes von seiner edlen Sprache und von seiner hohen Kultur ist während aller Jahrhunderte ein allzustarkes Hindernis zur unnötigen Aufnahme von Fremdwörtern gewesen. (Aus den Tabellen [Verf.] S. 163 sehen wir, daß ungefähr 1500 Fremdwörter im ganzen Mittelalter ins Griechische aufgenommen worden sind; von diesen sind nun aber die meisten [1040] wieder verloren gegangen). Nur in den Zeiten, als die Griechen nicht so fest an ihrer Kultur und ihrer Vergangenheit festhielten, wie z. B. in der frühbyzantinischen Zeit und zur Zeit der türkischen Herrschaft, ist dem Eingange der Fremdwörter Tür und Tor offen gewesen; und doch selbst in diesen Zeiten war der Reichtum des Griechischen so überaus groß, daß keine allzugroße Zahl von diesen in die griechische Sprache Eingang gefunden hat.

Verf. hat versucht, die Fremdwörter der ersten byzantinischen Periode

in bezug auf ihre Laut- und Kulturverhältnisse zu erforschen. Er, sonst ein eifriger Vertreter des Gebrauchs der Fremdwörter, tritt hier als Erforscher derselben uns gegenüber. Leider stellt dies Buch nicht ein in sich abgeschlossenes Ganzes dar. Es ist, wie Verf. selbst S. 12—13 sagt, anfänglich als eine kleine Einleitung zu einem Wörterbuche der mittelalterlichen Fremdwörter aufgefaßt, und es hat diesen Charakter von Vorstudien beibehalten, obschon der Rahmen beim Fortschreiten der Arbeit gelegentlich erweitert worden ist. Ebenfalls berichtet uns der Verf., daß er darauf verzichtet hat, alle Wandlungen der mittelhellenischen Lehnwörter zu verfolgen und zu erklären, da sein Wörterbuch einen Querschnitt durch die mittelhellenische Periode der Lehnwörter darstellt und nicht etwa eine historische Übersicht der Lehnwörter im Neugriechischen bieten soll. All dies macht die Beurteilung des Buches sehr schwer; denn man muß sich immer sagen, daß Verf. möglicherweise im Wörterbuch das sagen wird, was wir hier vermissen. Vor allem berührt uns unangenehm, daß jeder Nachweis über den Fundort eines jeden Wortes wie auch über die Beschaffenheit seiner handschriftlichen Überlieferung fehlt.

Indessen, wir müssen mit dem, was uns Verf. hier bietet, zufrieden sein; und es nicht wenig, da er im ganzen fleißig gesammelt hat. Da ich aber mit dem Verf. in einigen wichtigen Punkten nicht übereinstimmen kann, so will ich auf dieselben etwas näher eingehen. So ist Verf. in bezug auf die Orthographie in vielen Punkten von der gewöhnlichen, d. h. historischen Schreibung der Wörter abgewichen, was Ref. nicht für richtig halten kann. So schreibt Verf. S. 14—15: "Für die frühbyzantinischen Entlehnungen (hauptsächlich lateinische Lehnwörter) habe ich die historische Orthographie bewahrt; Schreibungen wie κανιδάτος, κατελλάνος, κουρίνα, mit Akut, bilden ja keine Inkonsistenz, da diese Wörter zur Zeit ihrer Entlehnung wenigstens größtenteils kurze Vokale und Akute bekommen haben". Dem ist es aber nicht so. Denn Herodian I 258 lehrt ausdrücklich, daß τὰ ἰταλικά προπερισπῶνται, Σαβίνα, Φαυστίνα, Ἰουστίνα, Κωνσταντίνα, ἡμίνα, Πλωτίνα, Τερίνα, Ἀκυλίνα, Ταρρακίνα, Τυρακίνα. Ebenfalls betonte man schon seit Polyb Δεντάτος, Τορκουάτος, Πακάτος usw. Mithin dürfen wir heutzutage nicht mit Verf. schreiben, Πιλάτος (S. 88), δουκάτον (87), τρακτάτος (128), μαντάτο (92), χηνάτον (127), ἐκκουκάτος (128), φοιδεράτος (38), φικκίνα oder φουκκίνα (30), σερπεντίνα (99), κορτίνα, ρηγίνα (127), ἐντελίνα usw. Noch schlimmer sind wohl Λογγίνος (126), πρίγκιψ (127) usw. Ja selbst auf die griechischen Wörter scheint sich diese Neuerungssucht auszudehnen; vgl. περρίτες neben ναύτες (S. 92). Auch die Betonung Σατανάς (88) und κατκικάς (93) stimmen doch mit dem, was Herodian I 51 lehrt, nicht überein.

Ferner schreibt Verf.: "Für die jüngeren mittelhellenischen Lehnwörter habe ich die phonetische Schreibung beibehalten. Ich schrieb ε, ο für alte α-ο-Laute, vereinfachte die Geminatio, unterließ den Asper usw. (ἀμπασαδόρος, κανέλα, ὁμάντζι st. ἀμπασαδῶρος, καννέλλα, ὁμαντζί)". Diese Neuerung ist aber doch meines Erachtens sowohl praktisch als auch wissenschaftlich nicht zu billigen. Man denke, daß wir nach dieser Lehre die frühbyzantinischen Entlehnungen nach der historischen, die mittelhellenischen aber, ebenso größtenteils lateinische oder romanische Elemente, nach der phonetischen Orthographie schreiben sollen. Also Κωνσταντῖνος κωνιστιώριον, κώνουλι usw. allein κοστίζω; κατέλλιον, φραγγέλιον, κρικέλλιν, τριλλιον usw., allein νοβέλα, κανέλα usw.; καγίττα allein

διπρέτο usw. Also beim Schreiben eines jeden solchen Wortes müssen wir zuerst nachfragen, ob es der ersteren, der frühbyzantinischen oder der mittleren oder sogar der neuen Periode angehört, um seine Orthographie darnach zu regulieren. Und wenn wir, wie es des öftern passieren wird, diese Zeitbestimmung nicht genau angeben können? oder wenn wir durch neue Entdeckungen oder sonst ein Wort aus älterer Zeit belegen können, werden wir dann auch seine Orthographie verändern? Also sie wird künftig nicht vom Etymon sondern von unseren Studien abhängig sein. So schreibt Verf. S. 99 κρόφα, da er das Wort für eine italienische Entlehnung hält; da es aber schon bei Hesych s. v. γρομφά gelesen wird, so ist es lateinische Entlehnung und mithin κρώφα zu schreiben. Praktisch ist also offenbar diese Methode durchaus nicht.

Allein auch wissenschaftlich ist es mit ihr nicht besser bestellt. Denn zuerst sprechen die Cyprier und einige andere Insulaner die Geminaten immer noch sehr deutlich aus; in Astypaläa spricht man sogar λτ st. λλ aus, und die Griechen Unteritaliens ebenfalls δδ st. λλ. Man sagt also πουλλί, bezw. πουλτί, πουδί, μικρούλλα bezw. μικρούλτα, μικρούδδα usw. Es ist deshalb nicht richtig νοβέλα, διπρέτο, κανέλα, κελί usw. zu schreiben, da so viele Griechen immer noch κελλί, κελλάρις, κακελλάριος, καίττα, βαλέτταc usw. aussprechen. Setzen wir noch hinzu, daß das Etymon dieser Wörter auf diese Weise ohne einen Grund verschleiert wird, novella — νοβέλα, cella — κελίον — κελί, und daß die Betonung auf der Penultima φωνούλλα, μικρούλλα, Κοσμέττος, τσαπέττα usw. durch die Schreibung der Geminaten deutlich wird. Nach all dem glaubt Ref., daß die orthographischen Neuerungen des Verf. nicht zu billigen sind.

Außerdem ist Ref. der Meinung, daß der Verf. in der Beurteilung des Laut- und Bedeutungswandels bei den Fremdwörtern fehlgegangen ist. Er unterscheidet nämlich die lautlichen wie auch die semasiologischen Erscheinungen in den Fremdwörtern von denjenigen in den echtgriechischen Wörtern nicht. So handelt er ausführlich über den Bedeutungswandel und über die mannigfaltigen Abteilungen und Unterabteilungen desselben, bemerkt aber nicht, daß sich all diese Phänomene nicht auf ganz dieselbe Weise bei den Fremdwörtern wie bei den Einheimischen studieren lassen. Denn ein einheimisches Wort wird gewöhnlich in mehreren eigentlichen wie metaphorischen Ausdrücken gebraucht, und so wird die Bedeutung des einen Ausdruckes durch die des anderen geschützt und gerettet, so daß nur langsam und stets auf psychologisch verständliche Weise verändert wird; dagegen kommt das Fremdwort zu uns in vereinzelt Phrasen, und da es uns unbekannt ist, suchen wir seinen Sinn aus dem Zusammenhang oder aus der unmittelbaren Anschauung zu erraten, weshalb wir es nicht selten falsch auffassen und in verschiedenen Gegenden mit ganz anderen Bedeutung gebrauchen. So heißt ἀγκανάρω in Makedonien anlocken, anziehen, auf Kreta aber zwingen, sich alle Mühe geben; γαζέπ in Mak. Schande, auf Kr. Qual; γυζί heißt auf Chios Petroleum, in Griechenland aber das Gas; γουρπούλης in Griechenl. unglücklich, auf Kr. schmutzig; γόφτος in Griechenl. Schmied, in Mak. Bettler; ζαρέc in Mak. Vorrat, auf Kr. Getreide; καίνριζω = wage in Mak., und berste auf Kr.; καλαμπάκι = Menge in Mak., Geschwätz auf Kr.; κλφας = Beamter in Mak., ein fertiger Schüler einer Kunst auf Kr.; καπιτάρει = es geschieht auf Mak., fange auf Kreta; καράρι = Weg auf Mak., Vergnügen, Sättigung auf Kr.; καρδμυ = Unglück in Mak., καρδνι = ύγρό-

πικρα Kr., κωπέλλι = Diener und unechtes Kind in Griechenl., Sohn, Junger auf Kr., κουτέλλα = Messer in Mak., große Stirn auf Kr.; μαρούλα = Hügel in Griechenl., Wange auf Kr.; μασιδ = Feuerzange auf Kr., und Kinnbacken in Mak., μακαράς ein Scherzer auf Chios, ein Bösewicht, unverschämte sonst . . .; μπαμπέτης = Feiger in Mak., Treuloser anderswo; νιδνί = Mitgift, Mak., insigne d'un ordre, Kr.; νταίρε = kleiner Tampur, Mak., und großer Raum im Haus auf Kr.; παπδρα = Stücke Brot in Milch, Mak., ein plötzliches Unglück, Kr.; παρατράφαρο allzu große Anstrengung bei der Arbeit, Mak., lustige Anekdoten auf Kr.; κουκούρι = das Übriggebliebene und der Mangel (sittlich) und alte Feindschaft; καμπίλι = Sonde und ein besonderes Kartenspiel; τριγούνι = Verbannung und Erhenken und auf Skyros Schande; πιδάλλα = Schulterblatt und eine Reihe Soldaten usw.

Dieselbe Bewandnis hat es auch mit den fremden Lauten; da wir nicht alle Laute der fremden Sprache, die wir hören, in unserer Sprache haben, so hören wir sie auch nicht gut genug; wir meinen im Gegenteil die Laute unserer Sprache zu hören, und so substituieren wir in der Tat die uns bekannten Laute an Stelle der unbekannten; ja es geschieht oft, daß hier dieser, und dort jener Laut substituiert wird (daß wir oft auch dialektisch differenzierte Erscheinungen aufnehmen, ist sicher; dies ändert aber an der Sache nichts); deshalb treffen wir in den Fremdwörtern derartige Lautstörungen, die bei den einheimischen Wörtern völlig unbekannt sind. Vgl. κουλάς, κούλα und κουλέας = Turm; κουρμάς und χουρμάς — Datteln, κρεμέζο — κριμέζι und κριμίζο = hellrot; λάστικο und λάστιχο und —ό; λουλάς und λουλέας, νολμπάντης — άλμπάντης — άλμπάνης — άλμπάνης; ντεστεμέλι und πεστεμέλι; βέουλα — βέουλα — βέουλα und älter βήγλα und βήγα; σαχάνι und σαγάνι; σίγουρος und σιγουρός; μάνικα und μανίκα; μανουάλι und μανάλι; μερεμέτι und μεραμέτι; μπελίς und μπελάς und ή μπελίς; μπελντές — μπελντές und πελντές; σούρσουρο und σούσουρο; στουππί allein στουμπνώνω: τολίμι und τεολίμι; ταμαχιδρίς und ταμακιδρίς; περγιακλής und θεργιακλής; ταιμπούσι und τσουμπούσι und ζουμπούσι; τίζαχι und τεζιάκι; τκουκκάλι und τκουκκάλι usw.

Es ist also klar, daß wir die allgemeinen Prinzipien des Laut- und Bedeutungswandels nicht bei den Fremdwörtern sondern bei den einheimischen studieren müssen; an diesen werden wir zuerst unsere Methode zu lernen und schärfen suchen, und erst dann unsere Erfahrungen von da aus auf die Fremdwörter übertragen.

In einzelnen läßt sich vieles korrigieren; so z. B. S. 11 kret. βρωμεμένος darf nicht durch Assimilation erklärt werden; denn man sagt auch das Präsens βρωμέω und den Aor. έβρώμενα; ferner spricht man daselbst auch άφώρεα — άφορέω, έφόρεα — φορέω, έπόνεα πονέω, εύκαίρεα (ε)ύκαιρέω, έμπόρεα μπορώ, έπαίνεα επαινώ usw., und so finden wir den Ursprung dieses ε in alten Phänomenen wie ήνεα, ώζεα usw.

S. 20 stellt Verf. die Synkope des schwächsten i-Lautes auf dieselbe Linie mit derjenigen der stärkeren Laute α, ο, υ; vgl. φ(υ)λακή, φ(υ)λακώνω, χαρ(ι)τώνω, καθαλλ(ι)κεύω, περ(ι)μαζώνω, σ(ι)τάρι usw. einerseits und κόρο(ο)δον, άκ(ου)λουθώ, κουκ(ου)λλώνω, παρ(α)θαλαμίδι, καρ(α)κάλλιν, ματ(α)ράτσο usw. andererseits. Die letzteren Erscheinungen lassen sich leicht durch Kretschmers Gesetz erklären, die anderen aber nicht; indes wir brauchen es auch nicht; der unbetonte schwächste aller Laute i ist einfach synkopiert.

S. 21 γαβᾶθι kann sein θ nicht von Plur. γαβᾶθια bekommen haben; denn wir sprechen auf Kreta bei den anderen Nom. stets den Singular mit τ, μάτι, κομμάτι, σπίτι, κανάτι, χαρτί usw. Außerdem würden wir außerhalb Kretas die unauffizierte Form γαβᾶτι finden, was nicht der Fall ist; denn auf Chios und sonst braucht man γαβᾶθα. Ich würde an eine Anlehnung an βαθύς denken, wenn die Form γαβαθόν nicht schon bei Hesych stände. Also θ ist schon alt.

Die Verbindung von ἀγκίδα st. ἀκίδα mit λαγοῦντο st. λαγοῦτο ist unrichtig; das letztere ist wohl Schreibfehler, denn heute sagt man stets λαγοῦτο; das erstere aber ist samt ἀγκᾶθι schon lange durch Kontamination mit ἀγκύλη, ἀγκυλώνω, ἀγκίστρι usw. erklärt worden (vgl. Ref. 15 Μεσαιωνικά und Νέα Ἑλλην. II 502). Auch die Gleichstellung von κυβουλεύω, κυβουλή, κυβάζω usw. mit δέδρα st. δένδρα ist nicht zu billigen. Vgl. κυ-τυ-ρίζω, ἀκύ-δοτος κύ-γαμβρος usw. nach κύ-λληψες κύ-μυαῖνα, κύ-ρριζα usw.

Das S. 96 über κάβουρρος = leer Gesagte kann nicht richtig sein; einen solchen Fall des Gegensinnes bei dem Bedeutungswandel hätte der Verf. durch andere, einheimische Beispiele beweisen sollen. Übrigens gibt es doch kein Adjektiv κάβουρρος mit der entgegengesetzten Bedeutung voll; und es konnte auch nicht gebildet werden. Solche Formen auf -oc werden im Neugriechischen von den Substantiven gebildet, allein sie sind immer ebenfalls Substantiva mit augmentativer Bedeutung, nicht aber Adjektiva; vgl. κομμάτι — ὁ κόμματος, πεζούλλα — ὁ πέζουλλος, κεφάλι, κεφάλια — ὁ κέφαλος, τραπέζι ὁ τράπεζος, κωπέλλι ὁ κύπελλος, τὸ κόπανον ὁ κόπανος usw. Also ein Adjektiv ὁ κάβουρρος mit der Bedeutung voll, woraus ein Fall des Gegensinnes bei dem Bedeutungswandel leer entstehen könnte, konnte in der griechischen Sprache nicht existieren. Alles ist einfach, wenn wir κάβουρρος auf ein Kompositum ἀκάβουρρος zurückführen; vgl. θάλασσα — ἀθάλαστος, μοῖρα — ἄμοιρος, μοῦσα — ἄμουσος, γλῶσσα — ἄγλωστος, σπορά — ἄσπορος, ἐσπέρα — ἀνέσπερος, πείρα — ἀπειρος, γέννα — ἄγεννος, τόλμα — ἄτολμος usw. In bezug auf die Aphäresis des anlautenden ἀ- brauche ich kaum hinzuweisen auf Fälle wie ἀφαλή — ἀφαλίζω — φαλίζω, schon bei Theoph. 239, 24 φαλιεσθῆναι, Pasch. 624, 13 ἐφαλίσθη, Leon von Neapel 46, 9 ἐφαλίζεν; ferner Cedren. II 86, 4 κατὰ τὸν Κηδούκτου χώρον st. Ἀκηδούκτου; ebenfalls Leo Grammat. 230, 6 κουβίτους st. ἀκουβίτους; Porphyr. Caer. 523, 15 τὸ τατηνάριον st. ἀτατηνάριον; Theophan. Contin. 654, 8 τοῦ τηκρήτις; Dukas 62, 13 πληκεύων; vgl. auch τῶν st. ἀτῶν Porphyr. Caer. 995, 10, 295, 15 usw.

Was Verf. S. 96—97 über die Wandlungen beim Genus Verbi sagt, ist nicht geeignet, die Erscheinung in ein besseres Licht zu stellen. Es ist eine Erscheinung, die, vom Altertum stammend, im Mittel- und Neugriechischen stark entwickelt worden ist, so daß heutzutage fast jedes Verb sowohl transitiv als intransitiv gebraucht werden kann. (Darüber ausführlich in einem in Ἑπετηρίς τοῦ ἔθνικοῦ Πανεπιστημίου 1907—1908 erschienenen Aufsatz). Fehlerhaft wird auf S. 65 das Wort θύεθλα (aus θύς + θλα, vgl. W. Schulze, Quaest. Epicae S. 313) unter denjenigen Wörtern angeführt, die vom κλ gekommen sein sollen.

S. 15 schreibt Verf.: "(Venez.) canevo (ital. canapa; canavaccio = Tuch) zu καναβούρι". Allein ital. canavaccio heißt auch im Neugriech. καναβᾶτο und bedeutet ebenfalls ein dickes Tuch; man muß es also nicht mit canevo — καναβούρι Hanfsamen verwechseln.

S. 80 "περὶν Stück, Grundstück; Trivol. II 7 ῥήγας εἶναι ὁ πατέρας

μου κ' ἔχει περίττια μπέττια". Allein μπέττια hat doch mit πεττὶ nichts zu tun; auch der Akzent und der Anlaut und zuletzt die Bedeutung machen große Schwierigkeiten. Es ist also ganz einfach auf ital. bezzi zurückzuführen. Sonderbar scheint auch das, was S. 129 steht "cινάτωρ, senator, Bezeichnung von Soldaten"; es wird wohl cινάτωρ — signator... zu schreiben sein. S. 126 "μαξιλλάριος, maxillaris = ad maxillam pertinens, Diener im Zirkus, der das Kissen besorgte". Aber der Diener μαξιλλάριος wird direkt mit μαξιλλάριον und nicht mit maxilla im Zusammenhang stehen; es heißt mithin μαξιλλάριος st. μαξιλλαρίος. S. 125 "μανούδι, manualis (mit der Hand gefaßt) großer Kirchenleuchter". Nicht weil es mit der Hand gefaßt wird, heißt es μανούδι und μανδί (auf Korfu), sondern weil es sozusagen mit Händen, die nach oben gerichtet sind, versehen ist, um die Kerzen zu tragen. S. 107 "trebellum, τρία τριβέλιον"; das Wort lautete terebellum, woraus nach Kretschmers Gesetz τρεβέλιον werden könnte; und nach Anlehnung nicht an τρία, sondern an τρυπῶ und τρυπᾶν ist es zu τρυβέλι geworden. Warum ἑδάγιον exagium an ἑξ angelehnt sein soll, verstehe ich nicht. Das Wort heißt heutzutage ἄξδι; und warum S. 128 κουβουκλήσιος auf cувуclesius und nicht auf cubiculensis zurückgeführt wird, weiß ich nicht.

S. 87 "heißt ῥογεῖω (Geld) verteilen, zerstreuen, ausstreuen", und S. 95 "ῥογεῖω, die Soldaten besolden, Rekruten ausheben". Lat. rogare, woraus ῥογεῖω, hieß doch auch bitten, einladen, woraus sich die Bedeutung Soldaten sammeln, diese bezahlen usw. leicht entwickelte.

Kretsisches ἑῶ kommt nicht von ἑξουσία her, sondern von ἄξι. Und ζαμάγρια und καρδινάζω stehen nicht bei Erotokritos, sondern καταρδινιάζω (κατα + ordino) und ζαβ-άγρια von ζαβός, wie κουφός — κουφάγρια, τραβός — τραβάγρια, τυφλός — τυφλάγρια usw.

Die Metathesis des in — zu νι — im Anlaut, die Verf. S. 127 Anm. vermutet, läßt sich im Neugriechischen gut nachweisen; vgl. ἵντερέσσο — νιτερέσσο, ἵντερεσσάδος — νιτερεσσάδος, ἵντράδα — νιτράδα. Die Form καλίκι st. καλίγι, woraus καλικώνω st. καλιγώνω, ist weder durch Dissimilation noch durch Assimilation zu erklären (S. 40 und 69), sondern vielmehr durch Anpassung ihres Ausganges an die allbekannte Endung der Deminutiva auf -κι; vgl. auch κατράμι — κατράνι und ταίμι — ταίνι (auf Kreta) nach der Endung auf -νι. Die Form καλιβώνω st. καλιγώνω, die bei Porphy. de Caer. 671, 9 gelesen und heute in Thrake gesprochen wird, ist vielleicht durch Dissimilation entstanden, wie wohl auch γα-μοῦλος st. βα-μοῦλος, γασμουλικὸν st. βα-μουλικὸν.

Doch genug der Kleinigkeiten; das Buch darf als ein guter Beitrag zur Kenntnis des Mittellgriechischen angesehen werden, und es genügt; hoffentlich wird der junge Verfasser auch sein Lexikon bald erscheinen lassen.

Athen.

G. N. Hatzidakis.

**Pernot** H. Études de Linguistique néo-hellénique. I. Phonétique des parlers de Chio. Thèse de Paris. Im Selbstverlag des Verfassers. 1907. 571 S.  
**Dieterich** K. Sprache und Volksüberlieferungen der südlichen Sporaden im Vergleich mit denen der übrigen Inseln des Aegäischen Meeres. Wien. Hölder 1908. Schriften der Balkankommission III, 2. 526 Sp. 4<sup>o</sup>. M. 24.—.

Die beiden Bücher sind so charakteristische Darstellungen neu-

griechischer Dialekte, daß sie eine eingehende Besprechung verdienten. Aber da mir dazu bis jetzt die Zeit fehlte, so begnüge ich mich mit einer allgemeinen Würdigung, um überhaupt die weiteren Kreise der Sprachforscher auf jene Werke aufmerksam zu machen. Jeder, der sich mit neugriechischer Sprachforschung beschäftigt, wird oft genug in die Lage kommen, zu Einzelheiten in den beiden Monographien Stellung zu nehmen. Sie sind auf gänzlich verschiedener Grundlage aufgebaut. Pernot geht mehr in die Tiefe, Dieterich mehr in die Breite. Der erstere schildert uns die Lautlehre eines einzelnen Dialektes, desjenigen von Chios, und verwendet zur Beschreibung der phonetischen Eigenart die Hilfsmittel, welche die moderne Phonetik uns an die Hand gibt. Lautkurven und stomatoskopische Bilder belehren uns über alle Einzelheiten der Lautbildung, und um nur ein wichtiges Beispiel anzuführen, die Gaumenbilder S. 241 f. geben uns eine klare Vorstellung über die Aussprache des *ke* und die Bewegung des Lautes nach *ts* hin. Der Wert solcher Feststellungen liegt darin, daß wir von da aus erst die entsprechenden Lautvorgänge des Neugriechischen phonetisch exakt beurteilen können. Das gilt z. B. auch von dem, was über den Vokaleinsatz, über die Melodik der Sprache, über die Dauer der betonten und unbetonten Vokale, über das Verhältnis von Intensitäts- und musikalischem Akzent gesagt wird; es ist höchst bemerkenswert, daß dem neugriechischen Akzent ein musikalisches Element innewohnt, eine Beobachtung, die meines Wissens zum ersten Mal hier gemacht wird. Ich könnte in der Aufzählung solcher wichtigen Dinge, die aus dem Buche zu lernen sind, noch beliebig fortfahren. Freilich, alle diese phonetischen Tatsachen sind vorläufig für uns noch ganz isoliert: denn für diejenigen neugriechischen Dialekte, von denen wir bis jetzt eine genauere Kenntnis haben, liegen Beobachtungen nach der Art Pernots überhaupt noch nicht vor. Man kann vielleicht die Frage aufwerfen, ob es sich schon verlohnte, einen neugriechischen Dialekt so mit allen seinen lautlichen Feinheiten aufzunehmen, nachdem wir noch nicht einmal über die größten Dinge im Gesamtbereich der neugriechischen Dialekte genügend unterrichtet sind. Aber freuen wir uns des Gebotenen, das einen festen Ausgangspunkt bilden kann, wenn auch kaum zu hoffen ist, daß ähnliche Untersuchungen bald folgen werden. Es ist auch nicht das, was man als nächstes Ziel der neugriechischen Dialektforschung gerade erstreben muß.

Im Rahmen seiner Darstellung vergleicht Pernot natürlich auch die verwandten Erscheinungen der übrigen Dialekte: er zieht die Arbeiten der Mitforscher gewissenhaft zu Rate und setzt sich mit deren Ansichten eingehend auseinander. Auf Einzelheiten einzugehen, in denen ich mit dem Verfasser nicht übereinstimme, ist hier nicht meine Absicht. Die Noten des Verfassers geben ein gutes Bild dessen, was auf dem Gebiete der neugriechischen Lautlehre bisher geleistet wurde, und illustrieren zugleich die Mannigfaltigkeit der mundartlichen Erscheinungen. Wie stark die mundartliche Differenzierung des Griechischen ist, zeigt schon die Insel Chios für sich allein: sie besitzt eine beträchtliche Zahl von mundartlichen Varietäten (die sich in eine nördliche und südliche Gruppe teilen lassen), und es ist von allgemeinstem sprachwissenschaftlichen Interesse, zu beobachten, wie die Unterabteilungen des Dialekts sich nach Verwaltungsbezirken ordnen lassen, obwohl die Lebensbedingungen dieser Bezirke keineswegs verschieden sind — eine neue hübsche Illustration zu den

Ergebnissen der deutschen und sonstigen Dialektgeographie. Was die Stellung des Dialekts von Chios betrifft, so hütet sich Pernot vor einer bestimmten Einordnung: er begnügt sich, Beziehungen zu Mazedonien wie zu Cypern, d. h. Berührungen und Durchkreuzungen nach den verschiedensten Seiten festzustellen; Pernot geht so weit, daß er sogar die Einteilung in nord- und südgriechische Dialekte bestreitet. Darin zeigt sich der methodische Gegensatz zu Dieterich, der in seinem Buche gleich auf das Endziel der neugriechischen Dialektforschung, die Entstehung und Gliederung der Dialekte, losgeht.

Dieterich vermisst in den bisherigen Dialektarbeiten "die konsequente Behandlung geographisch zusammengehöriger Gebiete und die Bemühung, das Quell- und Ursprungsgebiet eines Dialekts oder einer Dialektgruppe festzustellen" (Sp. 5). Man habe auf diese Aufgabe nicht geachtet, "weil man überhaupt die Mundarten einzelner Gegenden zu sehr als ein gegebenes Ganzes, einen geschlossenen Organismus ansah". Und darum tadelt Dieterich an meiner Behandlung des Dialekts von Amorgos, "daß die von der Geschichte gegebenen Fingerzeige in der Lautanalyse gar nicht beachtet sind, daß wohl Vergleiche mit andern Inseldialekten angestellt werden, daß aber niemals ein Versuch gemacht wird, wenigstens den Einfluss . . Kretas in dem Lautsystem nachzuweisen", und er meint mit Bezug auf Hatzidakis und mich, "daß es für die Inseln zwecklos und sogar verfehlt ist, die sprachliche Erforschung einer einzelnen in den Mittelpunkt zu stellen", während er bei Kretschmer auszusetzen hat, daß er zu wenig Rücksicht auf die Siedelungsverhältnisse genommen habe (Sp. 12). Ich halte meinerseits eine Dialekt-darstellung, wie sie Kretschmer gegeben hat (s. Anz. 22, 39 ff.), geradezu für vorbildlich und verspreche mir davon mehr Nutzen als von der Behandlungsweise Dieterichs. Außerdem sind die Forderungen Dieterichs nicht so neu, wie deren Ankündigung es erscheinen läßt: als ich mich Anfang der 90er Jahre mit den neugriechischen Dialekten zu beschäftigen anfang, war mir das Ziel, dem nun Dieterich nachstrebt, nicht unbekannt, weil natürlich die Gruppierung der Dialekte und die Feststellung ihrer gegenseitigen Beziehungen, sowie die Verwendung der Ergebnisse zu Zwecken der Siedelungsgeschichte überhaupt zu den Aufgaben der Dialektforschung gehören. Nur muß man die Dialekte erst kennen, bevor man ihre Beziehungen untersucht, und da bleibt eben nichts anderes übrig, als zunächst einmal jeden Dialekt für sich als Einheit zu behandeln, wie das auch Pernot trotz der inzwischen besser gewordenen Kenntnis der Dialekte getan hat. Daß es keineswegs zwecklos und unfruchtbar ist, mit einer kleinen Dialekteinheit, d. h. z. B. einer kleinen Insel zu beginnen, ist auch jetzt noch meine Überzeugung. Wer diese Arbeit zum Nutzen der Sache ergänzen will und lieber in die Weite schweift, der verfolge etwa eine einzelne Spracherscheinung durch das ganze Sprachgebiet und mache damit den Anfang von Dialektkarten, wie sie im deutschen, französischen und rumänischen Sprachatlas vorliegen. Nur so kommen wir wirklich zum Ziel. Sonst liegt die Gefahr nahe, daß wir spekulieren und konstruieren. Dieser Gefahr ist denn auch Dieterich nicht entgangen. Er sah seine Aufgabe darin, zu zeigen, welchen Anteil der cyprische und kretische Dialekt an der Gestaltung des Sporaden- und Kykladendialekts haben. Er verfährt daher in der Behandlung der Laut- und Formenlehre sowie des Wortschatzes so: er gibt zuerst die Erscheinungen, die in der (südlichen) Sporaden- und in der Kykladengruppe vorkommen, dann diejenigen, die



nur in der einen oder andern Gruppe beobachtet werden, und untersucht schließlich das Material "mit Rücksicht auf seinen cyprischen oder kretischen Ursprung". Daß die Sporaden mehr cyprische Elemente als die Kykladen aufweisen würden, war zu erwarten; daß man eine kretisch-westliche und eine cyprisch-östliche (südöstliche) Dialektgruppe zu unterscheiden habe, stand schon fest; diese Tatsache springt natürlich durch Dieterichs Untersuchungen deutlicher in die Augen. Aber "da die sprachliche Erforschung Kretas noch ganz im Argen liegt" (Sp. 24), so hängt eben doch ein Teil der Konstruktionen Dieterichs völlig in der Luft, und ich weiß nicht, wie ich selbst im Jahre 1892 den Anteil Kretas am Dialekt von Amorgos hätte untersuchen sollen, nachdem jener Dialekt auch heute noch ebenso unbekannt ist wie damals. Noch etwas anderes beeinträchtigt die Konstruktionen Dieterichs: wir kennen noch zu wenig die Ausdehnung der von ihm beobachteten Erscheinungen über das abgegrenzte Gebiet hinaus; die Fäden laufen nicht nur von Cypern und Kreta nach den übrigen Inseln, sondern auch von diesen weiter westwärts und nordwärts. Die Feststellung etwa, daß *c* auf Patmos, Kos, Nisyros, Cypern, Siphnos, Amorgos, Syra zu *ö* geworden ist, besagt für die Zusammengehörigkeit jener Dialekte gar nichts, da z. B. auch der Peloponnes die gleiche Aussprache kennt (vgl. mein Handbuch, 2. Aufl. § 28; dasselbe gilt von Lautübergängen wie  $\mu\pi\ \nu\tau\ \gamma\kappa$  zu *b d g* (Handbuch § 15 Anm. 2), oder gar von Formen wie  $\acute{\alpha}\kappa\lambda\omicron\upsilon\theta\acute{\omega} = \acute{\alpha}\kappa\omicron\lambda\omicron\upsilon\theta\acute{\omega}$ , die gemeingriechisch sind und schon auf die Koine zurückgehen; es gilt vollends vom Wortschatz, der von D. nach demselben Rezept behandelt wird. Dieterich will mehr beweisen als seine Mitforscher beweisen zu können glauben. Woher weiß er denn so sicher, daß die Cypern, Kreta und den Inseln gemeinsamen Elemente von Süden und Osten her gekommen sind? Warum sollen nicht manche Erscheinungen umgekehrt von Norden und Westen her vorgedrungen sein? Solange man das Verbreitungsgebiet einer sprachlichen Tatsache nicht wirklich kennt, tut man gut, sich nicht auf eine bestimmte Konstruktionsformel festzulegen, weil sie den unbefangenen Ausblick verbaut. Da es sich um lebende, also unmittelbar der Beobachtung zugängliche Dialekte handelt, so ist es nicht unsere Aufgabe, Hypothesen darüber zu machen, wie wohl die Sache sein könnte, sondern es ist vielmehr die erste Pflicht der Forschung, das Material zu beschaffen und kritisch zu bearbeiten, wie das ja auch die heutige Dialektforschung sonst zu tun gewohnt ist. Wir ändern, die wir von Dieterich gewissermaßen als rückständig betrachtet werden, stehen einfach auf dem Boden der 'Realpolitik'. Auch einzelne lautgeschichtliche Probleme werden gelegentlich mehr gefördert, wenn man die Bedingungen in einem einzigen Dialekt genau studiert; ein Beispiel hiefür ist der Wandel von  $\lambda$  in  $\rho$  vor Konsonant ( $\epsilon\rho\pi\acute{\iota}\delta\alpha$  u. dgl.), womit sich jüngst Psichari eingehend beschäftigt hat. Statt ein Paar Beispiele von den verschiedenen Inseln zu geben und daran einige ganz allgemeine Vermutungen anzuknüpfen (Sp. 65), wäre es nützlicher, den Zustand eines einzigen engbegrenzten Dialekts wirklich kennen zu lernen. Auch Pernot (S. 300—304) geht zu rasch darüber hin, indem er sich begnügt, die selteneren Fälle des Lautwandels mitzuteilen, statt alle Belege und vor allem auch die Ausnahmen (Bewahrung des  $\lambda$ ) zu verzeichnen.

Ich habe bis jetzt nur meinem Widerspruch Ausdruck gegeben, weil ich die methodische Seite von Dieterichs Buch in den Vordergrund stellte. Doch seien auch die Verdienste der mindestens anregenden und

fleissigen Arbeit hervorgehoben. Das Buch enthält ein außerordentlich reiches Material, das für die Kenntnis des Sporadendialekts sehr wertvoll ist, und ebenso wie Pernot, vielleicht nicht ganz so eingehend, hat Dieterich die Ergebnisse der neugriechischen Sprachforschung herangezogen. Ich verzichte hier ebenfalls darauf, zu Einzelheiten mich zu äussern, wozu ich hin und wieder Anlaß hätte. Auf eine Reihe einzelner Versehen hat Hatzidakis in ausführlicher Besprechung aufmerksam gemacht (vgl. Mitteil. d. Seminars f. orient. Sp. XII, 2 und *Ἀθηνᾶ* 20, 535 ff.). Gegen das scharfe Urteil, das aber Hatzidakis auf Grund einzelner Versehen gefällt hat, möchte ich Dieterich in Schutz nehmen; denn was er als Nicht-Griecher für die Erforschung neugriechischer Dialekte getan hat, ist auf jeden Fall ein Verdienst. Eine wertvolle Beigabe sind die zahlreichen Dialekttexte, besonders die Märchen aus Kos, Kalymnos, Astypalaea. An guten Dialektproben ist ja kein Überfluß.

Es ist erfreulich, daß für solche Werke, die nur einen ganz kleinen Interessentenkreis haben, die Mittel zur Drucklegung bei uns zur Verfügung stehen. Der Franzose Pernot mußte sein Werk auf eigene Kosten herausgeben, die Deutschen Kretschmer und Dieterich fanden für ihre neugriechischen Dialektstudien bei der Wiener Akademie Unterkunft, die dank einer Stiftung über große Mittel zur Erforschung der Balkanhalbinsel verfügt. Um so weniger versteht man, warum ein solches Buch so außerordentlich teuer gemacht wird, daß der Preis geradezu wie ein Prohibitivmittel gegen die Anschaffung durch Private wirkt. Es wäre doch besser, dem Gelehrten den Erwerb des Buches zu erleichtern, statt ihn eventuell zum Verzicht darauf zu zwingen.

Straßburg.

Albert Thumb.

**Danielsson** O. A. Zu den venetischen und lepontischen Inschriften. Skrifter utgifna af K. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Uppsala XIII, 1 (1909). S. 1—33.

E. Lattes hat in den *Rendiconti del R. Ist. Lomb. di sc. e lett.*, ser. II, vol. 34 (Milano 1901), 1131 ff. eine Veneter-Inschrift veröffentlicht, die auf einem jetzt verschollenen Bronzeeimer aus Canevói bei Belluno im nördlichen Venetien in lateinischer Punktschrift eingestanzt war. Sie lautet:

ENONI. ONTEI. APPIOI·SSELBOISSELBOI·ANDETIC. OBOSECVPETARIS·

Wir lernen aus ihr zunächst zweierlei: 1.) daß in zwei andern Veneter-Inschriften (Pauli Altital. Fo. 3 n. 259 und 261) mit Deecke, Lattes, Torp, Thurneysen *ekupeðaris* und nicht nach Pauli *ekupeoarīs* zu lesen ist, daß also das alte Veneteralphabet die Aspirata θ nicht aufgegeben hatte, und 2.) daß dieses Wort, das in den Pauli bekannten Inschriften auf Grabstelen, hier aber auf einem Bronzeeimer der *supellex funebris* steht, nicht "Grab" bedeuten kann, wie Pauli wollte. Was es freilich bedeuten soll, weiß auch Danielsson nicht bestimmt zu sagen. Den übrigen Teil der Inschrift übersetzt er:

*Ennoni, Ont(e)θ, Appio, Selbo († Selbo) Andeticis*

d. h. auf 4 (?) asyndetisch koordinierte venetisch-illyrische (und keltische?) Individual- oder Vornamen im Dat. Sing. folgt der übergeordnete Familienname im Dat. Plur. Neu und, wie mir scheint, vom Standpunkt der Formenanalyse aus betrachtet, evident richtig, ist dabei die Erklärung von *andetic. obos*. Über ihre Tragweite höre man Danielsson selbst: "Die

von Brugmann Grundr. II<sup>2</sup> 2, 259 für den idg. Dat.-Abl. Pl. der nominalen *o*-Stämme (im Gegensatz zu dem der pronominalen) als ursprünglich vorausgesetzte Endung *-o-bh<sup>s</sup>* (neben *-o-m<sup>s</sup>*) ist also wenigstens in einem Falle tatsächlich belegt, und die venetische Form ist ganz identisch mit dem altkeltischen Dat. Pl. der *o*-Stämme auf *\*-o-bos*, den man nach dem Muster des bekannten μαρπεθo, ναυαυικαθo konstruiert hat. Übrigens ist der venetische Pluraldativ auf *-obos* nichts völlig Neues, denn Pauli hat schon diese Form in den Ausgängen der Inschriften n. 8 und 21, αοφο.s., zeroφο.s., erkennen wollen — eine Vermutung, die jetzt ein erhöhtes Gewicht erhält, obgleich der Sinn jener Stellen noch nicht ermittelt ist [S. 11f.] ... *\*Andetikos* (in einheimischer Schrift *\*anzetikos*, Dat.-Abl. Pl. *\*anzetikoφos*) ist ... das venetische Gegenstück zum gallisch-lateinischen *Andetiaccus* ... Das [durch unsere Inschrift] festgestellte Vorhandensein eines venetischen Dat.-Abl. Pl. auf *-bos* (idg. *\*-bhos*, gall. *-bo(s)*, lat. *-bus* usw.) ist ... ein nicht unwichtiges Zeugnis für die näheren Beziehungen, in denen, wie es scheint, diese Sprache einerseits zum Keltischen und andererseits zum Italischen gestanden hat." [S. 13].

Einwände gegen Danielssons Erklärung lassen sich namentlich drei erheben: ein paläographischer, ein stilistisch-sachlicher, ein syntaktischer.

Der erste, die Trennung der beiden Buchstabengruppen *andetic. obos* durch einen Punkt, wiegt am leichtesten. Danielsson begegnet ihm selbst durch den Hinweis, daß die 'Binneninterpunktion' (nach Lattes: "interpunzione congiuntiva") nicht nur ein Charakteristikum der im einheimischen Alphabet geschriebenen Veneter-Inschriften, sondern überhaupt eine weitverbreitete und auch den lateinischen Inschriften nicht gänzlich fremde Erscheinung ist.

Den zweiten Einwand wirft der Verfasser nicht selbst auf. Wie kam man dazu, den 4 Brüdern oder Trägern des gleichen Gentilnamens *Andetici* einen ihnen gemeinsam gewidmeten Bronzeimer oder eine ihnen gemeinsam gewidmete Garnitur ähnlicher Ausstattungsstücke (S. 4f.) ins Grab mitzugeben? Sind sie gleichzeitig gestorben, vielleicht gefallen? Oder hat man ihnen die Gegenstände nach der Beisetzung des zuletzt Gestorbenen gemeinsam und nachträglich gestiftet? Mir sind Fälle eines Grabkultus der letzteren Art aus dem italischen Altertum nicht geläufig; auch habe ich Beispiele ähnlich stilisierter Weihinschriften (4 asyndetisch aneinander gereihte Individualnamen mit einem Gentilnamen im Plural) nicht zur Hand.

Der letzte Einwand betrifft die Frage: wie verhalten sich diese Dative syntaktisch zu *ekupetaris*? Danielsson sagt von diesem Worte nur, daß es der sepulkralen Begriffssphäre anzugehören scheine (S. 7), daß mit ihm "der betreffende Gegenstand in irgend einer Weise als für einen ins Grab gelegten Toten bestimmt, zum Grabesattirail gehörig bezeichnet wurde" (S. 8). Er wagt also keine Entscheidung, ob wir ein Substantiv, ein Adjektiv, ein Part. Perf. Pass., ein Kompositum oder einen Wortkomplex (S. 9 Anm. 2) vor uns haben. Er rechnet aber jedenfalls mit der Möglichkeit, daß *ekupetaris* ein nomen appellativum ist, und daß wir es mit einem adnominalen Dativ zu tun haben. Diese Möglichkeit scheint ihm im Lauf der Untersuchung zu einem Exkurs geführt zu haben, der jetzt den zweiten und größeren Abschnitt der Arbeit bildet (S. 14—33).

Schon Lattes hatte *ontei* und *appioi* ihrer Endung wegen mit Formen 'lepontischer' oder 'keltoligurischer' Inschriften wie *piuonei*, *tekialus* (Pauli

Altital. Fo. 1 n. 14) verglichen. Pauli und Kretschmer haben diese Bildungen als Genetive aufgefaßt; Torp hat in einer einzelnen Inschrift ähnlicher Art und Herkunft Dative gesucht; Ref. wollte ohne Torps Vorgang zu kennen in wieder andern Inschriften die Formen auf *-ui* und *-ei* als keltische Dative erklären, stieß aber bei der Durchführung des Gedankens auf syntaktische Schwierigkeiten, die er nicht überwinden konnte; Hirt hat die Formen als Dative bezeichnet ohne die sich erhebenden Schwierigkeiten konsequent durchzudenken; Danielsson schließt sich ihm an und sucht dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Mit welchem Erfolg?

Er hält bei Inschriften-Typen wie

*piuonei* : *tekialui* : *pala*,

die man bisher mit 'des Pivones Tekialos (Bivones Dekialos) Grab' übersetzte, auch eine dativische Ausdrucksweise wie 'dem N. N. das Grab' mit Prädikatsellipse oder 'Grab für N. N.' mit adnominalem Dativ für 'sehr wohl denkbar', und sucht andererseits durch den Nachweis von *i*-Genetiven bei *o*-Stämmen auf Inschriften gleicher Herkunft die *ui*-Genetive als solche zu diskreditieren. Er hält selbst freilich seine Nachweise nicht für 'völlig stringent', und ich fürchte: er hat Recht. Bei dem verhältnismäßig sichersten Beispiel eines *i*-Genetivs, in der Inschrift *alkouinos* | *aškoneti* kann freilich *aškoneti*, wenn es ein Name ist, der patronymische Genetiv eines *o*- oder *io*-Stammes sein. Es ist aber die Möglichkeit, daß wir es mit dem patronymischen *i*(s)-Nominativ eines *io*-Stammes, wie öfters im Latein., Falisk. und Etruskischen zu tun haben (cf. *Atios* : *Atis* aus dem 'lepontischen' Ornavasso) nicht ganz von der Hand zu weisen. Der adnominale Dativ ist in Typen, wie den oben angeführten, vom Standpunkt der idg. Kasussyntax aus natürlich möglich: nachgewiesen ist er in Inschriften italischer Denkmäler meines Wissens nicht. Ich würde mich leichter entschließen — wovon Danielsson noch absehen möchte — die nicht eben sichere Bedeutung 'Grab' für *pala* durch eine andere zu ersetzen, die die Dativkonstruktion in höherem Grade begünstigte (vgl. das über *ecupetaris* Gesagte).

Denn darin haben Hirt und Danielsson zweifellos Recht; wenn es gelänge, den ganz unkeltischen *ui*-Genetiv als Genetiv zu beseitigen und so die Hypothese vom keltischen Ursprung unserer Inschriften in ihre anscheinend verlorenen Rechte wieder einzusetzen, wäre nach anderer Seite hin manches gewonnen. Pauli hat die Inschriften zuerst als keltisch, dann als ligurisch bezeichnet, Kretschmer hat die ligurische Hypothese revidiert und neu begründet, Ref. ist ihm mit einiger Reserve gefolgt, hat aber das Adjektiv 'keltoligurisch' nur als 'konventionellen Ausdruck' gelten lassen wollen. Es ist wahr: das Fundgebiet unserer Inschriften ist mit 'ligurischen' Ortsnamen auf *-asco* usw. übersät, aber warum sollten sich, so gut wie auf lateinischem und umbrischem, nicht auch auf altligurischem Boden keltische oder gallische Inschriften finden können? Es spricht alles dafür, daß die Ligurer eine vorindogermanische Bevölkerung darstellen, mindestens eine Bevölkerung, die lange vor den italisch-keltischen Indogermanen in Süd-West-Europa zu Hause war; man mag die verschiedenartigen, freilich nicht alle stichhaltigen Gründe nachlesen, die neuerdings Modestov in seiner Introduction à l'histoire romaine S. 113ff. gesammelt hat. Besteht aber diese Wahrscheinlichkeit zu Recht, dann wollen wir die kleine Gruppe von Inschriften, die zweifellos in einer idg. Sprache geschrieben ist, nicht ohne Not an den Namen

der Ligurer knüpfen. Danielsson hat gezeigt, daß eine solche Not nicht besteht. Nennen wir sie mit ihm wieder 'lepontisch'; der Begriff entspricht dem Fundgebiet der Inschriften und läßt die Frage nach ihren nächsten ethnischen und sprachlichen Verwandten offen.

Daß die Arbeit im einzelnen an feinen epigraphischen und sprachlichen Beobachtungen reich ist, und daß die Grenze zwischen Tatsache und Vermutung mit unerbittlicher Klarheit gewahrt wird, braucht bei einem Forscher wie Danielsson kaum betont zu werden.

München.

G. Herbig.

**Weigand** Fr. L. K. Deutsches Wörterbuch. 5. Aufl. Nach des Verfassers Tode vollständig neu bearbeitet von Karl v. Bahder, Hermann Hirt, Karl Kant. Herausgegeben von Herman Hirt. Gießen, Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker) 1907 ff. Bd. 1, A bis Kz in 6 Lieferungen, XXIII S. und 1184 Sp. Bd. 2, L bis Schiefer, in Lief. 7—10. 704 Sp. Lex. 8o. Pr. der Lieferung M. 1,60.

In der großen Reihe der deutschen Wörterbücher hat das Weigandsche schon lange eine hervorragende Stelle eingenommen. Die Fülle der darin behandelten Worte, die eingehende Berücksichtigung ihrer Etymologie und ihrer Formentwicklung besonders in der nhd. Zeit haben den Weigand zu einem allen Germanisten unentbehrlichen Hilfsmittel gemacht. Leider aber hat der Verfasser schon die Drucklegung der vierten 1881/82 erschienenen Auflage nicht mehr besorgen können, wenn ihr auch, wie der Verlag erklärte, noch zahlreiche in Weigands Nachlaß vorgefundene Notizen zugute gekommen sind. Eine gründliche Erneuerung des viele Jahre schon vom Büchermarkt verschwundenen Werkes tat also not. Setzt nun gewiß schon jede Wörterbucharbeit ein besonders entsagungsvolles Gemüt voraus, so erst recht die gewissenhafte Bearbeitung eines von einem andern geschaffenen Wörterbuchs. Kein Wunder daher, daß die beiden ersten Bearbeiter nacheinander das Werk unvollendet aufgegeben haben. Umsomehr Dank verdient Herman Hirt, daß er es zu Ende geführt und uns den alten tüchtigen Weigand in neuer vollkommenerer Gestalt beschert hat. Auf jeder Seite, ja fast bei jedem Wort sind Fortschritte zu bemerken, besonders auf dem Gebiete der Etymologie und der Chronologie des nhd. Sprachguts. Hatte Weigand zu der Bestimmung des ersten Auftretens der nhd. Worte sich hauptsächlich auf die älteren Wörterbücher gestützt, so sind jetzt auch die literarischen Quellen in weitem Umfang herangezogen, wodurch für eine große Zahl von Worten ein weit höheres Alter nachgewiesen werden konnte. Die Angaben über die Aussprache sind sehr zuverlässig; mir ist da nur wenig aufgefallen, was ich zu beanstanden hätte, so z. B. die Angabe, daß *Böschung* in Norddeutschland und auf der Bühne jetzt mit *ö* gesprochen werde: ich habe in den 47 Jahren meines Lebens, die ich fast ausschließlich in Norddeutschland zugebracht habe, das Wort nur mit kurzem *ö* gesprochen und gehört. Siebs verlangt auf der Bühne allerdings *ȫ*. — *Husten* soll in Norddeutschland mit kurzem *u* gesprochen werden. Siebs verlangt langes *u*, und anders kenne ich's für das Hochdeutsche auch nicht. Im Nd. kommt allerdings auch kurzer Vokal vor: dithm. *hōsp*, aber lauenbg. *hōsp*, *hausp*, meckl. *hausp*. — Warum der Wein von Napoli di Malvasia durchaus *Malvdsier* gesprochen werden soll, wie schon Weigand verlangte, versteh ich nicht. Siebs gibt auch

richtig Malvasfer. — *Rokoko* spricht man doch besser mit dem Akzent auf der ersten Silbe (so auch Siebs), nicht auf der zweiten, wie Hirt angibt. — In den Erklärungen der Stichworte findet sich manches Entbehrliche, so — um ein vom Herausgeber im Vorwort selbst angeführtes Beispiel zu nehmen — wenn *Auge* erklärt wird als 'Sehwerkzeug des menschlichen oder tierischen Körpers'. Im allgemeinen aber sind diese Bedeutungsangaben sehr wertvoll und ersetzen, wie Hirt mit Recht bemerkt, in vielen Fällen ein näheres Eingehen auf die Bedeutungsentwicklung. Im einzelnen wird hier allerdings noch verschiedenes zu berichtigen und zu ergänzen sein. Ich habe mir u. a. folgende Fälle angemerkt: *Ale* ist erklärt als 'das englische ungehopfte, süße Weizenbier'; es ist aber vielmehr ein stark gehopftes Bier, und es gibt sowohl *bitter ale* als auch *sweet ale*. *Driesch* ist nicht 'brach', d. h. 'umgebrochen, gepflügt, aber nicht besäet', sondern 'ungebrochen ruhend'. — *Kamp* ist nicht überall ein 'mit Zaun oder Graben eingefäßtes Feldstück'; in meiner Heimat (Sachsen-Lauenburg) bezeichnet es vielmehr das weite offene Feld an der Grenze der Dorfmark im Gegensatz zu den von Knicks umgebenen Koppeln in der Nähe des Dorfes. — Bei *Kleinmeister* fehlt die in der Kunstgeschichte allgemein übliche Bedeutung: Künstler (bes. des 16. Jahrh.), die vorzugsweise Kupferstiche kleinen Formats schufen, ohne tadelnden Nebensinn. — Verschiedene Erklärungen von Schifffahrtsausdrücken sind nicht richtig oder entsprechen nicht ihrer heutigen Verwendung: *Gangspill* heißt so, weil bei seiner Bedienung die Matrosen um das Spill herumlaufen müssen, im Gegensatz zum *Pumpspill*, das durch pumpenartige Auf- und Niederbewegung betrieben wird, und zu dem heute auf größeren Schiffen meistens verwendeten Dampfspill (vgl. Neudeck u. Schröder Das kleine Buch v. d. Marine. 56.—60. Tsd. S. 319 f.). — *Hulk* (die von Hirt vorangestellte Form *Holk* habe ich nie gehört, noch in modernen Schriften jemals gelesen) ist, jedenfalls hier an der Küste, kein 'großes, schweres' Lastschiff mit flachem Boden', sondern ein altes abgetakeltes Kriegsschiff (also auch nicht mit flachem Boden), das stets im Hafen und fest liegt und als Wohnstätte für Marinemannschaften (Kasernenhulk) oder zu Ausbildungszwecken (z. B. Maschinenhulk) dient. — *Kuli* ist an der Küste allgemein auch 'Gemeiner (Matrose, Heizer usw.) der Kriegsmarine'. — *Maat* ist erklärt als 'Genosse, Gefährte, Schiffsgehilfe'. Ein Maat der Kriegsmarine ist Unteroffizier; Obermaat = Sergeant. —

Das für die Leser dieser Zeitschrift wichtigste der in diesem vielseitigen Werke behandelten Gebiete ist das der Etymologie, für die Hirt hier allein verantwortlich ist. Auf diesem Gebiete war eine Zusammenfassung der in so vielen weit verstreuten Arbeiten der letzten Jahrzehnte niedergelegten Ergebnisse der Forschung zu einem dringenden Erfordernis geworden, und gerade diese Aufgabe hat Hirt auf das glücklichste gelöst, wenn auch das Werk sich in dieser Beziehung nicht mit dem etymologischen Wörterbuch der norwegisch-dänischen Sprache von Falk und Torp vergleichen und dieses auch dem, der selbst etymologische Studien treibt, nicht ersetzen kann. Das soll kein Vorwurf sein: Das Werk von Falk und Torp ist ausschließlich etymologisch, das Hirt-Weigandsche Werk aber nicht einmal in erster Linie, es hat außerdem noch eine Reihe von Aufgaben zu lösen, die den größeren Teil des zur Verfügung stehenden Raumes beanspruchen. Die Hauptsache ist, daß die Angaben zuverlässig sind, und in dieser Beziehung verdient Hirts Arbeit hohes Lob. In einer

stattlichen Reihe gediegener Arbeiten hat er an der Aufhellung der etymologischen Verhältnisse des indogermanischen Wortschatzes mit glücklichstem Erfolge mitgearbeitet, sein Buch vom Indogermanischen Ablaut ist das wichtigste Rüstzeug für etymologische Studien überhaupt, mancher kühne Wurf ist ihm gelungen, und wenn sein Wagemut ihn gelegentlich einmal fehl gehen ließ, so konnte das nicht schaden in Schriften, die sich an den engeren Kreis der selbständig urteilenden Mitforscher richteten. Bei einem Werke aber, das wie das vorliegende sich auch an ein größeres Publikum wendet, ist eine scharfe Kritik der in der Fachliteratur vorgetragenen Ansichten sehr am Platze, und diese Kritik — das muß man anerkennen — hat der Herausgeber in ernster, gewissenhafter Weise geübt, nicht nur an den Arbeiten anderer, sondern — und das ist noch mehr anzuerkennen — auch an den von ihm selbst früher vorgetragenen Ansichten. Ja, man kann wohl sagen, daß diese Kritik oft sogar zu scharf ausgefallen ist, daß auch hinter Erklärungsversuche, die andern voll gelungen scheinen, gar zu vorsichtig noch Fragezeichen gesetzt sind.

Daß in einem Werke, das Tausende von Einzelerwägungen und oft zeitraubenden Untersuchungen erfordert, trotz darauf verwendeter größter Sorgfalt, dennoch hier und da Versehen und Mängel sich finden, ist unvermeidlich, und so möchte ich denn bitten, wenn ich in den folgenden Einzelbemerkungen zum etymologischen Teil des Werkes zuweilen auch auf solche Fälle hinweise, darin nicht die Absicht zu mäkeln erblicken zu wollen, sondern den Wunsch, auch meinerseits wenigstens etwas zu einem Werke beizutragen, für das alle Fachgenossen dem Herausgeber wärmsten Dank schulden.

*Ahnden* Vb. führe ich zurück auf eine Basis germ. *án(a)þ*, redupliziert (*a)n-án(a)þ*, dann ergibt sich Zusammenhang von germ. *anþjan* in ae. *ēpan* 'hauchen' mit germ. got. *nanþjan* 'wagen'; Bedeutungsverhältnis wie in lat. *anima* : *animus*. S. meine Ablautstudien (im Folgenden angeführt als ASt.) Heidelberg 1910, S. 9. — *Beiern* 'die Glocke mit dem Klöpfel anschlagen' wird als 'dunkel' bezeichnet; es ist gebildet von *beier* in *bimbambeier* wie das synonyme *bimmeln* von *bim*, vgl. meine Ausführungen GRM. 1, 703. *Bammeln* 'herabhängend hin- und herschwanken', sowie *bummeln* 'hin- und herschlendern' sind nicht als eigentliche onomatopoietische Bildungen aufzufassen, sondern haben von der Hin- und Herbewegung des Glockenschwengels ihre Bedeutung; auch *beiern* bedeutet aus demselben Grunde 'hin- und hertaumeln'. — Zu *Beifuß*, *blacksfeld*, *bofist*, *brombeere* vgl. jetzt Edw. Schröder Nachr. d. Gött. Ges. d. Wiss. 1908, S. 15 ff. Zu *brombeere*: dem ae. *brēmel*, ne. *bramble* 'Brombeerstrauch' entspricht im Suffix nd. (lauenbg.-meckl.) *brummelbēr*. — Zu *Brücke* vgl. jetzt Meringers Abhandlung Wörter u. Sachen 1, 187 ff. — Wie *dahlen* 'albern reden oder handeln' mit got. *dwals* 'löricht' 'wurzelerwandt' sein könnte, ist mir nicht klar<sup>1)</sup>. — *Dietrich*: nd. *dierk* 'Nachschlüssel' (wovon das Vb. *dierken* und von diesem *dierker*, wiederum 'Nachschlüssel') ist nicht eine Deminutiv- oder Koseform, sondern lautgesetzlich aus *Diderik* entstanden wie *Freerk* aus *Frederik* 'Friedrich' mit Schwund des intervokalischen -d- wie z. B. in *Schröer* aus *Schröder*, vgl. meine Ausführungen GRM. 1, 140. — *Driesch*, nd. *drēsch*, *dreisch*, mnd. *drēsch*, bisher unerklärt, stellt sich mit mnd. *dreisich* (*ei* aus germ.

[1] Vgl. Hirt IF. 12, 195. 199. W. Str.]

eu) 'in Driesch liegend, ruhend' ganz ungezwungen zu got. *driusan* 'fallen', ae. *drūsia* 'träge werden', ne. *drowse* 'schlummern, ausruhen', nd. *drüseln* 'schlummern, ausruhen'. *Driesch* ist also der 'ausruhende Acker'. — *Dorl(en)* 'Kreisel(n)' wird aus mhd. *turmel(n)* mit Ausfall des -m- gedeutet. Es steht aber in regelrechtem Ablautsverhältnis zu nhd. *quirl*, ahd. *thwiril*, ae. *þwírel*, mnd. *dwerl*, *dwarl* 'Wirbel', wozu mit s-: nl. *zwirrelen* 'schwirbeln', norw. *svirla*, ne. *swirl* 'wirbeln', Basis idg. (s)teyer, germ. *steuer*, *þeyer*, wozu auch mhd. *durmeln*, *turmeln*, ferner *sturm* und *swarm* (\*sty-) s. ASt. 80 ff. — *Eingeweide* stelle ich mit Falk-Torp Et. Wb. 1362 zu dem Baumnamen *weide* als 'Geflecht', vgl. mnd. *ingewand* 'Eingeweide' zu *winden*, mhd. *krēbe* 'Eingeweide; Korb', auch *geschlinge* 'Eingeweide' dürfte aufzufassen sein als 'Geflecht'; vgl. ferner Zupitza Gutt. 111, got. *hairþra*, ae. *hræder* 'Eingeweide' zu got. *haurds*, nhd. *Hürde* usw., lat. *crates* 'Geflecht', sowie ai. *plāçis* m. 'ein best. Eingeweide', nach Uhlenbeck Et. Wb. 181b vielleicht zur idg. Wz. *plek* 'flechten'. — *Enke* 'unter dem Großknecht stehender Vieh- oder Ackerknecht' stelle ich als '(Dienst)knochen' zu ahd. *encha* 'Schienbein, Knöchel', nhd. *Enkel* usw. Ähnliche Bedeutungsentwicklung u. a. in *Knecht*, *Knabe*. — *Entzwei* ist noch heute nd. (lauenbg.) *intwei*. — *Essig*: Die ursprüngliche Konsonantenfolge ist erhalten in schweiz. *achis*. — *Erstunken* vgl. mnd. *erstinken* 'böswillig erfinden, erlügen' und *faule* ('erlogene' eig. 'stinkende') Ausrede, nd. *hē lücht*, *dat hē stinkt*. — *Fasching*: Die Ableitung von *vastgink* (so mnd. neben älterem *vastgank*) wird sicherlich mit Unrecht abgelehnt. Sie ist formell tadellos: in *vastgink* mußte das -stg- erleichtert werden, entweder durch Schwund des g: mnd. *vastink* oder des -t-, dann -sg- zu -sk-, -sch-: *vaschink*. — *Fatzke* ist nicht mit einem Suffix -ke gebildet, sondern es ist der *Fatz(i)ge*, latinisiert schweiz. *Fatzikus*, wie der *Luftige* zu *Luftikus* usw., s. meine Ausführungen ZfdPh. 38, 521. — *Fehme* 'Eichel- oder Bucheckernmast', aus nd. mnd. *veme* f., unerklärt: die ältere, in keinem etymologischen Wörterbuch herangezogene Form *vedeme* zeigt deutlich den Zusammenhang mit ahd. *kavatōt* 'pastus', *fatunga* 'Fütterung, Mästung', ablautend mit got. *fōdjan*, as. *fōdian*, nd. *füüdq*, ne. *feed*, nhd. *Futter* usw. — *Flöz* aus nd. *flōts*, *vlōts* ist eine Ableitung von nd. *flōt(e)*, mnd. *vlote* 'großer Abrahamlöffel', gebildet wie nd. *laps*, *slaps*, *taps* usw. Bedeutungsverhältnis wie in nd. mnd. *stēf* 'großer Löffel'; übertragen: 'Flegel, Schlingel'. Vgl. Ref. GRM. 1, 703. — Über *flegel* vgl. jetzt Meyer-Lübke Wörter u. Sachen 1, 211 ff. — *Fleiß* habe ich ZZ. 37, 394 zu germ. \**splītan* 'spalten', nhd. *spleißen* usw. gestellt. Bedeutungsentwicklung: Zwiespalt — Wetteifer — Fleiß. So jetzt auch Falk-Torp Et. Wb. 236. — *Funke*, wozu ne. *funk* 'Gestank', steir. *fankerl* 'Stäubchen', lautet regelrecht ab mit bair. *pfnückeln* 'riechen, stinken', anord. *fnýkr* 'Gestank', Basis *fenak* 'stieben', s. ASt. 39 ff. — *Gatter*: vgl. Falk-Torp Et. Wb. 312, Walde Wb. 283 s. v. *hedera*. — *Gedeihen*: vgl. steir. *dahen* 'trocknen, dörren', Ref. GRM. 1, 648 und jetzt auch Falk-Torp Et. Wb. 1313. — *Gelehm* adj. 'leicht sich fügend und biegend', auch *gelīm*, unerklärt, stelle ich zu anord. *limr*, ae. *lim* 'Glieder, Zweig', ne. *limb*. Zur Bedeutung vgl. ae. *līpiȝ* 'biegsam' zu *līþ* 'Gelenk, Glied', got. *līþus*, nhd. *Glied* usw. — *Geschwind* (germ. *swenþ-* d. i. *sk(e)wénþ*) lautet regelrecht ab mit anord. *skynda*, *skunda* 'beschleunigen', ahd. *scuntan*, mhd. *schunden*, *schünden* 'heizen' usw.: germ. *skund* aus *sk(e)w(e)nd* oder *sk(e)w(e)nd-*, Basis germ. *skewenþ* (ā). Mit *geschwind* steht in sekundärem Ablaut *gesund* (germ. *swenþ*: *swund* > *sund*), sowie ahd. *sunt*, noch in *Sundgau*, ae. *sūþ*, nhd.



*Süd.* Bedeutungsübergang: geschwind, stark, geschickt; recht(e Hand); südlich. Ae. *swiþra hand* 'rechte Hand', *on þa sūþ-healfe* 'in dextera parte; contra meridiem': derselbe Übergang wie z. B. in air. *dess* 'rechts; südlich'. Wer sich 'orientiert' hat den Süden zur Rechten, den Norden zur Linken: germ. \**nurþra*, nhd. *Norder-* zu umbr. *nertru* 'links'. Der Süden ist also nicht eigentl. die 'Sonnenseite', sondern die 'rechte Seite'. S. ASt. 75 ff. — *Gicht*<sup>2</sup> 'Aussage' (*beichte*) von ahd. *jehan* unerklärt: alle bisher aufgestellten Erklärungsversuche nehmen auf as. *juhu* 'ich gestehe' keine Rücksicht; *je-* neben *ju-* kann nur auf urgerm. *eu-* zurückgehen: *jehan* daher aus *éu(a)han*, ablautend mit (*e*)*uðhan* in ahd. *giwahan*, nhd. (*er*)*wähnen*, wozu wohl noch got. *aukþōn*. Germ. Basis *euah*, idg. *eyoqe* in lat. *vōx*, griech. *étroc* usw. S. ASt. 50 ff.; ebenda S. 47 ff. über *Gicht*<sup>3</sup> (die Krankheit). — *Glander* 'Gleitbahn', spätmhd. *glinden* 'gleiten': vgl. ae. *forglendrian* 'verschlingen', wozu mit beweglichem *s-*: nhd. *schlund*, mhd. *slinden* usw. Wegen *sk-* aus *s + g-*, *s + gh-* usw. glaube ich nächstens die bei manchen Forschern noch bestehenden Bedenken zerstreuen zu können. — *Gnatz* 'Übellaunigkeit' hat, glaub ich, nichts mit *Gnätze* 'Hautausschlag, Krätze' zu tun, sondern gehört zu *gnatzen*, *gnattern* 'verdrießlich murren'. — *Grachel* wird von Holthausen GRM. 2, 505 sicher mit Recht als Kompromißform aus gld. *gr(anne) + achel* erklärt. Ebenso habe ich das nach Hirt dunkle lautliche Verhältnis von *flader* zu gld. *flaser* erklärt (GRM. 1, 703): *Flaser* ist Kompromißform aus *fla(der) + gld. (m)aser*. Ich habe aber nachträglich bemerkt, daß diese Erklärung schon bei Torp-Falk Germ. Wortschatz 251 sich findet. — *Grätschen*: got. *grids* hat, wie ich PBB. 29, 553 (wozu jetzt auch Uhlenbeck Tijdschr. v. nl. Taal- en Letterk. 24, 271f.) nachgewiesen habe, idg. *i*; die Zusammenstellung mit lat. *gradus*, *gradior* ist daher aufzugeben; got. *grids* gehört zu nhd. *schrift*, *schreiten*. — *Grips* 'Fassungskraft' von nd. (*be*)*grīpen* '(be)greifen, fassen', wie das syn. *merks* von *merken*. — *Grille*: vgl. nd. *du hes wol'n sirs* 'du bist wohl verrückt': *sirs* 'Grille, Heimchen', schwed. *syrsa*, dän. *sirís*. — *Grienen* (mit *i*) ist nicht eine 'nd. Nebenform von greinen', sondern dessen genaue nd. Entsprechung. — *Halle* hat trotz Hirt und Walde nichts mit nd. *hille* 'Raum über den Viehställen' zu schaffen; dies ist mnd. *hille*, *hilde*, *helde* und bezeichnet den Bodenraum an den Seiten des Hauses, hat also eine schräge, geneigte Decke; das Wort gehört mit nhd. *helling* aus mnd. *helding* 'geneigtes, schräges Baugerüst für Schiffe' zu nhd. *halde*, *hold*, *huld*. — *Hanke* 'Hüft- und Schenkelknochen des Pferdes': vgl. wvläm. *hanke* '(Kalbs-) Keule, Schlegel', dazu ablautend mnd. *hunke* 'Hüft- und Schenkelknochen', ostfries. *hunk*, nl. *honk* 'Pfahl, Pfosten als Mal beim Spiel' (Bedeutungsübergang wie bei *keule*, *schlegel*, nl. *bout* usw.), ferner ahd. *hnac*, nhd. *nacken*, mundartl. (bair.) auch 'Knochen' und wie *hunk* 'mageres Vieh'. Mit demselben Bedeutungsübergang wie bei nhd. *knochen*, nd. *bunke*, *schuft* 'Hüft- und Schulerknochen', dann *hunke* auch 'Schurke', und wie *bunke* zu *b(ah)unke*, so *hunke* zu *h(al)unke*, *hanke* zu *h(al)anke* gestreckt. Zu *hanke* (*henkel*), *hunke* gehören natürlich mit bewegl. *s-*: *schanke*, *schenkel*, *schunke*, *schinken*. Identisch mit *henkel* 'Schenkel' ist *henkel* 'Handhabe', wozu *henken* Vb., das nicht germ. \**hangjan* sein kann; dieses mußte und hat nhd. *hängen*, mhd. *hengen* ergeben. Deutsches *-nk-* geht nicht auf *-ngj-* zurück. Vgl. ASt. 26—32, zur Etymologie von *hangen*, *hängen*, ebenda Fußnote S. 27 f. — *Haschen*: vgl. schwed. dial. *haska* 'nachlaufen um einzuholen'. — *Hecht* 'von dickem Tabaksqualm ge-

schwängerte Luft' kann doch wohl nicht mit dem Fischnamen identisch sein. Stammt es aus niederdeutschem Sprachgebiet, so läßt sich heranziehen nd. *hecht* 'dicht', tautol. das Schiff ist *dicht und hecht* 'undurchdringlich'; auch wäre Bezeichnung denkbar zu nd. *hecht*, mnd. *hechte* 'Haft, Gefängnis' (vgl. leipz. *wachtmeister* 'starker Tabaksqualm in einem Zimmer', auch: *es is e damp wie in enner wachstube, wie uff der hauptwache*). — *Heide*, mnd. *hēde*, *heide* 'Werg' läßt sich von den damit regelrecht ablautenden gleichbedeutenden Formen md. dial. *hotten*, *hotg* (\*mhd. \**hottach*), mhd. *schottach*, oberhess. *wōdch* (as. \**hwadak*) nicht trennen; Basis germ. *heṡap* (dd). S. ASt. 69 f., damit fällt die Zusammenstellung mit engl. *hards* usw. — *Heide* ist erklärt als 'waldlose, wildgrünende Ebene'. Das Wort bezeichnet aber auch heute noch einen großen Forst, z. B. die *Tuchelsche*, *Rominter*, *Capornsche Heide*. Alle Bedeutungen, die *heide* in den germanischen und urverwandten Sprachen hat (lat. *bu-cetum*, acymr. *coit* usw.): 'unbebautes Feld, Trift, Einöde, Wald', lassen sich auf die Bedeutung 'Grenze' zurückführen. *Heide* stellt sich daher ungezwungen zu *scheide* 'Grenze', *scheiden* 'trennen'. Öde Strecken, Triften, unbebaute Felder und Wälder *scheiden* das bebaute Gebiet der einen Siedlung von dem der andern. Dieselbe Bedeutungsentfaltung zeigt sich bei nhd. *mark* 'Grenze', norw. *mork* 'Waldstrecke', anord. *mork* 'Wald, unbebautes Feld', sowie ne. *wood*, ae. *widu*, *wudu*, ahd. *witu* usw. Über dieses s. Falk-Torp Et. Wb. 1357 f. — *Heucheln* erklärt Hirt wie schon M. Heyne im DW. für eine Iterativbildung von *hauchen*, mhd. *hüchen* = mnd. nd. *hūken* 'in der Hocke sitzen'. Bei dieser Auffassung könnte das völlig gleichbedeutende mnd. nd. *hūcheln* natürlich nicht die niederdeutsche Entsprechung des hochdeutschen Wortes, sondern nur daraus entlehnt sein. Das wäre aber höchst sonderbar. Das Wort ist nicht von Süden nach Norden, sondern umgekehrt von Norden nach Süden gewandert, es ist erst durch Luther in die hochdeutsche Schriftsprache eingeführt, die oberdeutschen Bibeln erklären es als unverständlich durch *gleißen*. Wir werden daher, da man das hochdeutsche Wort doch kaum vom niederdeutschen trennen kann, die Heimat auf niederdeutschem Gebiete zu suchen haben. Nd. *hūcheln* erklärt sich aber sehr einfach, es entspricht als \**hiuwiōn* (wie nd. *grūcheln* 'grauen, grausen' aus *griuwiōn*, wozu *greuel*) ganz genau dem auch völlig gleichbedeutenden ae. *hūwian* 'heucheln', *hūwere* 'Heuchler' zu *hūw* 'Gestalt' mit genau derselben Bedeutungsentwicklung wie bei ahd. *līchisōn*, *līchizen* 'heucheln' zu *līh*, mhd. *līch* 'Gestalt' ('sich stellen als ob'). Vgl. meine Ausführungen PBB. 29, 556, denen sich auch Falk und Torp Et. Wb. 443 angeschlossen haben. — *Hiefe* 'Hagebutte', as. *hiopo* aus *hēy(e)p-* stimmt bis auf den (ursprünglichen) Akzent genau überein mit mnd. *wepe* 'Hagebutte' aus *h(e)wēp-*; auch nl. *joop* gehört dazu, s. ASt. 62 ff. — *Hobel*: daß Hirt, der Verfasser des 'Indogermanischen Ablauts', auch nur die Möglichkeit eines Zusammenhangs mit *schaben* zugeben könnte, sollte man für unmöglich halten. *Hobel*, mundartlich auch *hubel*, *hübel*, *hofel*, *höfel* usw., ist ein Postverbale von *hobeln* (daneben *hubeln*, *hübeln*, *hofeln*, *höfeln* usw.), und dieses ein Denominativum von *hobel*, *hubel*, *hübel*, *hofel*, *höfel* usw. 'Höcker, Unebenheit, Hügel'. *Hobeln* heißt also 'über *hobel* ('Unebenheiten') dahinfahren, sie entfernen, glätten'. S. Ref. GRM. 1, 649 und jetzt auch Falk-Torp Et. Wb. 1489. — *Holen*: vgl. nd. (lauenbg.) *anhālp* 'anreden'. — *Hotte* 'Käsewasser, Molken, Buttermilch' hat nichts mit *hotte* 'Tragkorb'

zu schaffen; es lautet regelrecht ab mit bair. österr. *jutte* 'Käsewasser, Molken' aus *hēu(a)dd-* und mnd. *waddeke* aus *h(e)uodd-*; mit s-: *schotte*. Vgl. ASt. 67 ff. — *Hummel* 'Drohne', auch *afterhummel* d. i. 'Afterstummel, Biene ohne Stachel am After' gehört mit *hummel* 'ungehörntes Rind' mit Ablaut zu got. *hamfs* 'dem die Hand abgehauen ist', anord. *hnafa* 'abhauen'. S. ASt. 17 ff. — Über *humpen*, *humpeln* s. ebenda S. 37. — *Humpen* 'Trinkgeschirr' lautet regelrecht ab mit *nappf*, ahd. *hnaph*, ae. *hneþ*; s. ASt. 19 f. — *Imme* ursprünglich '(Bienen)stock', erst spätmhd. 'Biene' (Bedeutungsentwicklung wie bei *frauenzimmer*, *bursch* u. ä.), urgerm. *\*embian* aus *én(a)b* — lautet regelrecht ab mit *nabe* (des Rades) aus *(e)náb-*. Nabe und Bienenstock sind Hohlklötze.<sup>1)</sup> Weiteres ASt. 13 ff. — *Jäten* kann wegen nd. (z. B. dithm.) *jāden* (spr. *žādȳ*) 'jäten' (nicht mit aind. *jatate* 'strebt, bemüht sich' zusammengestellt werden. Das *je* neben *ju* zwingt zu der Zurückführung von as. *gedan*, nhd. *jäten*, nd. *jāden* auf germ. *\*eudan* (vgl. mnd. *jeder*, *jüder* aus *\*eudir* 'Euter'). Zu *ēy(e)d-* gehört die Reduplikationsform: *(e)u-ēy(e)d-*, as. *wiodan*, nd. *weiden*, ne. *weed* 'jäten'. S. ASt. 53. — *Jetzt* wird stets erklärt als *io-zuo* 'immerzu'; ich erkläre es als *\*hio-zuo* 'zu dieser (zeit)'; daher auch noch heute österr. *hiaz*, *hiazunder* usw. 'jetzt'; s. ASt. 61 ff. — *Karnüffeln* 'knuffen, knüffeln, klopfen, stoßen, schlagen' leitet Hirt noch immer von einem mlat. *\*cornifolium* 'Hornblatt' ab. Es ist doch klärlich aus *knüffeln*, *knuffen* geworden wie *scharwenzeln* aus gleichbedeutendem *schwänzeln*, *scharlenzen* aus gleichbd. *schlenzen*, (els.) *kawetsche* aus gleichbd. *kwetsche* 'Zwetsche', engl. *cornub* aus gleichbd. me. *cnubben* 'knuffen', schwed. *karnabbas* aus gleichbd. *knabbas*, s. Ref. Streckformen 89—96. Die Anwendung des Verbuns auf ein Kartenspiel erklärt sich doch sehr einfach (vgl. *Karten klopfen*, *pokern*, *pochen* usw.), und auch der Bedeutungsübergang von 'Knuff' in 'Bruch' (mnrh. *carnuffel* 'Hodenbruch') hat Analogie genug, so daß man R. Hildebrands Herleitung von einem hypothetischen mlat. *\*cornifolium* 'Hornblatt' sehr wohl entbehren kann. — *Die schnelle Katharine*: in der Medizin ist *katharsis* 'die Ausleerung des Darms durch Heilmittel', *kathartikon* 'Abführmittel', *kathartin* 'der Abführungsstoff der Sennesblätter' usw. — *Kebse*, germ. *\*kabisjō*, stellt sich ganz ungezwungen zu nd. *kaff* 'Fruchtbalg', besonders des ausgedroschenen Getreides'; Bedeutungsverhältnis wie bei mnd. *sluwe* 'meretrix': nd. *sluwe*, hd. *schlaube* 'Schale, Fruchtbalg'; nhd. *balg* 'pellex, scortum': *balg* 'Haut, auch der Früchte, des Getreides, Kaff'; nd. *fell*, een *leeg fell* 'eine liederliche Hure' (hambg. Richey 55); lat. *scortum* 'Kebse': *scortum* 'Haut, Fell', steir. *flantsche* 'Birkenrinde; leichtsinniges Frauenzimmer'. Vgl. Ref. ZfdPh. 38, 523 und jetzt auch Falk-Torp Germ. Wortschatz 34, wo jedoch *sluwe* für *stlwe* zu lesen ist. — *Kettich*: dem ae. *cedele* entspricht in der Bildung nd. lauenbg. *külle* 'Kettich' mit Ausfall des intervokalischen -d-. — *Knallrot*: vgl. steir. *buffrot* i. gl. Bed. zu *buffen* 'puffen, knallen'. — *Knapp* lautet regelrecht ab mit nhd. *kumpf* 'stumpf, gestutzt' (wie ahd. *hnappf*: nhd. *humpen*), s. ASt., wo auch über *kamm*, *knabe*, *knappe*, *knebel*, *knobel*, *knopf*, *kumme*, *kumpf*, *knochen* usw. — *Knolle* kann ja auf *\*knudla* beruhen und dann zu *knödel*, *knoten* usw. gehören; es kann aber auch mit Falk-Torp auf *\*knuzla* zurückgeführt werden und zur Sippe von nhd. *knaus* gehören; mir ist das letztere wahrscheinlicher. — *Kolkkrabe*

1) Für den Bedeutungsübergang 'Bienenstock' zu 'Biene' bietet das Romanische, wie Herr W. Meyer-Lübke mir schreibt, viele Parallelen.

ist wohl mit Suolahti Vogelnamen 177 als *kol-krāwe* 'Kohlkrähe' aufzufassen und nicht zu *kolken* zu stellen. — *Krebs*: Daß mhd. *kriuz*, *kroug* (noch mundartlich, z. B. steir. *kreuß*, *kroiß*, *kruiß*) 'Krebs' nichts mit *krebs*, ahd. *krēbag*, nd. *kräft* zu schaffen hat, habe ich Streckformen S. 130 auseinandergesetzt; beide Worte sind allerdings mit demselben Suffix gebildet: *krebs* zu *krabben*, *krabbeln* usw., *kroug* 'krebs', nd. dithm. *kraut* 'krabbe' zu *krauen*. Vgl. jetzt auch Falk-Torp Et. Wb. 578. — *Kuhhaut*: Das wäre . . . auff keine *Esels-Haut* zu bringen. Schelmuffsky (Braunes Ndr. 57) S. 94. — *Maßholder*: zu ae. and. *mapulder* gehört als Deglutinationsform mnd. *apeldern* 'acer campestris'. — *Meer*, westidg. *mari*, lat. *mare* stelle ich zu lat. *amarus*, ahd. *ampfer* usw. als 'bittere, salzige Flut', Bedeutungsverhältnis genau wie bei gr. ὄλς, lat. *sale*, mhd. *salz-sē*, mnd. *dat sollte water*; hierzu auch *meerrettich*, also eigentl. 'Bitterrettich'. S. ASt. 7 f. — *Nabe*, *nabel* s. oben die Bemerkung zu *imme*. — *Nacken* s. oben zu *hanke*. — *Nackt*, got. *naqaþs*, mnd. *naket*, *naken* steht in regelrechtem Ablautsverhältnis zu mnd. nd. md. *enket*, *enken* 'bar, bloß'. Hierzu auch ahd. *unc*, lat. *anguis*, aind. *nāgas* 'Schlange, Elefant' usw., mir. *esc-ung* 'Aal', und mit *s-*: ae. *snaca*, ne. *snake*, nhd. *schnake*, aisl. *snākr*, *snōkr* 'Schlange'. Die Bedeutungen Schlange, Aal, Elefant in demselben Worte erklären sich aus der älteren 'nacktes (unbehaartes, unbeschupptes) Tier'. Vgl. ASt. 12 f. und wegen der mit *-s-* anlautenden Formen meine Ausführungen PBB. 29, 483, wozu jetzt auch Walde Lat. et. Wb. unter *anguis*. — *Paneel* geht nicht zurück auf lat. *pannus* 'Lappen, Flicker', sondern auf lat. *pānis* 'Türfüllung' (das ich für identisch halte mit *panis* 'Brot'). S. Ref. Herrigs Archiv CXIV, 168 f., wozu jetzt auch Walde Et. Wb. s. v. — *Pint* 'membrum virile'; vgl. ae. *pintel*, ne. *pintle* in gleicher Bedeutung, vgl. auch Falk-Torp Et. Wb. unter *pyntelhage*. — *Pomuckel*, *pamuckel*, *pomochel* 'Dorsch; Dickkopf' wird von Hirt für ein Lehnwort aus dem Baltisch-Slavischen gehalten. Aber nach Berneker ist das Wort aus baltisch-slavischen Mitteln nicht zu erklären. Dagegen macht die Deutung des Wortes als deutschen Ursprungs ebenso wie die des synonym. *pamuffel* nicht die geringste Schwierigkeit. S. meine Streckformen S. 52 ff. — *Presenning*, *persenning*: hierzu auch das von Unger-Khull Steir. Wortschatz 70 a aufgeführte *persent* m. 'älterer Name eines Stoffes', *persenten* adj., wo die Herkunft von franz. *préceinte* noch deutlicher erkennbar ist. — *Pranke*, *branke*, mlat. *branca* 'Klaue der vierfüßigen Raubtiere und der Raubvögel', unerklärt, nach Walde Et. Wb. wahrscheinlich germanisch, stelle ich zu gr. φάραξ, ῥοκ 'Kluft', dem es formell genau entspricht. Wegen der Bedeutung vgl. nhd. *Kluft* auch 'Zange' sowie 'Klaue'. — *Rand* hat mit *rinde* nichts zu schaffen; dieses hat germ. *hr-* (ae. *hrind* 'caudex vel codex', seo *inre hrind* 'liber') und gehört mit *runde* 'Rinde, Kruste' als *s-*-lose Form zu *schrinden*, *schrunde* usw. S. Ref. PBB. 29, 545 f., wozu jetzt auch Torp-Falk Germ. Wortschatz 571. — *Rasen*, mnd. *wrase*, mit Ablaut *wrōse*, meckl. *wrausp* ist ein ganz anderes Wort als das synonyme *wase(n)*; es geht zurück auf die Basis *weres* 'drehen, umrühren, verwirren' in ahd. *werran* (*rr* aus *rz*), nhd. *verwirren*, meckl. *wrausp* 'umrühren', mit genau derselben Bedeutungsentwicklung wie bei nhd. *torf*, engl. *turf*, sowie in nhd. *schwarte*, anord. *svorðr* (*sv-* aus *sty-*), ablautend mit anord. *stord*. Vgl. ASt. 83 f. — *Schabab*, dieser interjektionell gebrauchte Imperativ, ohne Erklärung aufgeführt, nach Luther hebräischen Ursprungs, nach Heyne DW. (unter Berufung auf

J. Grimm von *abschaben* in dem (wo belegten?) Sinne von 'abgehen, abziehen', erklärt sich sehr einfach aus der Geberde des sog. *Rübchen-schabens*, wobei man mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf dem der linken entlang streicht. — *Schauen* stellt Hirt zu *sehen*: auf den ersten Blick sehr bestechend. Wenn er auch lat. *caveo* usw. hiermit verknüpfen will, so bin ich auf die Begründung, die er wohl unter *sehen* mitteilen wird, sehr neugierig. Zu *sehen* stelle ich das volksetymologisch auf den Vogelnamen Schwan bezogene nd. *swānen*, nhd. *schwanen* Vb.: *s(e)zuan* zu *s(k)uan*, ablautend mit *sézu(a)n* zu *se(z)un*, in got. *ana-siuns* 'sichtbar', anord. *sgn*, sb. *sgna* Vb.: *mēr-sgnes*, dän. *det synes mig* 'es scheint mir, es kommt mir so vor (als ob)' = nd. *mi swānt*, nhd. *mir schwant*. Ast. 77f.

Kiel.

Heinrich Schröder.

**Rocznik Slawistyczny** (Revue Slavistique) wydawany przez Jana Łosia, Kazimierza Nitscha i Jana Rozwadowskiego. T. II. Kraków 1909. 8o. VIII u. 318 S.

Der zweite Band des von polnischen Gelehrten herausgegebenen neuen Jahrbuches der Slavistik, Rocznik Slawistyczny, zerfällt, wie auch der im Jahre 1908 erschienene erste Band<sup>1)</sup>, in zwei Teile:

I. Kritischer Teil. (Dział krytyczny. — Analyses.) — II. Bibliographischer Teil. (Dział bibliograficzny. — Bibliographie.)

Auf das in polnischer und französischer Sprache verfaßte Titelblatt, Inhaltsverzeichnis usw. folgt noch vor Beginn des eigentlichen Werkes (S. VII f.) ein polnisch geschriebener Nekrolog auf den verstorbenen Mit-herausgeber des ersten Bandes, den Krakauer Sanskritisten, Professor Leon Mańkowski.

Der kritische Teil des Werkes umfaßt S. 1—206 und enthält folgende 12 Rezensionen:

1. Vondrák Vergleichende slavische Grammatik, bespr. von Zubaty.
2. Die neuesten Forschungen zur Frage über die rumänisch-slavischen sprachlichen Berührungen, bespr. von Vasmer.
3. Miletič Nosovkitě v polskija ezik, bespr. von Nitsch.
4. Lorentz Slovinzisches Wörterbuch, bespr. von Nitsch.
5. Berneker Slavisches etymologisches Wörterbuch 1—3, bespr. von Meillet.
6. Ds., bespr. von Rozwadowski.
7. Pilat Gramatyka języka polskiego I, bespr. von Śmieszek.
8. Krymskij Ukrainskaja grammatika I, 1—2. 6. II 1, bespr. von Šachmatov.
9. Tentor Der čakavische Dialekt der Stadt Cres (Cherso), bespr. von Belić.
10. Kul'bakin K voprosu o pol'skom ro, bespr. von Rozwadowski.
11. Rost Die Sprachreste der Dravāno-Polaben, bespr. von Porzeziński.
12. Słoński Die Übertragung der griechischen Nebensatzkonstruktionen in den albulgarischen Sprachdenkmälern, bespr. von Łoś.

Im ersten Bande des Rocznik war es, worauf die Herausgeber selbst in der Einleitung hingewiesen haben, nicht ganz gelungen, das ge-

1) In unserer Zeitschrift, IF. Anz. 26, 41f. ist der erste Band des Rocznik von Brückner kurz angezeigt worden. Über andere Anzeigen des Werkes berichtet die von den Herausgebern geschriebene Broschüre "W sprawie Rocznika Slawistycznego", Krakau 1910. Unter diesen orientieren den nicht slavischen Leser am besten die beiden Rezensionen von Meillet in der Revue critique 1909, Nr. 23 und im Bulletin de la Société de linguistique de Paris 1909, Nr. 57.

steckte Ziel "une revue critique de toutes les publications plus importantes dans le domaine de la linguistique slave ... aussi les recherches concernant la linguistique indo-européenne en tant qu'elles seront en rapport avec l'objet principal de nos études" (Rocznik I, 2) zu erreichen, denn unter den dort veröffentlichten, mit wenigen Ausnahmen polnisch geschriebenen Rezensionen stehen an Zahl (12 von 21), teilweise auch an Länge diejenigen, die der Erforschung der polnischen Sprache gewidmet sind, im Vordergrund. Im zweiten Bande hat sich das Verhältnis im Sinne der Tendenz des Werkes verschoben, denn zwischen den einzelnen besprochenen Gebieten herrscht eine größere Harmonie, wie ein Blick auf die oben verzeichneten Titel lehrt. Die Polonistik im engeren Sinne ist nur durch eine etwas längere (Nr. 7, S. 112—134) und zwei kurze (Nr. 3 und 10) Rezensionen vertreten. Unter den übrigen befinden sich drei Besprechungen von Werken, die für die vergleichende Slavistik von Wichtigkeit sind (Nr. 1, 5, 6), von denen die letztgenannte sehr umfangreich ist (S. 71—112). Sehr ausführlich ist auch die unter Nr. 8 genannte Rezension der kleinrussischen Grammatik von Krymskij (S. 135—174). Die Verfasser der Rezensionen sind zum größten Teile Polen und haben in ihrer Muttersprache geschrieben; doch hat sich auch unter ihnen Rozwadowski bei der Besprechung von Bernekers etymologischem Wörterbuch, wo er sich an ein größeres Publikum wandte, der deutschen Sprache bedient. Das Deutsche, das im ersten Bande von Vondrák und Belić gewählt worden ist, ist hier außer durch Rozwadowski noch durch Zubatý und Vasmer vertreten; deutsche Gelehrte haben sich bisher am Werke noch nicht beteiligt. Das Französische, das bisher fehlte, ist zum ersten Male durch Meillet eingeführt worden. War bei der Herausgabe des ersten Bandes nur die Heranziehung des Deutschen, Französischen und Englischen neben dem Polnischen vorgesehen, so ist jetzt auch bei Gelegenheit der Besprechung aus Šachmatovs Feder (Nr. 8) die russische Sprache zugelassen worden. Das ist mit Freuden zu begrüßen, da es auf diese Weise den russischen Gelehrten in größerem Maßstabe ermöglicht wird, sich am Werke zu beteiligen, wodurch sich auch das Interesse für dasselbe in Rußland erheblich vergrößern dürfte. Die Redaktion hat jetzt auch die Absicht, allmählich auch anderen Slaven die Veröffentlichung in ihrer Muttersprache zu gestatten; vgl. Rocznik II, 135, Fußnote 1 und die Broschüre "W sprawie Rocznika Slaw." S. 9 und Fußnote.

Zur Besprechung zugelassen werden von der Redaktion nicht nur ganze Werke, sondern auch wichtigere Aufsätze aus Zeitschriften; im vorliegenden Bande gehören dazu Nr. 3, 9 und 10. Im Prinzip ist dieses gewiß nur zu billigen, und wenn hin und wieder (Nr. 3) die Rezension etwas länger ist, als der besprochene Aufsatz, so kann man sich über diese Äußerlichkeit hinwegsetzen, falls nur wirklich auf dessen Inhalt in gehörender Weise eingegangen wird. Wenn aber Rozwadowski, wie er ausdrücklich sagt, Kul'bakins kurzen Aufsatz im Russkij fil. Věstnik 57, 282—284 über das polnische *ro* nur deshalb einer Besprechung würdigt, weil er daran die Bekanntmachung einiger Beobachtungen knüpfen will (das Nähere s. unten S. 41), so ist für diesen Inhalt eine ungeeignete Form gewählt worden, und der Rocznik in seiner jetzigen Anlage nicht der passende Ort dafür; vgl. auch den Schluß unserer Anzeige.

Unter den Rezensionen sind die unter Nr. 1, 5, 6, 10 genannten diejenigen, die für die Indogermanisten am lesenswertesten sind. Ich

werde mich im Folgenden weniger damit beschäftigen, zu untersuchen, inwiefern die Rezensenten die zu rezensierenden Werke richtig gewürdigt haben; sondern ich möchte hier auf einige der geäußerten Gedanken und Betrachtungen von allgemeinerem Interesse hinweisen.

Zubatý gibt in seiner Rezension von Vondráks Vergleichender slavischen Grammatik, Band 2, die die Seiten 1—21 umfaßt, zunächst einige kurze Bemerkungen und Ergänzungen zu verschiedenen Teilen der Formenlehre. Die von ihm für das Slavische angenommenen verschiedenen Nominativformen für die maskulinen *n*-Stämme, die aus der Ursprache ererbt sein sollen, sind teilweise nur mit Vorsicht aufzunehmen (S. 4f.). Ob das nur in zwei Varianten eines und desselben Satzes vorkommende russ.-ksl. *sorša* neben sonstigem *soršeno* 'Hornis' überhaupt eine Form der *n*-Stämme ist, ist zweifelhaft, vgl. außer dem von Zubatý angeführten lit. *szirsze* noch lit. *szirszyjs*, *szirszlyjs*, lett. *sirsis*, preuß. *sirsilis* (Leskien Ablaut 348) und verschiedene slavische Formen ohne das *n*-Element bei Miklosich Et. Wb. sub *serch*- 2. Ähnlich kann es sich bei Zubatýs übrigen lit. Nomina auf *-é* neben *n*-haltigen Stämmen verhalten. Wenn wir aber *sorša* den *n*-Stämmen zuschreiben wollen, brauchen wir doch nicht eine sonst im Slavischen unbelegte Endung *-ē* darin zu sehen; es würde vielmehr näher liegen, an eine gleichartige Bildung wie russ.-ksl. *koša* (aus *\*kore*; alte Neutralf.?) zu denken. — Aus den ačech. und aruss. Part. praes. act. auf *-a* (ačech. *veda*, aruss. *ida* usw.; auf apoln. *rzeka*, das von Vondrák "wohl ein Bohemismus" genannt wird, legt Z. kein Gewicht) eine besondere Form auf urslav. *-a* (aus uridg. *-ō*) zu folgern, ist bedenklich, da die ziemlich allgemein herrschende Ansicht, daß hier Analogiebildungen nach den Partizipien auf russ. und ačech. *-a* aus *-ę* vorliegen, durch die Reflexe des *-ę* in altserb. *moge*, apoln. *niosa*, osorb. *wjedžo* usw. (Vondrák a. a. O. 69) gestützt wird. Mehr Sicherheit gewänne Zubatýs Annahme, wenn bewiesen werden könnte, daß die Konjunktion poln. *chocia*, *chocia-ż* = russ. *choťd* 'obwohl, obgleich', wie Rozwadowski in einer Anmerkung zu Z. annimmt, einst ein Partizipium gewesen ist (ačech. *chotě* bedeutet 'willig' und ist natürlich das Partizipium). Doch ist dieses im Hinblick auf russ. *chot'*, poln. *choć* 'obgleich', das ein Kasus zum Substantiv gemslav. *choto* 'Lust' (abg. *choto* 'Liebhaber', *po-choto* 'Begierde', kluss. *chit'* F. 'Lust, Begierde') zu sein scheint, unsicher; vgl. auch weißruss. *chut'* 'obgleich' zu kluss. *chut'* 'Lust, Begierde', poln. *chęć* 'Lust, Wille, Absicht' (die Formen nach Berneker Et. Wb. 398f.).

Die Besprechung der Vondrákschen Syntax gibt Z. Gelegenheit, allgemeine Bemerkungen über die Methode und den Stand der syntaktischen Forschung im Slavischen und auch außerhalb desselben zu machen; die Vorwürfe, die er gelegentlich macht, richten sich weniger gegen Vondrák, als gegen die Allgemeinheit der heutigen Syntaktiker. Beachtenswert sind die Schlußworte der Rezension (S. 21): "... wenn Vondráks Buch auch kein anderes Verdienst hätte, als dasjenige, den einer wünschenswerten Vollendung noch so entfernten Stand der slavischen Syntax in einem im Ganzen einheitlichen und treuen Bild vorzuführen und somit eine weitere Ausgestaltung derselben anzubahnen, kann man sein Erscheinen nur mit Freude begrüßen." Z. tadelt es, daß man heutzutage der syntaktischen Bedeutungslehre, d. h. der "Lehre von der Funktion der einzelnen Redeteile und Wortformen", nicht mehr einen besonderen Abschnitt in der Syntax neben der Satzlehre einräume, sondern sie teils in der Formen-

lehre, teils in der Satzlehre mit behandle. Es ist natürlich vollkommen berechtigt, sich dagegen aufzulehnen, wenn jemand, wie es z. B. V. tut, die Bedeutung der Kasus, Präpositionen, Partizipien usw. unter dem Titel "Nebenteile des Satzes: Satzteilbestimmungen" behandelt, wo wir über das Wesen des Attributes, Objektes, der Adverbialbestimmungen usw. Aufschluß erhalten wollen, so daß zwischen der Definition der Syntax (Vondrák 260) als Satzlehre und der Behandlung derselben ein Widerspruch besteht. Dagegen leidet die Übersichtlichkeit der Darstellung nicht, wenn man den Gebrauch der Kasus oder der Pronomina gleich an die Behandlung der formalen Seite dieser Bildungen anschließt, insofern dieses nur systematisch geschieht; ein "Entdecken mit Mühe und Not" (Zubatý 10) findet bei einer rationalen Darstellungsweise eigentlich doch nicht statt. — S. 11 f. bekämpft Z. das Vorurteil der Sprachforscher gegen die Sätze ohne Verbum; S. 14 ff. spricht er über die gnomischen Tempora, unter denen im Slavischen das Futurum die größte Rolle spiele; auf S. 17 wird der Ausrufungssatz als ein rhetorischer Fragesatz definiert. Auf S. 18 handelt er in etwas zu krassen Worten über das Umsichgreifen des Objektsakkusativs: "die Konstruktion mit dem Objektsakkusativ ist zu bequem, als daß sie nicht ... andere Konstruktionen verdrängen sollte, wobei sich die Sprache ... nicht ... kümmert, ob das, was daraus entsteht, ein äußeres Objekt, oder ein inneres ist, oder ein Akkusativ der Beziehung usw. Woraus wir folgern, dgl. Sorgen könnte sich auch der Grammatiker ersparen;" vgl. hierzu die auf S. 10 geäußerte Skepsis gegen das "Bestreben, die Urbedeutung einer Form, einer syntaktischen Konstruktion herauszubringen".

Auf S. 16 führt er im Anschlusse an Ul'janov als Spuren des Perfekts, bzw. alter Intensivbildungen im Slavischen die Verba *gorěti*, *bolěti*, *bojati se*, *chotěti*, *polěti* an. Das -o- allein ist aber kein sicherer Anhaltspunkt dafür; teilweise können die Verba auch Denominativa sein; auch brauchen nicht alle Worte auf dieselbe Art erklärt zu werden. Bei *polěti* 'flammen' ist zu beachten, daß alle verwandten slav. Wörter in der Bedeutung 'flammen, Flamme' den o-Vokalismus haben, vgl. abg. *vsplanęti* 'aufflammen', poln. *ptęnęć* 'flammen, rot werden', abg. *plamy*, russ. *pótoma* 'Flamme', čech. *plápol* 'Flamme, Flackern' gegenüber der e-Stufe in abg. *popelę*, russ. *pépel* 'Asche' (d. Verbrennen, Verbranntes), das zu lit. *pelenai* 'Asche' stimmt (Persson BB. 19, 250 f.; anders Walde, Lat. Et. Wb. 477). Sicher hat die Verallgemeinerung der Vokalstufe je nach der Bedeutung einen psychischen Grund; als Bedeutungsträger und indizierender Faktor für die Analogie braucht aber nicht ein Verbum gedient zu haben, sondern z. B. ein Nomen \**polę* 'Flamme'.

In Meillet's Rezension der drei ersten Hefte von Bernekers Slavischem Etymologischem Wörterbuch (S. 57—71) bildet einen Gegenstand von allgemeinerem Interesse eine Betrachtung über alte Lehnwörter im Slavischen. M. ist allzu skeptisch gegen Entlehnungen aus dem Iranischen, von denen er nur *toporę* 'Hacke, Beil' gelten läßt. Allerdings ersehen wir aus dem religiösen Ausdruck abg. *svęto*, lit. *szveřtętas* 'heilig', der aus lautlichen Gründen (avest. *spęntō*) nicht als Lehnwort anzusehen ist, daß *boęę* 'Gott' sehr wohl ein echt slavisches Wort sein kann. Aber bei *svęto* 'hundert' fällt für die Entlehnung krimgot. *sada* ds., das aus dem Iranischen stammt, ins Gewicht; vgl. Mikkola, Rocznik I. 15, wo auch die lautliche Schwierigkeit (-s- aus iran. -a-, av. *satęm* usw.)



durch Hinweis auf Sobolevskij Arch. sl. Ph. 27, 240 ff. beseitigt wird. — Als einzige Entlehnung aus dem Altgriechischen konstatiert M. *korabl'o* 'Schiff', räumt dagegen dem Lateinischen einen großen Einfluß auf den slavischen Wortschatz schon zu alten Zeiten ein. Gegen Vasmer, der eine große Reihe lateinischer Wörter durch altgriechische Vermittlung ins Slavische dringen läßt, führt er mit Recht (S. 68) die Tatsache ins Feld, daß, "... étant donné qu'on n'a pour ainsi dire aucun emprunt du slave commun au grec proprement dit, il es tout à fait arbitraire de supposer qu'un mot du latin vulgaire a été emprunté par l'intermédiaire du grec. ...". Über Vasmer, Greko-Slávanskije et'udy II in den Izvěstija der Kais. Akad. d. Wiss. in St. Petersburg 12, 198 ff. vgl. die Rezension von Romansky, Byzant. Zschr. 18, 225 ff., der in seiner Abhandlung "Lehnwörter latein. Ursprungs im Bulgarischen", S.-A. aus dem XV Jb. des Inst. für rumän. Spr. zu Leipzig 89 ff. manche der Vasmerschen Wörter direkt auf das Lateinische (Balkanromanische) zurückführt, so auch die von Meillet erwähnten *baňa* 'Bad' und *byvolz* 'Büffel'. — Großes Gewicht legt M. (69 f.) auf Entlehnungen aus unbekannten Sprachen, als welche er *baranz* 'Widder', *želězo* 'Eisen' und Baumnamen, wie serb. *jàsika*, russ. *osína* 'Espe' (lit. *apuszis*, ahd. *aspa* usw.) anführt. Das will aber eigentlich nicht viel mehr sagen, als daß die Worte sich in allen Sprachen und Sprachzweigen, wo sie vorkommen, der etymologischen Analyse entziehen; sie können aber trotzdem in einer historisch bezeugten Sprache einheimisch gewesen und von da weiter gewandert sein. — Bemerkenswert ist übrigens noch, was M. 68 f. über Übersetzungsentlehnungen, wie slav. *črnilo*, got. *swartizl*, lat. *atramentum* 'Tinte' und slav. *čelovati*, ahd. *heilazgen*, lat. *salutäre* sagt.

Die Rezension von Rozwadowski über ebendieselben drei ersten Lieferungen von Bernekers Slav. Et. Wb. (S. 71—112) beginnt mit den Worten: "Im Folgenden will ich zu den bis jetzt erschienenen Lieferungen hauptsächlich eine Reihe kleiner Nachträge geben, die mir aus irgend einem Grunde interessant und wünschenswert erscheinen"; auf S. 98 spricht er von "anspruchslöse(n) Bemerkungen nach subjektiver Auswahl". Es finden sich hier mehrere allgemeine Betrachtungen, die dem unbefangenen Leser zunächst als Vorwürfe gegen Berneker erscheinen, nicht aber als solche gemeint sind, wie aus mehrfachen Bemerkungen am Schlusse der einzelnen Abschnitte hervorgeht; er will vielmehr nur zeigen, was alles bei der Abfassung eines etymologischen Wörterbuches zu berücksichtigen wäre, wenn es auch bei dem heutigen Stande der Forschung von dem Verfasser eines solchen billiger Weise nicht zu verlangen ist. — Unter den kritischen Bemerkungen zu einzelnen Etymologien gibt es mehrere, auf die ich das Interesse des Lesers lenken möchte. Auf S. 101 f. gibt er bei der Besprechung von Bernekers Artikel *apajq* (čech. *japati* 'beobachten', abg. *vnezapq* 'unvermutet' usw.) einige interessante Belege des Präfixes slav. *ja-* aus *ē-* (griech. ἡ-βαίος, ahd. *ā-mād* usw.): kluss. *já-duch* 'Engbrüstigkeit, Asthma', *já-sokir* neben *sókor* 'populus, nigra', ksl. *ja-skqđs* neben *skqđs* 'häßlich', serb. *jā-pād* = *zā-pād* 'schattiger Ort'. S. 107 f. sagt er, um das semasiologische Verhältnis zwischen abg. *běditi*, got. *baidjan* 'zwingen' und griech. πείθω 'rede zu', got. *beidan* 'erwarten' usw. zu erklären: "Es ist nötig, nicht nur 'Wörter und Sachen' zu erforschen, sondern ebenso gut 'Vorgänge und Gefühle' sich zu vergegenwärtigen .... Es ist höchst wahrscheinlich, daß es deswegen so viele

gleichlautende Wurzeln mit gar verschiedener Bedeutung im Ideur. gibt: das Band ist dasselbe oder ähnliche Gefühl . . . nicht nur die konkrete, sinnliche Folge von verschiedenen Handlungen führt zu den . . . Bedeutungsübergängen, sondern ebenso, vielleicht noch mehr, das einheitliche . . . Gefühl". Dieses ist ein guter Fingerzeig für die künftige etymologische Forschung; für die hier behandelte Sippe von abg. *běditi* usw. wollen mir aber Rozwadowskis Gedankengänge nicht ganz gefallen; vgl. vielmehr Osthoff, PBrB. 8, 143ff., dessen einleuchtende Ausführungen leider zu wenig beachtet worden sind. — Kulturhistorisch interessant ist S. 111 die Bemerkung über die von *děds* 'Großvater' abgeleiteten Wörter mit der Bedeutung 'Erbe, Erbschaft' usw. — Richtig ist es wohl, wenn R. die Forderung stellt, daß die Benennung einer 'Wurzel' als 'lautnachahmend . . . nicht von einer historisch-etymologischen Forschung dispensiert' (S. 74); "man sollte nicht durch die Etikette 'Lallwort' oder dgl. der etymologischen Forschung gleichsam die Tür absperren" (S. 77). Einen neuen Gesichtspunkt in der Beurteilung solcher Wörter, z. B. der "Lock- und Schmeichelnamen für Tiere", — die vielfach der sogenannten Kindersprache angehören, bietet R., indem er (S. 77f.) darauf hinweist, daß die 'Ammen, Wärterinnen, Mütter', von denen diese Wörter stammen, vielfach 'Sklavinnen, gekaufte und kriegsgefangene' waren, so daß hier von einer intensiven und bedeutungsvollen Sprachmischung die Rede sein kann.

18 Seiten (81—98) widmet R. einem interessanten Exkurs, den er mit den Worten einführt: "Aus Anlaß des Artikels *bez* gebe ich einen längeren Nachtrag, der nicht nur über diese, sondern auch über andere Präpositionen und über Wirkungen der Proklise im Slavischen handelt. Ich hoffe, damit einen kleinen positiven Beitrag zur slavischen Grammatik zu liefern, und dieser Umstand wird wohl seine Länge und den vielleicht nicht ganz geeigneten Platz entschuldigen." Über die Präpositionen poln. *bez*, *przed*, *przez*, deren den Lautgesetzen widersprechende Lautgestalt (zu erwarten wären \**bioz*, \**przod*, \**przoz*, resp. \**bióz* usw.) er durch Proklise erklärt, hat er nicht das letzte Wort gesprochen; vgl. Ułaszyn *Materiały i prace komisji język. der Krakauer Akademie IV*. Aber er gibt interessante slavische Belege für die Entpalatalisierung der Konsonanten in akzentuell unselbständiger Lage, wie er es für das *b*- in *bez* annimmt, (am sichersten weißruss. proklit. *parad* für sonstiges *pered* usw. präp. 'vor', poln. dial. *my* 'mir', *me* 'mich' für schriftsprachlich *mi*, *mię* und poln. dial. Instr. Plur. auf *-my* statt *-mi*) und für Veränderungen, resp. den Schwund unbetonter Vokale im Polnischen, während sie sonst in dieser Sprache ihren vollen Klang bewahren (*bede* für *będe* 'werde' als Hilfsverbum, *przecie* 'doch', *zaś* 'hingegen' für *prze cię*, *za się* usw.). Für alle von Rozwadowski beigebrachten Fälle passen diese Erklärungen jedoch nicht. Das russische Reflexivpronomen *-sa* ist nach vorausgehendem *-t*, *-t'* (in den Endungen der dritten Personen Sing. und Plur. und des Infinitivs), d. h. in der Verbindung *-ca* lautgesetzlich zu *-sa* geworden, wie jedes *ć* in dieser Sprache seine Palatalität verloren hat; wenn sich *-sa* neben *-śa* auch in anderen Formen des Reflexivverbums findet, so dürfte hier am ehesten Übertragung aus *-śa* (*-ca*) vorliegen, nicht aber Verhärtung infolge der Enklise; vgl. auch Berneker *Russ. Gram.*<sup>2</sup> 40. Poln. *też*, altpoln. *teże* 'auch' braucht nicht mit südslav. *teže* (serb. *tě̃r*, *tě̃re* 'und') identifiziert zu werden; es kann auch in einem näheren Verhältnis zu abg. *tože* 'auch' stehen, vgl.

in der Flexion des Demonstrativpronomens die Neubildungen poln. *tego*, *temu* (nach *jego*, *jemu*) gegenüber albulgar. *togo*, *tomu*, so daß ein Stamm *te-* abstrahiert werden könnte; beachtenswert sind aber auch abg. *togda* neben *togda* 'dann, damals' und poln. *tylko*, dial. *telko* 'nur' neben abg. *toliko* 'so viel, so sehr', russ. *tól'ko* (klruss. *tíl'ko*) 'nur'.

Bei der Beurteilung von russ. *bez* 'ohne' und der Negation russ. *ne*, die er auf gleiche Stufe mit poln. *bez*, *przed* usw. stellt, übersieht R., daß diese Worte, deren Lautgestalt er der Tonlosigkeit zuschreibt, wenn sie in unbetonter Silbe stehen, überhaupt keine individuellen Ausnahmen vom Wandel 'e zu 'o sind, denn dieser läßt sich in der russischen Schriftsprache im Gegensatz zum Polnischen nur in der betonten Silbe konstatieren. Ausnahmen vom genannten Lautwandel sind die Worte nur in betonter Silbe vor folgenden harten Konsonanten, aber hier handelt es sich ja um keine phonetische Erscheinung, sondern um irgendeine Übertragung. Lediglich in dieser Weise faßt auch Bogorodickij an der von R. zitierten Stelle (Obščij kurs russk. gram.<sup>2</sup> 60, 2) diese Tatsache auf. — Der ebenfalls von R. zitierte Satz von Berneker Russ. gram.<sup>2</sup> 26: "[Ausnahmen: e bleibt e vor harter Silbe u. A.] in der Präposition *bez* 'ohne' und der Negation *ne* infolge ihrer Tonlosigkeit" ist in seiner Kürze nicht ganz korrekt und kann zu falschen Vorstellungen führen. Da aber B. bei der Formulierung der Regel über die Aussprache des graphischen (etymologischen) e als 'o ausdrücklich von der betonten Silbe spricht (a. a. O. S. 24), kann er auch bei den Ausnahmen nur diese im Auge gehabt haben. Er kann also mit den Worten "infolge ihrer Tonlosigkeit" nur haben sagen wollen: "infolge dessen, daß sie meistens unbetont sind", so daß er stillschweigend eine Übertragung aus der unbetonten in die betonte Stellung voraussetzt. Höchstens könnte man aus Bernekers Schlußworten "*bez* wird auch nicht etwa *b'äs* ausgesprochen, sondern man hört einen undeutlichen z-ähnlichen Laut" eine individuelle phonetische Besonderheit für dieses Wort entnehmen, über die Bogorodickij schweigt; doch müßte diese Sache näher untersucht werden, denn dieselbe Aussprache konstatiert B. a. a. O. 44 auch für die graphischen unbetonten -e-, -ě- in *plet'ós*, *sěkt*, *búd'et*, *čétovát'* usw., wo von Enklise oder Proklise keine Rede ist.

Eine Durchmusterung verschiedener slavischer Präpositionen nach Quantität und Betonung (S. 92—97) führt nach R. zum Ergebnis, daß, wo die Worte als Kürzen und Längen vorkommen, sie in freier Verwendung als Präpositionen und Präverbien, also in meist proklitischer Lage, kurz, in festen nominalen Zusammensetzungen dagegen lang sind. Und zwar gibt es alte proklitische Kürzen: *sə*, *və*, *po*, *pro* aus *sę*, *ę*, *pa*, *pra*- (er leugnet nicht die Möglichkeit, daß teilweise auch die Kürzen die ursprüngliche Gestalt repräsentieren), und jüngere, die in einer späten Epoche des Urslavischen eingetreten sind: *nā* (nicht mehr \**nō*), *zā*, *prī* (nicht mehr \**prv*), *vj*, *ū* und auch die Reflexe von urslav. \**per*<sup>1</sup>). — Über die Verhältnisse der slavischen Präpositionen in bezug auf ihren konsonantischen oder vokalischen Auslaut (*bez* — *bezə*, *iz*, *ob* — *obə*, *ot* — *otə*, *predə* usw.) wird S. 87 ff. gehandelt. Auf die S. 89 beiläufig ausgesprochene Bemerkung, daß enklitische Präpositionen "doch nie in der Pausastanden, ihre auslautenden Konsonanten also eigentlich immer im Inlaute

1) Geht das Adverbium serb. *prīje* 'ehemals' wirklich, wie R. angibt, auf urslavl. \**prē* zurück? Eine andere Erklärung habe ich Arch. sl. Ph. 32, 123 Fußn. vorgeschlagen.

waren", könnte im Prinzip mehr Gewicht gelegt werden, als R. es tut. Für die speziellen Fälle, die R. im Auge hat, können wir vielleicht die Mitwirkung der Enklise entbehren, doch bleibt sie für uns immer eine Zuflucht, wenn wir mit einer analogischen Erklärung nicht auskommen, denn Meillet's (Études 153 ff., 160) Zurückführung des *-z* in *bez*, *raz-* auf Konsonantengruppen hilft uns wenig, da sie sich auf ein Axiom stützt, daß die auf Konsonantengruppen zurückgehenden einfachen auslautenden Konsonanten im Slavischen stabiler gewesen wären, als die ursprünglichen einfachen Konsonanten.

Rozwadowskis (S. 186—189) Rezension über Kul'bakins Aufsatz: *K voprosu o pol'skom ro* (Zur Frage über polnisch *ro*) hat, wie wir schon gesehen haben (oben S. 35), zum Zweck, auf eine sprachliche Tatsache aufmerksam zu machen, die für die Erforschung der slavischen Liquidametathese vielleicht von großem Werte sein kann. Er hat beobachtet, daß im Altpolnischen vor Silben, die ein *-ro-*, *-ře-*, *-to-*, *-le-* aus *-or-*, *-er-*, *-ol-*, *-el-* enthalten, einige Präpositionen mehrfach mit auslautendem *-e* vorkommen, eine Gestalt, die ihnen in der alten Überlieferung sonst nur vor Worten mit geschwundenem *-z* oder *-z-* in der Anlautssilbe zukam; vgl. *we młodości*, *we śrzed*, *otwrocili*, wie *we mnie*, *ze cmy* (*vs mně*, *z tmy*) gegenüber *w stawie*, *w chwałę* (*vs slavě*, *vs chvalo*). Daraus schließt er, daß in den Anfangssilben solcher Wörter, wie *młody*, *śrzedek* (\**moldz*, \**serdzko*) ehemals ein schwaches vokalisches Element, ähnlich den nichtsilbenbildenden Jers, wenn auch aus bestimmten Gründen diesen nicht identisch, vorhanden war.

Die Bibliographie des zweiten Bandes des Rocznik enthält zunächst einen Nachtrag zu den im ersten Bande aufgezählten Erscheinungen des Jahres 1907 und umfaßt Nr. 272—330. In ihrem Hauptteile behandelt sie die Werke aus der Slavistik des Jahres 1908, gesondert nach acht Sprachengruppen und enthält 395 Nummern. Sie ist reichhaltiger, als die des Vorjahres (S. 222—305; Rocznik I, S. 266—324) und ist regelmäßiger bearbeitet; so ist z. B. auch das im ersten Bande arg vernachlässigte Slovenisch (Nr. 131—135) hier zu seinem Rechte gekommen (Nr. 219—244). Während die Hauptarbeit in den Händen polnischer Gelehrter: Łoś, Nitsch, Rozwadowski und Rudnicki liegt, haben bei der Bearbeitung des Südslavischen auch einheimische Forscher: Boranić, Kidrič, Mladenov beige-steuert. Die Inhaltsangaben sind teilweise recht ausführlich und orientieren den Leser gut, vgl. Nr. 19 Brugmann Pronominale Bildungen der indogermanischen Sprachen, Nr. 20—22 einige Aufsätze von Brückner, Nr. 54 Meillet Les dialectes indo-européens, Nr. 169 Michov Die Anwendung des bestimmten Artikels im Rumänischen verglichen mit der im Albanesischen und Bulgarischen. Vielfach sind auch den Namen der Erscheinungen diejenigen der Rezensionen über dieselben zugefügt, vgl. Nr. 10, 26, 37, 51, 62 usw.

Am Schlusse des Bandes folgen ein Sachindex und ein Wortindex für den kritischen Teil beider Bände des Rocznik.

Da der Slavistik bisher ein regelmäßiger kritischer Anzeiger fehlte, füllt das neue Handbuch eine Lücke aus und ist mit Freuden zu begrüßen. Ob aber auch der Plan der Herausgeber, vom dritten Bande ab auch Originalartikel, wenn auch in bescheidenem Umfange, aufzunehmen, und nach Schaffung der notwendigen realen, finanziellen und wissenschaftlichen Grundlagen das Werk zu einem wichtigen Organ der

slavischen Sprachwissenschaft in allen Richtungen zu machen (W sprawie Rocznika Slaw. S. 9f.), sich bewähren wird, dürfte angesichts der mannigfachen Konkurrenzzeitschriften fraglich sein. Als Wichtigstes neben der Vollständigkeit erscheint mir die Einhaltung eines einheitlichen Charakters, wobei es auch wünschenswert wäre, daß die Rezensionen die Würdigung der zu rezensierenden Arbeiten als einzigen Zweck im Auge behielten und sich von langen Exkursen möglichst frei hielten.

Leipzig.

W. Frhr. v. d. Osten-Sacken.

Gleye A. Hettitische Studien. I. Leipzig, Otto Harrassowitz 1910. VII u. 118 S. 8°. M. 20.—.

Dem Erscheinen des vorliegenden Werkes werden so manche mit Spannung entgegengesehen haben, seit im 'Anzeiger' und anderswo die Mitteilung aufgetaucht war, Gleye habe von der Universität Tomsk zur Drucklegung der Resultate seiner Entzifferung der hettitischen Inschriften eine Geldunterstützung erhalten. Verspricht doch die Entzifferung der rätselhaften Denkmäler nicht nur die Hauptfragen der ältesten Geschichte Griechenlands, sondern auch so manche Frage der historischen Grammatik und Etymologie des Griechischen in eine neue Beleuchtung zu rücken. Dem Buche wird auch eine gewisse Empfehlung mit auf den Weg gegeben durch die Bemerkung im Vorwort (S. V), Prof. H. Zimmern habe die Korrekturbogen desselben gelesen. Gleich die ersten Seiten führen aber den Leser auf ein Gebiet, wo er vielleicht sich bald ratlos fühlt. Der Verfasser macht nämlich den 'Versuch', den finnisch-ugrischen Ursprung der Hettitensprache zu erweisen. Wenn er damit auch viele in Erstaunen setzen wird, die mit Kretschmer, Fick, Hirt u. A. an die Sonderstellung der 'Hattidensprachen' glauben, so wird er vielleicht bei andern Glauben finden, wenn sie sein finnisch-ugrisches Material nicht kontrollieren können.

Dieser letzte Grund und der Name Zimmerns im Vorwort haben mich veranlaßt, die Frage aufzuwerfen, inwieweit die Resultate Gleyes mit den allgemein als sicher geltenden Resultaten der finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft übereinstimmen. Leider muß ich eine solche Übereinstimmung ganz bestimmt verneinen. Gleich zu Anfang gibt Gleye einen Überblick über die Verwandtschaftsverhältnisse der finnisch-ugrischen Sprachen. Dabei unterläßt er, aus begreiflichen Gründen, uns mitzuteilen, um welche Zeit die Teilung der verschiedenen Sprachen voneinander vor sich gegangen ist. Ganz feste Daten hat man ja nicht für alle Perioden in der Geschichte dieser Sprachgruppe. So ist für die Trennung der ugrischen Gruppe (wozu Ungarisch, Wogulisch und Ostjakisch gehören) von der finnischen (wozu die übrigen fi.-ugr. Sprachen) eine Zeitbestimmung noch nicht festgesetzt. Wohl aber steht jetzt nach Yrjö Wichmanns Untersuchung der 'čuwassischen Lehnwörter in den permischen Sprachen' fest, daß zu Beginn der Bulgarenherrschaft (an der Scheide des 7. und 8. Jahrhunderts nach Chr.) die permischen Völker noch eine einheitliche Volks- und Sprachgemeinschaft bildeten<sup>1)</sup>. Dies geht daraus hervor, daß die čuwassischen Lehnwörter in den permischen Sprachen noch diejenigen Lautveränderungen mitgemacht haben, welche in der 'urpermischen'

1) So z. B. auch Szinnyei, Finnisch-ugrische Sprachwissenschaft S. 18f.

Periode vor sich gegangen sind. Da nun aber die Vorfahren der Čuwassen, die Wolgabulgaren, nicht vor dem 6. Jahrh. nach Chr. an die mittlere Wolga gelangt sind, so muß die urpermische Zeit nach dem 6. Jahrh. noch gedauert haben (so Wichmann c. l. 139 und 145).

Gleye bereitet dem Leser schon S. 1 die Überraschung, daß er in der permischen Sprachgruppe neben Syrjänisch und Wotjakisch noch eine dritte Sprache — 'Permisch' bestehen läßt. Er meint damit wohl ahnungslos das im Gouvernement Perm gesprochene Syrjänisch. Als vierte Sprache der permischen Gruppe will nun Gleye das Hettitische erweisen. Zu diesem Zwecke setzt er voraus, daß zur Zeit der Hettiteninschriften die permischen Sprachen sich schon getrennt hatten, daß im übrigen die damalige Gruppierung und Differenzierung der finnisch-ugrischen Sprachen die gleiche war, wie heutzutage, und versucht so syrjänische Wörter und Sätze aus den Hettitentexten herauszulesen. So findet er dort S. 66 auf Grund von syrj. *ki* 'Hand' die gleichlautende hettitische Form heraus, obgleich finn. *käsi* 'Hand' auf eine Form *\*käte* deutet und somit die syrjänische Form als neu erweist (s. dazu Szinnyei c. l. 23). Nach dem Rezept hettitisch = syrjänisch wird auch S. 63 verfahren mit syrj. *kyk* 'zwei' ohne Rücksicht auf den Stamm *kykt-*, der auch durch finn. *kahte-* (*kaksi* 'zwei') gestützt wird (s. Szinnyei c. l. 23). Auf S. 44 erscheint syrj. *va* 'Wasser' auch als hettitisch, trotz finn. *vesi* (aus *\*vete-*), S. 75 syrj. *ji* 'Eis', trotz finn. *jää* idem (aus *\*jäää*) und der andern finnisch-ugrischen Formen (worüber Simonyi Ungarische Sprache 29, Szinnyei c. l. 24), dann S. 2 syrj. *n'ol* 'vier', trotz finn. *neljä* '4', S. 6 wotjak. *kyñ* 'drei' auch hettitisch, trotz magy. *három*, finn. *kolme* '3'; auf S. 40 syrj. *pi* 'Sohn', trotz finn. *poi-ka* (s. Simonyi Ungar. Sprache 20) u. a.

Diese Beispiele, die zu dem sichersten Material der finnisch-ugrischen Grammatik gehören, mögen genügen, um zu zeigen, daß Gleye mit fi.-ugr. Sprachmaterial ohne die geringste historische Perspektive und ohne sprachwissenschaftliche Vorstudien operiert. In die Kategorie des Unwissenschaftlichen gehören auch seine Erklärungen von *Suomi* 'Finnland' und *komi* 'Syrjäne' auf S. 92, die er von Ausdrücken mit der Bedeutung 'Fell, Leder' ableitet; während das erstere allerdings etymologisch unklar ist, hat das zweite aber bei Wichmann c. l. 147 Anm. eine klare Deutung von syrj. *kom-*, wotjak. *kam-* 'Fluß, Strom' gefunden (daher auch der russische Flußname *Kama*).

Noch schlimmer ist es, daß Gleye bei seinen Hettiten Wörter finden will, die er aus dem Syrjänischen kennt, ohne zu ahnen, daß sie hier ganz neuen russischen Ursprungs sind. Die Lektüre von J. Kalima's Untersuchung über die russischen Lehnwörter des Syrjänischen, die er mir freundlich schon in Aushängebogen zugänglich macht, zeigt mir so recht, wie stark hier der russische Einfluß ist. So ist syrj. *stan* 'Webstuhl' (S. 5) eine Neubildung aus russ. *stanok*, idem, ferner syrj. *lõž* 'Lüge' (S. 5) aus russ. *tož*, idem entlehnt. Gleye merkt letzteres wohl auf S. 97, ahnt aber nicht, daß das russische Wort auf *tož* zurückgeht. Ferner ist syrj. *kõš* 'Kanne, Schöpfgefäß' aus russ. *kovš*, idem entlehnt (worüber ich Roczn. Slawist. III 265); es duldet also nicht die 'hettitischen' Experimente, die mit ihm S. 16, 64, 72, 84 u. pass. unternommen werden. Genau ebenso ist syrj. *kõčan* 'Kohl' (S. 17) aus russ. *kočani*, syrj. *õrava* 'Menge' aus russ. *orava* (trotz S. 25 und 50), S. 28 syrj. wotjak. *lapa* 'Pfote' aus russ. *lapa*, idem, S. 29 'permisch' *zõra* 'Morgenröte' aus russ. *zõra*. Bei

allen diesen Wörtern sind 'hettitische' Ansätze vollständig ausgeschlossen. Bei dem letzteren versteht man den Verf. um so weniger, als er S. 75 selbst den Zusammenhang mit (liter.-)russ. *zafa* aufdeckt, dort aber dies letztere als hettitische Reliquie erklärt.

Weiterhin ist syrj. *šar* 'Kugel' (S. 29) aus russ. *šaro* 'idem' (was wohl auf S. 103 geahnt wird), syrj. *už* 'Schlange' (S. 32 und 94) aus russ. *už*, idem; noch komischer wirkt es, wenn man vom 'Hettitismus' von Wörtern hört, wie russ. *tagan* 'Dreifuß' (S. 33), russ. *čoso* 'Elen' (S. 33 und 95), syrj. *vila* 'große Gabel' (S. 36), russ. *vozža* 'Zügel', woher syrj. *vožja*, idem (S. 38), akslav. *kozvlz* 'Bock' (S. 5 und 16). — Die ganze Zeit handelt es sich hier um Wörter, deren slavischer Ursprung im Syrjänischen sicher feststeht. — Nach dem Gesagten wird sich der Leser nicht wundern, wenn er bei Gleye 'hettitische' Wörter entdeckt, die in den permischen Sprachen als čuwassische Entlehnungen betrachtet werden. Zu dieser Kategorie gehört syrj. *gob* 'Pilz', wotj. *gubi* 'Pilz, Schwamm' (S. 7), worüber näheres bei Wichmann Čuwass. Lehnw. i. d. perm. Spr. 57—59 und Index s. v. Dazu gehört weiter: wotj. *kec* 'Ziegenbock' (S. 17), wozu Wichmann c. l. 73 und Index s. v., dann S. 69 und 74 syrj. *ameš* 'Pflugschar', trotz Wichmann c. l. 15. —

Um nun zu verstehen, auf welche Weise der Verf. zu so überraschenden Resultaten gelangt, genügen einige Zitate, die über die philologische Seite seines Entzifferungsversuches belehren können:

S. 6: "Die nach ägyptischem Vorbilde und in gewisser Abhängigkeit von den Gesetzen der ägyptischen Rechtschreibung geschaffene hettitisch-kilikische Hieroglyphenschrift setzte sich aus Laut-, Silben- und Wortzeichen zusammen, zu denen noch gewisse Hilfszeichen kamen, die zum Teil den Zweck verfolgten die Wortzeichen von den Laut- und Silbenzeichen schon durch äußere Merkmale zu unterscheiden."

S. 7 Anm. 2: "für die Laute *p*, *d* existierte im Hettitischen gleichfalls nur ein Zeichen . . ."

S. 23: "Die Richtung der hettitisch-kilikischen Schriftzeichen war keine einheitliche; sie wurde z. T. durch die die Lautzeichen begleitenden Ideogramme bestimmt. Da meistens in der Richtung auf die verschiedenen Personen- und Tierköpfe gelesen werden mußte, resp. in der Richtung auf die Höhlung der diakritischen Zeichen, so hing von der Richtung der Ideogramme auch die der Lautzeichen ab. Da nun aber eine phonetische Gruppe aus neben- und über(unter)einander stehenden Zeichen bestehen konnte, so wurde im allgemeinen nach folgendem Prinzip verfahren: falls die begleitenden Ideogramme die Richtung von links nach rechts bestimmten, so wurde gleichzeitig mit ihr die Richtung von oben nach unten verbunden. Verlangten jedoch die Ideogramme, daß von rechts nach links gelesen werden sollte, so wurde mit dieser Leseweise die Richtung von unten nach oben vereinigt." —

Die Deutung der 'Ideogramme' wird durch ein paar Beispiele hinlänglich charakterisiert: S. 32 wird ein Ideogramm 'Schlange' gefunden, das auch 'Beere' bedeuten kann, weil syrj. *už* 'Schlange' an wotjak. *uzy* 'Beere' anklängt. Nun ist aber das erstere ja ein neues, russisches Lehnwort. So fällt nicht nur die Lesung S. 32, sondern auch S. 67. — Ein weiteres Ideogramm, welches zur Widergabe der Lautverbindung *vil-* verwendet wird, bedeutet 'Zange'. Nun ist aber syrj. *vila* 'Gabel', wie wir sahen, ein russisches Lehnwort und folglich keine Stütze für hettitische

Ideogrammspekulationen. Die Liste solcher russisch-syrjänisch-hettitischen Ideogramme läßt sich beträchtlich vermehren. Vgl. *vožja* (S. 38), *pilitny* 'sägen' (S. 54), *meža* 'Grenze' (S. 64), dazu 'türkisch-hettitisches': wotj. *kviñan* 'Kalb' (S. 63), syrj. *badja* 'Schöpfgefäß' (S. 55), u. a. Freilich ist es aussichtslos mit einem Forscher, wie Gleye über türkische Einflüsse in hettitischer Zeit (!) zu sprechen, denn er hat nicht nur den Mut turkotatarische Entlehnungen von Haustiernamen (S. 26 f. und S. 34) zu erweisen, sondern sucht auch im Skythischen ein entlehntes turko-tatarisches Zahlwort *γδ* 'drei' zu finden, wofür seine hettitischen Syrjänä den einzigen Anhaltspunkt bieten (so fällt auch das Ideogramm S. 4). —

— Die Übersetzung der Texte entspricht ausgezeichnet dem wohl gelungenen Entzifferungsversuch. Sätze, wie: 'der Blitz fällt, es blitzt' (S. 16), 'die Kuh streift umher' (S. 98), 'ein wetterwendischer Mensch' (S. 40), 'das Vieh verläuft sich' (S. 98), 'der Zimmermann verfertigt mit dem Beile einen Stock für den Frohnvogt' (S. 55), 'Gewitter fällt (Donner — Blitz fällt)' (S. 85) — passen besser in eine 'hettitische Fibel' als auf Inschriften. Zu Gleyes Ehre müssen aber auch seine besseren Übersetzungen erwähnt werden. Vgl. S. 88: 'Blitz und Donner fallet auf Karkamiš'. S. 96: 'ich selbst Šandavos, der Sohn des Šandapi, schrieb diese syrische(?) Inschrift' u. a. Freilich muß ich aber mit der ganzen permischen Theorie auch solche Deutungen verwerfen.

Gleyes ethnographische Ansichten bringen dem Spezialisten auch genug Überraschungen: trotz J. B. Bury (The Homeric and historic Kimmerians, Klio VI (S. 79—88) sind für ihn die Kimmerier Vertreter der permischen Sprachgruppe (S. 1). Die Θυκαγέται bringt er mit dem finnischen Volksnamen *Cuda* in Verbindung (S. 73). Außer historisch-ethnographischen Tatsachen hätte er hierbei doch wenigstens die Geten, Tyrigeten und Massageten auch zu beherzigen. Dann wird S. 1 gesagt: "Die Leleger, deren westfinnischer Ursprung von mir erwiesen ist" (wo? fragt sich der Leser), aber schon S. 49 wird eine Studie über die Leleger und die lykischen Sklavennamen erst in Aussicht gestellt. Dasselbst werden mehrere lautlich ganz und historisch erst recht gewagte Etymologien der Λέλεγες geboten. Trotz Bury (Klio VI 79 f.) wird S. 53 gesagt: "die nach Homer in Nacht, Nebel und Finsternis gehüllten Kimmerier, die in ethnologischer Hinsicht identisch mit den Kiliko-Hettitern waren", endlich S. 81: "die hettitische Inschrift hätte uns dann für ein und denselben Volksstamm 3 verschiedene Benennungen gebracht, die wir alle im Griechischen wiederfinden: Σύροι, Κιμμέριοι, Θυκαγέται". —

So viel genügt wohl zur Charakteristik Gleyes. Es ist heute bei der Unübersehbarkeit der Fachliteratur viel bequemer ein Bahnbrecher zu sein: dann braucht man sich um nichts zu kümmern, was vor einem über ethnographisch-linguistische Probleme geschrieben worden ist.

Krakau.

Max Vasmer.



## Mitteilungen.

### Berichtigung.

IF. 26, 418 schreibt Streitberg:

„Wenn Jespersen *Progress in Language* S. 13 es als Humboldts Ansicht hinstellt: '... That that language ranks highest ... which is able to express the greatest amount of meaning with the simplest mechanism', so widerspricht diese Formulierung aufs schroffste der ästhetischen Weltanschauung Humboldts, der nicht umsonst von Schiller gelernt hatte.“

Da ich erfahre, daß auch andere Leser dieselbe Stelle in *Progress* in L. auf dieselbe Weise verstanden haben, scheint es ja, als ob ich mich nicht hinlänglich deutlich ausgesprochen habe, und da das Mißverständnis einen wichtigen Punkt meiner Arbeit betrifft, erlaube ich mir, meine Äußerung in ungefähr denselben Worten zu wiederholen, indem ich ein paar erklärende Sätze in eckigen Klammern hinzufüge, um unzweideutig zu zeigen, daß die zitierte Formulierung nicht von mir als von Humboldt herrührend angegeben wird oder wurde, sondern als mein eigener Gedanke aufgefaßt werden sollte.

Nachdem ich Schleichers Theorien über die Sprachentwicklung dargestellt hatte, fuhr ich fort: „So viel ist sicher, daß Schleicher, weil er die Sprache als Naturgegenstand betrachtete, nie dazu gelangt ist, eine rationelle Grundlage für die Bestimmung des größeren oder geringeren Wertes verschiedener Sprachen aufstellen zu können. Einen solchen Wertmesser können wir [jetzige Sprachforscher] dagegen leicht erhalten, wenn wir unseren Ausgangspunkt nehmen von dem Gedanken W. von Humboldts, daß Sprache sprechen heißt, und daß sprechen nichts anderes ist als eine Tätigkeit des einen Menschen, um von einem anderen Menschen verstanden zu werden. Dann [wenn wir Humboldts Gedanken selbständig auf unser Problem anwenden], wird es nämlich offenbar [was H. aber nicht ausgeführt hat], daß diejenige Sprache am höchsten steht, die am weitesten geht in der Kunst vieles mit geringen Mitteln zu erreichen, oder in anderen Worten, die imstande ist, den größten Betrag von Bedeutungsinhalt mittelst des einfachsten Mechanismus auszudrücken.“

In der dänischen Fassung (*Studier over engelske kasus*, 1891, S. 9) zeigt eine Anmerkung, in der ich meine Formel mit den Gesichtspunkten Noreens in „Om språkriktighet“ vergleiche, deutlich genug, daß ich den Satz als meinen, nicht als einen von Humboldt ausgesprochenen, hinstelle; in der englischen Fassung ließ ich aber diese Anmerkung fort.

Den so gewonnenen Wertmesser wende ich dann in dem ganzen Rest meines Buches auf die Entwicklung verschiedener Sprachen an; die Formel spricht die zentrale Idee meines Werkes aus, und nicht genug damit, sie geht eigentlich wie ein roter Faden durch viele meiner sprachwissenschaftlichen Arbeiten. Ich habe denselben 'energetischen' Gesichtspunkt auf eine ganze Reihe von Fragen angelegt: ich nenne die Frage von Ausspracherichtigkeit (Nordisk tidskrift 1896, Fonetik 1897, Phonetische Grundfragen 1904), Einzelfragen der dänischen Grammatik (z. B. in der Zeitschrift Dania III 182), die Fremdwörterfrage im Dänischen (Tilskuere 1902, vgl. fürs englische Growth and Structure of the English Language S. 131 ff.), und schließlich die Frage einer internationalen Hilfsprache (Vorrede von Couturat und de Beaufort, Dictionnaire international-français 1908, auch in Wissenschaft und Weltsprache 1909).

Es passiert ja bisweilen, daß die von einem Schriftsteller ausgesprochenen Gedanken als das rechtmäßige Eigentum anderer nachgewiesen werden. Anders in diesem Falle: hier hat eine ungeschickte Ausdrucksweise es verschuldet, daß ein von mir ausgesprochener Gedanke viele Jahre hindurch so gelesen wurde, als ob ich denselben einem älteren Gelehrten verdankte. Dann endlich kommt ein Leser, der mit den Werken des älteren Verfassers hinlänglich vertraut ist, um sagen zu können: dies ist ein unrichtiges Referat.

Nein, es ist kein unrichtiges Referat, überhaupt kein Referat, sondern eine (hoffentlich richtige) Schlußfolgerung und Weiterführung von einem der wichtigsten und richtigsten Gedanken Humboldts.

Gentofte bei København (Kopenhagen), Mai 1910.

Otto Jespersen.

### Georg Curtius-Stiftung.

Das unterzeichnete Kuratorium hat den Jahresertrag der Georg Curtius-Stiftung dem Lehramtspraktikanten in Heidelberg Herrn Dr. phil. Hermann Güntert zuerkannt.

Leipzig, 13. Februar 1911.

Dr. K. Brugmann. Dr. R. Meister. Dr. H. Lipsius.

### Personalien.

Für indogermanische Sprachwissenschaft haben sich habilitiert Dr. Wilhelm Havers an der Universität Straßburg i. E. und Dr. Ernst Kieckers an der Universität Freiburg i. Br.

Das neubegründete Ordinariat für slavische Philologie an der Universität München ist dem Breslauer Ordinarius Erich Berneker übertragen worden.

Der ao. Professor für slavische Philologie an der Universität Wien Wenzel Vondrák ist zum Ordinarius ernannt worden.

Am 6. Mai 1910 † der ao. Professor der allgemeinen Sprachwissen-

schaft an der Universität Berlin Franz Nicolas Finck im 43. Lebensjahr. Er hat sich um die Erforschung der keltischen, der armenischen und der Zigeunersprache verdient gemacht. In seinen sprachphilosophischen Arbeiten glaubte er dem Vorbild Wilhelm v. Humboldts nachzustreben, folgte aber vielmehr den Spuren James Byrne's.

Am 28. Juni 1910 † Heinrich Zimmer (s. Nekrolog, Anz. 27, 172 ff.); als sein Nachfolger ist Kuno Meyer, bisher Professor der deutschen Sprache an der Universität Liverpool, auf den Berliner Lehrstuhl der keltischen Philologie berufen worden.

Am 9. Dezember † zu Heidelberg der ao. Professor der nordischen Philologie Bernhard Kahle, 48 Jahre alt.

Am 29. Januar 1911 † der bekannte Bonner Germanist Wilhelm Wilmanns, der Verfasser der trefflichen deutschen Grammatik, als Opfer eines Unfalls. W. war am 14. März 1842 zu Jüterbock geboren und wirkte seit 1877 als Nachfolger Simrocks in Bonn.

---

# ANZEIGER

## FÜR INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG.

---

ACHTUNDZWANZIGSTER BAND.

ZWEITES HEFT.

---

**Reichelt, Hans.** Awestisches Elementarbuch. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1909. 8°. XXIV u. 516 S. Geheftet M. 13,20, in Leinwand geb. M. 14,—.

In seinem Elementarbuch des Awesta hat Reichelt, der tüchtige Schüler Bartholomae's, eine vortreffliche Arbeit geleistet. Das Buch enthält, außer einer Einleitung über die Sprache und Literatur des Awesta sowie über die zoroastrische Religion und ihren Stifter, vier Hauptteile: Laut- und Formenlehre, Syntax und eine kleine Chrestomathie mit Glossar. In der Laut- und Formenlehre stützt sich R., wie ja fast unvermeidlich ist, auf die Arbeiten seines Lehrers, besonders auf dessen 'Vorgeschichte der iranischen Sprachen' und 'Awestasprache und Altpersisch' in der GlrPh. und auf dessen AirWb. — eine Abhängigkeit, die sowohl Bartholomae wie R. zur Ehre gereicht. In Betreff der Syntax verfährt R. selbständiger, und für diesen Teil seines Buches gebührt ihm besonderer Dank. Endlich haben wir eine Awestasyntax, die der heutigen Entwicklung der Sprachwissenschaft entspricht.

Trotzdem hat das Buch meines Erachtens leider auch seine Schattenseite. Für einen Anfänger im Awesta ist es wohl zu schwierig; in Übersichtlichkeit kann es sich gar nicht mit Bartholomae's altem 'Handbuch der altiranischen Dialekte' oder mit Jackson's leider unvollendet gebliebener 'Avesta Grammar' vergleichen; und der Sprachforscher wird das Fehlen eines Wortregisters am Schlusse des Bandes sehr vermissen. Hier und da hat R. diese oder jene Erscheinung ganz übersehen, wie z. B. das *-tūt*-Formans in aw. *gaōtūt*- 'Räubertum' (vgl. Brugmann Grdr. II<sup>2</sup>, 453 f., Bartholomae GlrPh. 1, 97, 219) und sogar das ganze Kapitel über Nominalkomposition (worüber schon ausführlich Jackson a. a. O. I, 236 ff.)! Auch würden Hinweisungen auf andere Abschnitte der Grammatik für den Anfänger (mit dem in einem 'Elementarbuch' ein Verfasser gewiß vor allem rechnen muß) höchst willkommen sein, so z. B. S. 8, Z. 10 auf § 174; Z. 30 auf § 149, 1, 2; S. 10, Z. 12 auf §§ 51, 75; Z. 13 auf § 86; S. 39, Z. 18 auf §§ 51, 75; S. 41, Z. 36 auf § 112; S. 67, Z. 4 auf § 118; S. 74, Z. 28 auf § 132; S. 75, Z. 12 auf § 114; S. 77, Z. 4 auf § 178, 2; S. 87, Z. 2 auf § 165, 1; Z. 13 auf § 52; S. 91, Z. 9 auf § 103.

In seinen Vergleichen aw. lautlicher, morphologischer und syntaktischer Erscheinungen mit denen anderer idg. Sprachzweige ist R. kaum konsequent, woraus man folgern könnte, daß eine bestimmte aw. Er-

scheinung, für die R. keine Parallele in irgend einer anderen idg. Sprache führt, spezifisch aw. sei, was aber nicht überall der Fall ist. Ich erlaube mir also eine Reihe Bemerkungen über die Einleitung und die drei ersten Hauptteile (auf die Chrestomathie und das dazu gehörige Glossar brauche ich kaum einzugehen); doch muß ich ausdrücklich hervorheben, daß diese Einwendungen durchaus nicht aus kleinlichem oder unfreundlichem Geiste hervorgegangen sind; sie sind vielmehr als Zeugnis meiner Hochachtung des Buches aufzufassen; und ich hoffe, daß wenigstens einige davon der Einverleibung in einer etwaigen neuen Auflage des 'Elementarbuches' als würdig erachtet werden.

S. 1, Z. 11: hinzufügen, 9. Anhang, Die Sprache der Osseten. Von W. Miller. — S. 3, Z. 32: hinzufügen, K. E. Kanga, English-Avesta Dictionary. Bombay, 1909. — S. 6, Anm. 3: Vielleicht ist auch das Kimmerische als altiranisch zu betrachten (über dies Volk zuletzt Prášek Gesch. der Meder und Perser 1, 112 ff.; anders Schrader Sprachvergleichung und Urgesch. 2<sup>3</sup>, 486 f.). Zwar haben wir nur ein einziges Wort aus dem Sprachschatz dieses Volkes erhalten, das bei Strabo 244 gebuchte ἄργυλλα 'eine Art unterirdisches Häuschen' (eigentlich vielleicht 'Schweißstube'), das, wenn aus \**arhal-to-* entstanden, möglicherweise mit dem nur lexikographisch belegten ai. *arghata* 'Asche' zu verbinden ist (doch vgl. Hoffmann Makedonen 59 ff.). — S. 16, Z. 18 ff.: Daß Vd. I, 20 ff. auf eine 'Flutsage' hinweist, glaube ich gar nicht. Der *var-* Yima's deutet vielmehr, wie schon Casartelli Philosophy of the Mazdayasnian Religion 198 f. und Söderblom Vie future d'après le mazdéisme 167 ff. richtig gesehen haben, auf den iran. Wohnort der Seligen (vgl. weiter meinen Art. 'Blest, Abode of the (Persian)' bei Hastings Encyc. of Religion and Ethics II, 702 ff. — S. 21, Z. 16 ff.: hinzufügen, L. H. Mills Avesta Eschatology compared with the Books of Daniel and Revelations. Chicago, 1908. E. Lehmann 'Die Perser' bei Chantepie de la Saussaye Lehrbuch der Religionsgesch. 2<sup>3</sup>, 162 ff. Tübingen, 1905. C. von Orelli Allgemeine Religionsgesch. Bonn, 1899, 526 ff. Es gibt auch bei Hastings eine Reihe hierhergehöriger Artikel; ich nenne beispielsweise nur M. H. Ananikian 'Armenia (Zoroastrian)' I, 794 ff. — S. 32, Z. 30: füge nach '§ 136' hinzu, und *or* aus ar. *r* hinter Labialen (§ 111). — S. 37, Z. 9: *sqs* ist auch *gaw.* (vgl. Bartholomae AirWb. 1560, Jackson a. a. O. 183). — S. 42, Z. 9 füge hinzu: Über aw. *t* s. § 175, 3. — S. 43, Z. 29: ai. *ukthā* liegt zu *gaw. uxθā* näher als *ukthāni*. — S. 43, Z. 34: füge hinzu, j. *hankanayan* 'sie sollen eingraben', ai. *k'anati* (vgl. GlrPh. I, 8). — S. 43, Z. 36: Vergleichung von gr. γέρας mit aw. *garō* ist fraglich (vgl. Boisacq Dict. étymol. de la langue grecque 145). — S. 45, Z. 1: zum Nasal in aw. *tančišō* vgl. ags. *geþungen* 'vollkommen', lit. *tenkū* 'reiche aus' (weitere Etyma, mit Lit., bei Zupitza German. Gutt. 140). — S. 45, Z. 15 und S. 46, Z. 28: *aojō* kommt auch im *Gaw.* vor (AirWb. 39). — S. 47, Z. 20: füge nach 'Germ.' hinzu, auch tokharisch-skythisch (Sieg und Siegeling SBaw. 1908, 915 ff.). — S. 48, Z. 16: füge nach 'aus' hinzu, (mit Hinterlassen der Zischlaute als *š* resp. *ž* [vgl. auch §§ 93, 95, 104, 6]). — S. 49, Z. 30: ai. *dāmhīyas-* 'stärker' liegt zu jaw. *bašnubyō*, *bažō* näher als *bahuld-*. — S. 51, Z. 29: füge nach '*n*' hinzu, und *r-*. — S. 52, Z. 11: hinzufügen, g. *ahura-* 'Gott', ai. *dsura-*. — S. 52, Z. 15: füge nach '\**srōsk-*' hinzu, j. *snæžūt* 'es soll schneien', got. *snaiws*. — S. 58, Z. 9: zu der iran. Dialektgruppe mit *l* gehören noch das Osset. (Miller a. a. O. 36) und

Skyth. (ebd. 6), wie vielleicht auch das Kimmer. (vgl. oben zu S. 6, Anm. 3). — S. 61, Z. 31: das Sternchen vor *dhūmrā-* ist zu streichen (vgl. PW. 3, 983). — S. 63, Z. 26 f.: vor kret.  $\pi\acute{o}\lambda\text{-}\iota\nu\varsigma$ ,  $\iota\iota\text{-}\acute{\upsilon}\nu\varsigma$  füge ein, ai. *sūrīnś* resp. *sūnūmr* (vgl. Brugmann a. a. O. 2<sup>a</sup> b, 222, Macdonell Ved. Gram. 286, 298). — S. 66, Z. 28: füge nach 'unverändert' hinzu, doch fällt *i* in den Anlautsgruppen *sī*, *śī* aus (§ 174, 4). — S. 75, Z. 5 ff.: mit j. *dunma* läßt sich vielleicht besser als ai. *dhvāntām* air. *dond*, *donn* 'braun, dunkel', cymr. *dwnn* 'subfuscus, aquilus' vergleichen (unwahrscheinlich meines Erachtens Stokes Urkelt. Sprachschatz 152). Air. *dond*, *donn* (von O'Davoren als *duō* 'schwarz' glossiert) entstand wahrscheinlich aus \**āhu-n-dī-*, wie lat. *glā-n-dī-s*, ab. *zelqđī* (aus \**gela-n-dī-*), lit. *bald-n-dī-s* (vgl. Persson De orig. gerundii 33 f., Brugmann a. a. O. 2<sup>a</sup>, 469 f.); vgl. noch air. *cruind* 'rund' aus \**cru-ndī-* (Persson a. a. O. 82). Zum Formans von *dond* vgl. Serglige Conculaind 29 (Windisch Ir. Texte I, 215, 14), *cen siriud in domain duind d'icc a carat Conculaind* 'ohne in der dunkeln Welt (anders O'Curry bei Windisch 1, 498 f.) nach Heilung seines Freundes C. zu suchen' (zur Semasiologie von *dond* vgl. lett. *dūmāls* 'schwarzbraun', das, freilich auf anderer Ablautsstufe, gleicherweise mit aw. *dunman-* urverwandt ist [Feist Etymolog. Wb. der got. Sprache 62]). — S. 86, Z. 18: füge nach 'Tages' hinzu, vgl. ai. *āhan* 'des Tages' (GlrPh. 1, 120). — S. 86, Z. 19: füge nach \**mašyqs-ēū* hinzu, (ai. *mārtyaṃś-ca*). — S. 99, Z. 9 f.: mit aw. *pāfr-* und *pāpay-* sind die nur lexikographisch belegten ai. *pāpr-* resp. *pāpāyate* zu vergleichen. — S. 102, Z. 10: näher zu ar. \**opras* als gr.  $\pi\epsilon\iota\omega$  liegen ab. *prē* 'durch', alb. *pruva*, *prura* 'brachte, führte' (vgl. Meyer Etymolog. Wb. der alb. Spr. 35). — S. 104, Z. 16: füge nach 'Scheider' hinzu, ai. *cinvnt-*. — S. 104, Z. 18: füge nach 'auspressen' hinzu, ai. *sunāvat*. — S. 106, Z. 10: füge nach 'fand' hinzu, ai. *dvindat*. — S. 107, Z. 5: ai. *ātaksat* liegt näher zu aw. *tašō* als *tāksati*. — S. 107, Z. 28: ai. *śūśrūṣamāṇa-* liegt näher zu aw. *susrušəmnō* als *śūśrūṣate*. — S. 110, Z. 29 f.: mit dem aw. Inchoativ *xwafsa-* ist das osset. *xussin*, *xussun* zu vergleichen (Miller a. a. O. 63). — S. 111, Z. 27: füge nach '162' hinzu, (auch alb. *ngreh* 'wecke auf, stelle' ist vielleicht hierher zu ziehen [vgl. Meyer a. a. O. 306]). — S. 112, Z. 11: ai. *mṛḍāta* liegt näher zu aw. *mərəzdātā* als *mṛḍāti*, *mṛḍāyati*. — S. 114, Z. 2: füge nach 'an' hinzu, vgl. ab. *po-jasajeti* (aus \**iōsāj-ēti* [Bartholomae Stud. 2, 108, AirWb. 1291]). — S. 114, Z. 9: füge nach 'auffassend' hinzu, vgl. lit. *grambti* 'fassen' (Zupitza a. a. O. 171). — S. 114, Z. 21: füge nach 'denken' hinzu, vgl. ai. *manyāte*. — S. 115, Z. 29: füge nach 'Impf.' hinzu, ai. *āsyat*. — S. 116, Z. 3: füge nach 'abwaschen' hinzu, vgl. ai. *snāyate*. — S. 116, Z. 14: füge nach 'mā' hinzu, vgl. das nur lexikographisch belegte ai. *māyate*. — S. 117, Z. 9: füge nach 'n.)' hinzu, vgl. ai. *ṛtayanta*. — S. 117, Z. 14: füge nach 'n.)' hinzu, vgl. ai. *rūpayati*. — S. 118, Z. 28: füge nach 'hinübergehen' hinzu, vgl. ai. *pārayāti*. — S. 119, Z. 6: füge nach 'sein')' hinzu, vgl. ab. *is-tūštiti* 'evacuare', *tūštī* 'leer'. — S. 119, Z. 26: füge nach 'struere')' hinzu, vgl. ab. *čīniti* 'ordnen, reihen'. — S. 121, Z. 28: füge nach 'erkennen' hinzu, vgl. ai. *māmsai*. — S. 125, Z. 29: füge nach 'bekommen' hinzu, ai. *āpa*. — S. 126, Z. 22: ai. *ajagmīran* liegt näher zu aw. *jaymat* als das Pf. *jagmūh*. — S. 130, Z. 10: füge nach 'Injunktiv' hinzu, und Optativ. — S. 134, Z. 30 f.: füge 2. resp. 3. hinzu. — S. 145, Z. 29: füge nach 'besitzt' hinzu, vgl. *dāhṛvi-* 'einer Sache gewachsen'. — S. 153, Z. 2: das aw. *-tūt-* Formans ist ausgelassen

(vgl. oben). — S. 156, Z. 7: füge nach 'versehen' hinzu, ai. *parñin-*. — S. 161, Z. 6f.: mit aw. *rāšta-* neben *rašta-* ist wohl lat. *rēctus* (über dessen *ē* Sommer Handbuch der lat. Laut- und Formenlehre 136) neben ahd. *reht* zu vergleichen. — S. 162, Z. 18: mit aw. *napti-* neben *napāt-*, *napt-* ist ai. *napti-* neben *nāpat-* zu vergleichen. — S. 165, Z. 9: füge nach 'wendend' hinzu, vgl. ai. *nyāñcam*. — S. 165, Z. 15: füge nach 'Monat' hinzu, ai. *māsam*. — S. 167, Z. 2: füge nach 'Erde' hinzu, vgl. ai. *gmds*, *jmds* (s. Wackernagel Altind. Gram. 1, 160, 162). — S. 168, Z. 17: füge nach 'übertragen' hinzu, (ähnlich wie im Ital.; Brugmann a. a. O. 2<sup>b</sup>, 166). — S. 170, Z. 6: ob kret. δόμην wirklich hierher gehört, ist nicht ganz sicher; vgl. neuerdings gegen diese Annahme Brugmann a. a. O. 2<sup>b</sup>, 178 (weitere Lit. über die Frage bei Thumb Handbuch der gr. Dialekte 133). — S. 172, Z. 18, 26: mit den gaw. Instr. *daēnā* und *ašī* sind ai. *jihvā* resp. *sāmī* (über letzteres Macdonell a. a. O. 274) zu vergleichen. — S. 173, Z. 1: füge nach 'Heere' hinzu, vgl. ai. *vīkau*, *vīkū*. — S. 173, Z. 7: füge nach 'Rinder' hinzu, vgl. ai. *devī*. — S. 173, Z. 13, 14, 15, 21: mit aw. *nāsha*, *āpa*, *pāda* und *padā* sind respektiv ai. *nāsā*, *rūty-āpā*, *pādā* und *pādau* (über die zwei letzteren Macdonell a. a. O. 198) zu vergleichen. — S. 176, Z. 22: mit gaw. *stūtō* ist ai. *ūpa-stutas* zu vergleichen. — S. 177, Z. 12: füge nach '91' hinzu, vgl. ai. *nīñr*. — S. 181, Z. 4: füge nach 'Pfaden' hinzu, ai. *pādābhīḥ*. — S. 198, Z. 9 ff.: mit aw. Infinitiven wie *nās-əm*, *snaθ-əm* sind vielleicht umb. *er-om*, osk. *ez-um* zu vergleichen (doch vgl. Brugmann a. a. O. II<sup>2</sup>, 640). — S. 199, Z. 5: mit dem aw. Inf. *raos-e* ist griech. ῥόδωαι zu vergleichen (Brugmann a. a. O. 2<sup>a</sup>, 142). — S. 199, Z. 12, 13, 15, 22, 28: mit den aw. Infinitiven *vīd-vandī*, *āšnū-ma'ne*, *harš-tayaē[-ča]*, *vaēd-yāi* und *mərngēi-dyāi* sind respektiv ai. *tūr-vane*, *trā-mane*, *pī-tāye*, *bhuḡ-yat* und *stadv-āhyai* zu vergleichen. — S. 199, Z. 35 f.: mit aw. *apa-yei-tī* ist ai. *ū-tī* zu vergleichen (s. Bartholomae BB. 15, 245). — S. 200, Z. 7: füge nach '(*āšnū-*)' hinzu, vgl. ai. *ārs-i*. — S. 200, Z. 12, 18: füge nach 'nemaḥ-)' und 'o-stay-)' hinzu, vgl. lat. *agere* resp. lit. *degtē*. — S. 203, Z. 12: füge nach '-am' hinzu, vgl. ai. *im-am*. — S. 214, Z. 35: streiche '16'. — S. 218, Z. 24: füge nach 'Frau' hinzu, vgl. nhd. *der Backfisch*, ai. *dārāḥ* (NPF). — S. 219, Z. 12: füge nach 'f.' hinzu, auch ai. *gātū-* ist sowohl m. wie f. — S. 219, Z. 15: füge nach '3)' hinzu, auch ai. *mādhyā-* ist sowohl n. wie m. — S. 219, Z. 20: füge nach '106)' hinzu, ähnlich ags. *hrif* (f.) neben ahd. (*h*)*ref* (n.). — S. 220, Z. 5: füge nach 'Gräser' hinzu, vgl. lat. *aes* 'Erz', *aera* 'Erzstücke' (Delbrück VglS. 1, 148). — S. 220, Z. 14: füge nach 'Großvieh' hinzu, vgl. lit. *rugjys* 'Roggenkorn', *rugiai* 'Roggen' (Delbrück a. a. O. 1, 152). — S. 220, Z. 25 ff.: R.s Erklärung von einigen dieser Stellen kann ich nicht beistimmen (zu seiner Anmerkung ist übrigens noch Delbrück a. a. O. 1, 165 zu vergleichen). So fasse ich *jaidyānte uparatātō* eigentlich auf: 'es fleht ein jeder um seine eigene Überlegenheit'; und *asahi razanḥqm* ist meines Erachtens s. v. a. 'an einem Ort der einsamen Örter'. In *vāḥ yaoštayō fəraštayō ārtatayō yazamaidē* sehe ich ein 'Aggregativkompositum' (vgl. Whitney Skr. Gramm.<sup>2</sup> 485 ff. und besonders Jackson a. a. O. 1, 241). — S. 221, Z. 8: füge hinzu, vgl. ai. *Gotamāḥ*, *Kaṇvāḥ* usw. (Speyer VuSkrS. 5). — S. 221, Z. 13: füge nach 'Fersen' und 'Augenbrauen' hinzu, vgl. ai. *pārṣṇī* resp. *bhruvāu*. — S. 221, Z. 16: füge nach 'Steiß' hinzu, vgl. ai. *kaśaplakādu*. — S. 221, Z. 19: füge nach '(nāh- m.)' hinzu, vgl. ai. *nāse*, *nāsike*. — S. 221, Z. 30: hierzu gehört noch, wie schon Jackson in seiner

unvollendeten und nur teils gedruckten Syntax des Awesta richtig bemerkt hat (a. a. O. 2, 4), der Dual von zwei zusammengehörigen Paaren, z. B. Y. 57. 27 f.: *yim čaθwārō aurvantō . . . vazanti . . . āsyāṇha aspāṇībya āsyāṇha vātaṇībya* usw., 'den vier Renner ziehen, schneller als zwei Pferde, schneller als zwei Winde'. — S. 222, Z. 24: nach '6' wäre Hinweisung auf Delbrück a. a. O. I, 139 f. nützlich. — S. 225, Z. 27: hinzufügen, es gibt auch im spät-jaw. einen selbständigen Nominativ (so schon Jackson a. a. O. 2, 9), z. B. V. 8. 41: *patiša he hō nā . . . aēša druxš yā nasuš upa-dvāsanti* 'auf ihn — der Mann — fliegt diese Nasu-Drug hinzu'; V. 19. 33: *yaozdāθryō ašava pasča para-iristim daēva drvantō duždāθhō baodēm avaθa fratorəsanti* 'der Gläubige, der da die rituelle Reinigung vollzieht — nach seinem Sterben fürchten die druggehörigen, unverständigen Dämonen seinen Wohlgeruch ebenso' usw.; vgl. ap. *artavardiya nāma pārsa manō bardaka avamšām maθištām akunavam* 'ein Perser, Namens A., mein Diener, den machte ich zu ihrem Obersten' Bh. 3. 30 f. — S. 230, Z. 14 ff.: hierzu gehören noch, nach Jackson a. a. O. 2, 13, Yt. 5. 63: *yezi jum frapayemi avi zqm* 'wenn ich lebend zur Erde gelange' (andere Beispiele Yt. 5. 65, V. 8. 73). — S. 230, Z. 18 ff.: zu diesem Abschnitt ist Delbrück a. a. O. I, 386 f. zu vergleichen. — S. 237, Z. 18: füge nach '6' hinzu, vgl. ai. *djasra evā śriyā yāśasā bhavati* 'er ist unüberwindlich in Schönheit und Herrlichkeit' ŚB. 11. 1. 6. 2 (Speyer a. a. O. 11). — S. 238, Z. 8: füge nach '31' hinzu, vgl. ai. *strībhīr vyā vartate*, 'er wendet sich von den Weibern ab' (Delbrück a. a. O. 1, 248). — S. 240, Z. 11: füge nach '41' hinzu, vgl. das plaut. *verbo, infortunio vitare*. — S. 242, Z. 28: füge nach '684 f.' hinzu, über außerawestische Beispiele s. Delbrück a. a. O. I, 301 f. — S. 243, Z. 3, 14: füge nach 'Pass.') und 'par-)' hinzu, vgl. ab. *idetū tebē krotūkā* 'er kommt zu dir freundlich', *i nese materi svojeji* 'kai ἡνεκε τῇ ματρὶ αὐτῆς' resp. aruss. *ubēža novu gorodu* 'er floh nach Nowgorod', ags. *þa he heofonum dstæg* 'da stieg er zum Himmel herauf' (vgl. weiter Delbrück a. a. O. 1, 289 ff.). — S. 245, Z. 2: füge nach '45' hinzu, vgl. ai. *aparāya* 'für die Zukunft', *samvatsarāya* 'für ein Jahr' (Delbrück a. a. O. 1, 303). — S. 249, Z. 3: füge nach 'Abl.' hinzu, vgl. ai. *sómāt sutād indro avrṇāta vāsiṣṭhān* 'dem gepreßten Soma zog I. die V. vor' RV. 7. 33. 2. — S. 252, Z. 22 f.: V. 6. 29 scheint mir eher unter § 507 zu rubrizieren. — S. 253, Z. 25: füge nach '2' hinzu, mit diesem Gebrauch von *frasnādayən* und *baodayən* ist wohl der von griech. φύω 'beschmieren' in *τῆθεο καὶ χεῖλε φύρω αἵματος* (c 21) zu vergleichen (Delbrück a. a. O. 1, 322). — S. 258, Z. 7: füge nach '18' hinzu, vgl. griech. *ἐρχονται πείλοιο*, got. *gaggida landis* 'ἐπορεύθη εἰς χύπον μακρόν' (Brugmann Griech. Gramm.<sup>3</sup> 389). — S. 258, Z. 35: füge nach 'St.-Y.' hinzu, *ātars-dātēm vā ātare-čīθrēm vā ātars-zantūm vā ātars-dahyūm vā kqmčēt vā ātars-dātahe nāma* 'entweder A-D. oder A-Č. oder A.-Z. oder A-D. oder irgend einen Namen A-D.' V. 18. 52. — S. 261, Z. 19: füge nach '128' hinzu, vgl. griech. *αὐτὸς δ'ἀντίον ἴεν* 'Ὀδυσσεὺς θελοῖο τοῦ τοῦ ἐρέποιο (I 219), (vgl. weiter Delbrück a. a. O. I, 359 f., Brugmann Griech. Gramm.<sup>3</sup> 389). — S. 265, Z. 33: füge hinzu, Lokativus absolutus (nach Jackson a. a. O. 2, 30), z. B. *yaf ahmi nmāne yaf māzdayasnō spā vā nā vā iriθyāf vārenti vā snaēžinti vā barənti vā temaxhqm vā aθwi-gātō ayqn vā varətafšō varəto-vīre jasənti kuθa te varəzyqn* 'stirbt in diesem māzdayas-nischen Hause entweder ein Hund oder ein Mann, während es regnet oder schneit oder stürmt oder bei Einbruch der Dunkelheit oder wenn es kommt ein Tag, da Tiere und Menschen nicht heraus können, wie sollen sie tun?'



— S. 267, Z. 5f.: füge nach '3' und '102' hinzu, vgl. griech. τὸ γὰρ Ῥήγιον ἐπὶ πολλὸν χρόνον ἑστατίζε resp. μέγα κέν οἱ ὑπουράνιον κλέος εἶη πάντας ἐπ' ἀνθρώπους (Brugmann a. a. O. 441). — S. 267, Z. 15f.: griech. ἐπινέφελος liegt näher zu aw. *aipi-awra-* als *ἔπερος*. — S. 267, Z. 21, 27: füge nach '57' und '1' hinzu, vgl. ai. *ūd īr̥ṣva nāry abhī jivalokām* 'erhebe dich, o Frau, zur Welt der Lebendigen' RV. 10. 18. 8 resp. got. *jabai hwas þuk stautai bi taihswon þeina kinnu* 'ἔστις σε þαπίζει εἰς τὴν δεξιάν CIAΓÓNA (Delbrück a. a. O. 1, 680, 686). — S. 273, Z. 2, 8: füge nach '4' und '42' hinzu, vgl. ai. *pāri tvā* 'um dich herum' resp. *tvām adbhyaś tvām āśmanas pāri . . . jāyase* 'du bist aus den Wassern, aus dem Fels geboren' RV. 2. 1. 1 (Macdonell a. a. O. 421). — S. 273, Z. 44: füge nach 'hin' hinzu, vgl. griech. ἀνὰ νῦτα θέουσα (Brugmann a. a. O. 436). — S. 275, Z. 6: füge nach '2' hinzu, vgl. wohl got. *faur hanins hrūk* 'πρὶν ἀλέκτορα φωνῆσαι'. — S. 275, Z. 11, 18: füge nach '1' und '69' hinzu, vgl. griech. πυκνότεραι παρὰ τὰ ἐκ τοῦ πρὶν χρόνου μνημονευόμενα resp. παρὰ δὲ βασιλέως πολλοὶ πρὸς Κύρον ἀπῆλθον (Brugmann a. a. O. 446). — S. 296, Z. 35: füge nach 'wollen' hinzu, ai. *vaṣṭi*. — S. 308, Z. 10: füge nach '8' hinzu, vgl. serbo-kroat. *dok se mudri mudrovaše, ludi zi grad primiše* 'während die Klugen klügeln, nehmen die Dummen die Stadt ein' (Vondrák Vergl. slav. Gramm. 2, 278f.). — S. 320, Z. 15: füge nach '31' hinzu, vgl. ai. *mā tvām daheyuḥ* 'mögen sie dich nicht verbrennen' (Speyer a. a. O. 73). — S. 330, Z. 4: füge nach '29' hinzu, vgl. ai. *mā mṛtaṃ rudatī bhava* 'be not thou weeping for the dead' (Speyer a. a. O. 62). — S. 330, Anm. Z. 2: füge nach 'cāratī' und 'āste' hinzu, vgl. ai. *agnāv agnīs caratī praviṣṭhāḥ* 'A. ist immer im Feuer vorhanden' resp. *juhvata āsate* 'sie opfern immer' (Whitney a. a. O. 395). — S. 333, Z. 1ff.: die Richtigkeit von R.s Erklärung bezweifle ich. Die Konstruktion scheint einfach aus präpositioneller Rektion zu stammen (vgl. R. §§ 532, 5; 545, 1) und ist meines Erachtens wohl mit lateinischen Wendungen wie *ante hanc legem rogatam* zu vergleichen. S. 335, Z. 20: füge nach '-am' hinzu, vgl. etwa die präk. Absolutiva auf *-ttāṃam, -tūṃam, -ūṃam* (Pischel Gramm. der Präk.-Spr. 395 f.). — S. 338, Anm.: füge hinzu, doch sind wohl ai. *śūnaś caturakṣāsyā prā hanti* 'er schlägt auf den vieräugigen Hund los', *brāhmaṇāsyā ānikatya* 'ohne sich an einem Brahmanen vergriffen zu haben' (Delbrück a. a. O. 1, 324, anders, aber minder wahrscheinlich, Whitney-Lanman Atharva-Veda 690) zu vergleichen. — S. 340, Z. 13: füge nach '711' hinzu, vgl. *śakéma tvā samīdham* 'möchten wir dich entfachen können' (Delbrück a. a. O. 2, 470). — S. 349, Z. 26: füge nach '18' hinzu, vgl. ai. *śīṣṭe śr̥ṇge rākṣase vinīkṣe* 'er schärft seine Hörner, um das Umgetüm zu durchbohren' RV. 5. 2. 9 (Speyer a. a. O. 65). — S. 353, Z. 28: füge nach '11' hinzu, vgl. kluss. *na švjatoho Luky*, čech. *na svatého Lukáše*, 'am (Tage) des heil. Lukas' (Miklosich Vgl. Gramm. der slav. Spr. IV, 546). — Von Druckfehlern habe ich folgende bemerkt: S. 28, Z. 11 streich  $\omega$  als Zeichen für *g*; S. 38, Z. 14 lies *ot̥θa* statt *oθa*; S. 39, Z. 3 lies 157 statt 156; S. 53, Z. 25 lies *sēmija* statt *sēmija*; S. 78, Z. 19 lies *o* statt *o*; S. 87, Z. 37 lies 374 statt 375; S. 94, Z. 29 lies XV statt XII; S. 128, Z. 3 lies 1688 statt 1638; S. 202, Z. 4 lies 1845 statt 1895; S. 205, Z. 16 lies 174 statt 144; S. 206, Z. 23 lies *-bhiḡ* statt *-bhiḡ*; S. 260, Z. 17: lies 'voll' statt 'soll'.

Doch sind diese Einwendungen bei weitem nicht so wichtig wie sie erscheinen. Alles in Allem kann ich dem Buch nur Lob spenden, und

R. ist gewiß unter die echten Vertreter der strengwissenschaftlichen Methode der Awësta-Grammatik und -Exegese zu rechnen.

Louis H. Gray.

Newark, New-Jersey.

---

**Thumb** Albert. Handbuch der neugriechischen Volkssprache. Grammatik. Texte. Glossar. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Straßburg, Karl J. Trübner. 1910. 8o. XXXII u. 360 S. Mit einer Schrifttafel. Geheftet M. 8,50, in Leinwand geb. M. 9,—.

Noch vor etwas mehr als anderthalb Dezennien war die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Neugriechischen im deutschen Sprachgebiet sehr erschwert; es gab kein brauchbares Hilfsmittel zum Selbststudium und die Gelegenheiten zu mündlicher Unterweisung waren sehr spärlich. In den letzten 10—15 Jahren ist dies anders geworden. Wer die Vorlesungsverzeichnisse der reichsdeutschen, österreichischen, schweizerischen Universitäten aus dieser Zeit durchgeht, findet gar nicht so selten eine Einführung ins Neugriechische oder eine neugriechische Lektüre angekündigt, nicht nur von Neogräzisten oder Byzantinisten, sondern auch von Indogermanisten, Archäologen, Slavisten. Die kräftig einsetzende Erforschung der κοινή hat auch dem Neugriechischen neue Freunde gewonnen. — Die Heranziehung des Neugriechischen geht freilich über die Interessensphäre der meisten klassischen Philologen hinaus, wie sich Gercke in seiner und Nordens Einleitung in die Altertumswissenschaft 1, 102 ausdrückt; als Feststellung einer Tatsache muß man den Ausspruch als berechtigt anerkennen; sollte er als Norm gelten, müßte er energisch bekämpft werden. Gerade der Altphilologe, der sich mit toten, hauptsächlich literarisch kultivierten Sprachen beschäftigt, sollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, ohne große Mühe mit einer lebenden Sprache und einer interessanten volkstümlichen Literatur bekannt zu werden. Es ist erfreulich, daß Kretschmer im gleichen Bande der „Einleitung“ S. 171 nachdrücklich auf die Wichtigkeit des Neugriechischen für die hellenistische Sprachgeschichte hingewiesen hat. Gercke bringt noch einmal den ablehnenden Standpunkt der Vergangenheit zur Geltung, Kretschmer gibt die Parole aus für die Zukunft.

Zu dem Umschwung in der Wertschätzung des Neugriechischen hat nicht wenig beigetragen, hat ihn sogar bis zu einem gewissen Grade erst ermöglicht das 1895 erschienene Handbuch der neugriechischen Volkssprache von A. Thumb, das jetzt zum zweiten Male seinen Weg antritt. — Daß die ganze Anlage des Buches unverändert geblieben ist, wird jeder billigen, dem es sich in Vorlesungen bewährt hat. Daß im einzelnen manches gebessert, genauer oder neu gefaßt ist, versteht sich von selbst. Die neue Auflage nennt sich aber auch eine erweiterte: die erste zählte nur XXVI und 240 S. Ein Teil des Zuwachses fällt auf die Texte, die um 34 Seiten stärker geworden sind, von denen die Hälfte auf die Dialektproben fällt, die von 11 auf 28 Seiten gewachsen sind und in der Hauptsache aus Veröffentlichungen der letzten Jahre stammen. Die Vermehrung der Texte ließ naturgemäß das Glossar etwas stärker werden und bedingte eine Reihe von Zusätzen über dialektische Erscheinungen in der Grammatik, erklärt aber nicht die Vermehrung der Grammatik um ganze 62 Seiten. Es kann nicht genug begrüßt werden, daß Thumb in der zweiten

Auflage nicht nur einzelne Partien der Wortbildung aufgenommen hat, sondern auch die Syntax, die in der ersten nur sporadisch zu Wort kam, verhältnismäßig eingehend behandelt. Das macht die zweite Auflage in gewisser Hinsicht zu einem neuen Buche, sogar zu einem absolut genommen neuen Buche: denn eine neugriechische Syntax hat es bisher, von ein paar Aufsätzen in Zeitschriften abgesehen, nicht gegeben; manche Beobachtung hat Thumb selbst erst gemacht, manche Regel selbst erst formuliert. Ein Mangel, den jeder empfunden haben wird, der mit Studenten neugriechische Texte las, ist damit gehoben; da die Beispiele meist den Texten entnommen sind, bildet die Syntax zugleich einen Kommentar zu denselben. Wie die Kenntnis neugriechischer Laute und Formen auf die Laut- und Formenlehre der κοινή gewirkt hat, kann die neugriechische Syntax in Thumbs lichtvoller Darstellung der bisher vernachlässigten Syntax der κοινή neue Anregungen geben, um so mehr als auch das in der Syntax der klassischen Sprache noch spärlich bedachte Kapitel der Wortstellung behandelt wird. Die Anlage der Syntax folgt dem Riesschen System, in der praktischen Form, die ihm Brugmann in seiner Kurzen vergl. Gramm. gegeben hat. Es sei hier nur noch darauf hingewiesen, daß der Gebrauch der Wortformen und die Satzlehre der neugriechischen Volkssprache, wenn sie auch vom Standpunkte der Syntax durchgebildeter Literatursprachen in manchem arm erscheinen mögen, doch genug bieten, was auch von allgemeinem Interesse für die Sprachwissenschaft ist.

Neu beigegeben ist auch ein bibliographischer Anhang (S. 355—9), der sich mit dem Vorwort in die Aufgabe teilt, die wichtigsten Hilfsmittel der neugriechischen Philologie, besonders auch die zur Einführung geeigneten Arbeiten aufzuzählen. Der Verlag hat die neue Auflage noch besser ausgestattet als die erste; der Druck verrät sorgsame Überwachung.

Erwünscht wäre mit Rücksicht auf die Bedeutung, welche die einschlägigen Untersuchungen zu gewinnen beginnen, in der Lautlehre ein Kapitel über die Silbe gewesen, den poetischen Texten hätte ich eine Vorbemerkung über die Metrik gewünscht und schließlich möchte ich auch den Wunsch G. Meyers in der Besprechung der ersten Auflage (IF. Anz. 6, 189 ff.), im Glossar gelegentlich kurz auf die Etymologie hinzuweisen, zu dem meinigen machen.

Im folgenden mag noch auf einige Einzelheiten eingegangen werden.

An Druckversehen sind mir aufgestoßen S. 165 *vā* πατῆς auch als 3. Pers., statt πατῆ; S. 175 Z. 18 v. u. l. φτωχό; S. 259 Z. 14 v. o. l. Λευκοσύνη; S. 268 Z. 16 v. u. l. γυναικο-; S. 276 N. 2 l. § 62; S. 285 Z. 10 v. o. l. <sup>13</sup>); S. 293 N. 21 l. § 280 Anm. 2; S. 294 Z. 5 v. u. l. <sup>14</sup>); — S. 259 Z. 9 v. o. l. ἀνοίγεται; S. 271 Z. 15 v. u. l. μεγαλύτερο; S. 295 Z. 11 v. o. l. εἰς; S. 296 Z. 7 des Textes v. u. l. ἄρκον; S. 321 b l. καμαρίερα; S. 341 a l. προμαζώνω; — S. 297 Z. 4 des Textes v. u. l. μετ'.

S. 296 Z. 5 der Transkription l. *pendikom*; S. 299 im ersten Lied ist *niroidia*, *aiddóni* zu lesen.

S. 296 ist in 13c in der 2. Zeile des Textes ἄρκον durch ἀλεπόν zu ersetzen. Ist S. 295 in 13b Z. 3 des Textes statt πα zu lesen τα mit Verweisung auf § 160 Anm. 1 und S. 296, 13c N. 4?

Im Glossar vermisste ich φοβερίζω, das auch S. 295 nicht erklärt ist; unter ἄνθρωπος wäre ἄνθρωποι = Verwandte (vgl. S. 275 f. und deutsch landschaftlich, z. B. schweiz. 'meine Leute' = meine Angehörigen) anzu-

geben; die S. 328a angegebene gewöhnliche Bedeutung von μακάρι genügt nicht für S. 288 (Chios); die Definition von ἄργαυο als Musikinstrument ist für S. 279 zu allgemein; κέντημα bedeutet S. 291 nicht 'das Sticken' (S. 323b), sondern 'die Stickerei, das Stickzeug'.

Die erste Auflage gab in § 168 mit der Deutung von ἄς zur Umschreibung des Imperativs die von Korais herrührende, von Hatzidakis neu begründete geltende Auffassung wieder; in der zweiten Auflage schließt sich Thumb in § 194 nicht mehr so unbedingt an Jannaris Deutung aus ἔατε an, wie z. B. IF. 13, Anz. 40 oder Kretschmer Lesb. 212, sondern stellt beide Erklärungen zur Wahl. Zuletzt hat für die Herleitung von ἄς aus ἄφες eine Lanze gebrochen Psaltes Glotta 3, 85/7, wie ich glaube mit Recht, wenn auch seine Begründung nicht voll befriedigt und ergänzt werden kann. Daß schon in der κοινή ἀφιέναι gegenüber ἔαν bedeutend das Übergewicht hatte, zeigen LXX und NT: in Hatch & Redpaths Konkordanz umfaßt ἀφιεν 2, ἔαν  $\frac{1}{2}$  Sp., in Bruders Konkordanz kommen 3 Sp. auf ἀφιέναι,  $\frac{1}{3}$  Sp. auf ἔαν. Wichtiger ist aber, daß ἄφες (auch ἄφετε) mit bloßem Konj. im NT. mehrfach vorkommt, worauf übrigens schon Korais Ἀτακτα I 98/9 und Plutarch III μδ' (zitiert bei Hatzidakis Einleitung 309 Anm.) hingewiesen hat: für die Stelle ἄφες ἐκβάλω τὸ κάρφος ἐκ τοῦ ὀφθαλμοῦ σου Mt 7, 4 = Lc 6, 42 ist freilich noch die Übersetzung 'laß mich usw.' (= laß zu, laß geschehen, daß ich usw.) zutreffend; Mt 27, 49 ἄφες ἴδωμεν εἰ ἔρχεται Ἡλίας könnte zur Not verstanden werden: 'laß [das, nämll. das Tränken mit Essig] bleiben, wir wollen sehen, ob usw.', doch spricht die als ursprünglicher geltende Darstellung Mc 15, 36 dagegen, wo dem Soldaten selbst, der den Essigschwamm bringt, die Worte ἄφετε ἴδωμεν εἰ κτλ. in den Mund gelegt werden, die man nicht deuten wird 'laßt [alles andere] bleiben, wir wollen sehen, ob usw.', sondern nur auffassen kann als 'laßt uns sehen, ob usw.', wobei 'lassen' nicht mehr den Sinn von 'geschehen lassen' hat, sondern die Aufforderung ausdrückt. (In der Vulgata steht *sine, sinite*, in der got. Übersetzung durchgehend *lēt*, auch für den griech.-lat. Plural, im Zographensis Mt 7, 4 = Lc 6, 42 *ostavi*, Mt 27, 49 *ostani*, Mc 15, 36 *ne dēite da vidimō*.) Vgl. Winer Gramm. des neutestamentl. Sprachidioms<sup>7</sup> 268; Grimm Lex. 61<sup>a</sup> (die hier verglichenen Stellen Epict. diss. I 9, 15 ἄφες δεῖξωμεν III 12, 15 ἄφες ἴδω gehören wie die weitem in Schenkl's Index zitierten I 15, 7 ἄφες ἀνθήκη II 18, 24 = III 12, 15 mit Mt 7, 4 = Lc 6, 42 zusammen, beweisen aber immerhin die Beliebtheit der Verbindung ἄφες mit Konj., wenn auch die Bedeutung der neugr. Verbindung ἄς mit Konj. noch etwas ferner steht); Sophocles Lex. 287<sup>a</sup>. Wir finden also die neugriech. Ausdrucksweise schon in der κοινή vorgebildet, wenn auch sogar Mc 15, 36 der Imperativ noch bedeutungsvoller gewesen sein wird als ἄς (zu Unrecht vergleicht dagegen das neugriech. ἄς Witkowski Epistolae privatae Graecae zu ἄφες αὐτὸν χαίρειν nr. 41). Völlig unbefriedigend ist Psaltes Ansicht über die lautliche Entwicklung von ἄφες zu ἄς: φ sei zu der Zeit, als die Form zustande kam, ein interlabialer Spirant gewesen, der leicht mit dem folgenden Spiranten c zusammenschmelzen konnte. Die Kürzung von ἄφες zu ἄφς, ἄς stellt freilich nicht die regelmäßige, unter normalen Bedingungen sich vollziehende Entwicklung dar, ist aber deshalb nicht zu leugnen; in satzunbetonter Stellung treten Lautentwicklungen auf, die unter normalen Bedingungen fehlen (nur sind dafür nicht sowohl die Schnelligkeit der Aussprache oder die Häufigkeit des Auftretens verant-

wortlich zu machen, sondern vielmehr die Nachlässigkeit der Artikulation bloß formaler, fast bedeutungsloser Wörter). Lebende Mundarten bieten dafür Beispiele genug: so werden schwzd. *űch* (euch), *sűlig* (solch) infolge der Unbetontheit auch in Mundarten, denen die Entrundung von *ű* zu *i* fehlt, zu *i* (mit Schwund des *-ch*), *selig*; vgl. auch, was eben Meillet MSL 16, 308 über apers. *tya-* ausführt. Aus dem Neugriech. bin ich außer ἄς, ἠά, ἄρον (für unbetontes αὔρον, vgl. Hatzidakis Einl. 322) auch lesb. εῦ für δέν, pont. co für cto so zu erklären geneigt. Thumb § 16, 4 läßt allerdings im Pontos jedes anlautende *cr* zu *c(c)* werden: *c(c)ò* = *cto* 'im' *cάχη* = *crάχη* 'Asche'. Oeconomides, Lautlehre des Pontischen. Lpz. 1908 kennt aber die Assimilation von *τ* an vorausgehendes 'ς nur bei den mit *τ* anlautenden Formen des Artikels und bei *τίναν*, *τινάν* (S. 104) und hat in den Registern eine ganze Reihe von Wörtern mit erhaltenem *cr-*; nur in *cαχράπ* 'Asche' (S. 122), *cαχραπύα* 'diejenige, die die Asche auswühlt' [?] (S. 220) fehlt *τ*: Oec. hat materiell recht, wenn er (S. 122) für diese Wörter Ausfall von *τ* annimmt, erkennt freilich nicht, daß der Wegfall des ersten *τ* dissimilatorischer Natur ist.

Zum Schlusse wünsche ich auch der neuen Auflage weite Verbreitung. Thumbs Buch steht jeder sprachwissenschaftlichen Bibliothek wohl an, jedenfalls sollte es in der Bibliothek keines Gräzisten fehlen, sei er nun Sprachforscher oder Philologe oder Theologe.

Zürich.

E. Schwyzer.

**Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft.** Herausgeg. von Iwan von Müller. II. Band. 2. Abt. 4. Aufl. Stolz Fr., Lateinische Laut- und Formenlehre. Schmalz J. H., Lateinische Syntax und Stilistik. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (O. Beck). 1910. Lex. 8<sup>o</sup>. XVI, 779 S. M. 15,—.

1. Der Hauptwert des Stolz'schen Werkes in Iw. v. Müllers Handbuch wie auch des größeren in der Historischen Grammatik liegt neben der Fülle des ausgebreiteten Materials in den reichhaltigen Literaturangaben, die für jede minutiöse Einzelfrage die Akten in peinlich genauer Weise vorlegen. Daß dies in einer solchen Vollständigkeit möglich war, bewirkte eine gewisse Entlastung durch häufige Verweise auf die Literaturangaben des Waldeschen Wörterbuches, allerdings zuweilen auch da, wo man die Zeugen selber hören möchte. Speziell sind der neuen Auflage die verdienstvollen Werke von Sommer und Niedermann-Hermann sowie Brugmanns K. vergl. Gramm. neben der Umarbeitung des Grundrisses zugute gekommen. In der Verwertung der sprachwissenschaftlichen Literatur für die Einzelerklärung wird man kaum etwas Wesentliches vermissen; vgl. nur etwa 53 zu *nōnus* aus *\*noveno-s*, wo nicht gebucht ist, daß v. Planta, IF. Anz. 10, 56 sich die Entwicklung anders denkt. Hier und da findet man jedoch auch einzelne Erscheinungen nicht oder nicht gebührend berücksichtigt. So vermisste ich 63 vulgär *ű* für *o* (vgl. in Endsilben: 72), z. B. in *Capitűlium* (Handschriften), Prob. app. gramm. IV 198, 9 *forműsus non forműnsus*. 89 fehlt das Zeugnis für Vokaldehnung nach Konsonantenvereinfachung Gell. 2, 17, 8 *cűligatus et cűneus producte dicitur*, 95 die vulgäre Doppelheit in der Dissimilierung von *meretrix terebra* zu *menetrix meletrix* bzw. *tenebra telebra*, wobei die Formen mit *-n-* in Assimilation an den Dental der nächstliegenden Silben entstanden sind;

anders Niedermann *Mélanges de Saussure* 66 ff. 106 sind jetzt die Fälle von konsonantischem *q* in *quaglator* etc. gebucht, aber ohne rechte Hervorhebung des Lautlichen; es fehlen *quactilis*, *quagulare*, *quaequidlis* (s. Thesaur. s. v.). 136 Anm. konnte der Wandel von *-gd-* zu *-dd-* (bei Sommer Handb. 250), 139 bei *-sf-* zu *-ff-* die Fälle wie *trāfero*, *frigēfacio* (Skutsch Archiv f. lat. Lex. 15, 49) erwähnt werden. 143 vermisste ich vulg. Einschub eines Hilfskonsonanten in *-str-* aus *-sr-* in *curstrix* etc. bei Nonius p. 150, *Istrahel* in Italahandschriften u. ä. 148 fehlt vulg. Schwund des Nasals vor homorganem Verschlußlaut (Sommer, Handb. 246, dazu auch Schwund des *r* in *stecus* CIL. IV 1754, *Matialis* 4550, *Hemete* 5532 etc.). 295 finde ich sowenig wie in anderen Handbüchern erwähnt und erklärt die Imperativformen auf *-is* z. B. CIL. IV 3494 *itis foras*, 4123<sup>b</sup> *valetis*, Carm. epigr. 76, 2. 77, 2 *lege et moraris*, 90, 5 *valet et memores estis pietatem patris*. Es ist das wohl eine nach dem Muster des formalen Überflusses in *sequeris sequere* geschaffene Neubildung (so im wesentlichen schon Bücheler zur letzten Stelle). Denn wirkliche, mit Befehlston gesprochene Indikative anzunehmen, geht syntaktisch nicht an. Speziell für *estis* konnte noch der formale Zusammenfall im Sing. (*es*, weshalb in späterer Zeit dafür *esto*, s. Blase, Hist. Gramm. 1, 1 S. 241) einen solchen im Plural nach sich ziehen.

Zum Material im einzelnen selbst möchte ich noch Folgendes nachtragen: zu 29 Schreibungen wie *Paussta* = *Fausta* (CIL. IV 5281 X 8353), 39 fehlt Gegensatz *ōmittō* zu *ōmmento* (Betonung?), 42 Anm. 2 vgl. zu *i* = *e* hinter *s* vulg. *Simpronius* (CIL. IV 4794); 43 zu *fēlix* : *Filiā* IV 4511 52 zu *-ō* aus *-uō* : *Fructosa* XIV 980. 1819, *sorum* = *suorum* III 15184<sup>13</sup>; vgl. *Febrar(ia)s* XIV 2795, 10 (a. 140), 58 (a. 162); anderes S. 143, wozu *futebatur* CIL. IV 1261. 62 zu *lubet* etc. : *stupendia* III 14368<sup>24</sup>; 65 : lautgesetzliches *Caeseris* IV 2308 VI 9492 vgl. V 2313. 66 zu *simulat* vgl. *vigula* CIL. IV 858, während *sepulvit* III 2326 wohl nach *sepultum*. 89 ff. hätte man zur Konsonantenverdoppelung mehr Beispiele gewünscht; die Fälle rein lautlicher Art, ohne daß Anlehnung an verwandte Formen im Spiele ist, sind häufiger, als es danach erscheint; vgl. noch *bixxit* III 14322 u. ö. (Stellen bei Seelmann Ausspr. 395), *ecquitum* (Heräus Archiv f. lat. Lex. 11, 318). 132 zu *co-gnatus* : vgl. *regnatus* CIL. IV 4107. 126 *-bc-* zu *-cc-* auch in *succura* III 14203<sup>40</sup>. 14406<sup>a</sup>, 137 *-ts-* zu *-ss-* auch in *es su(is)* III 15184<sup>13</sup>. 146 verdiente Erwähnung, ob nicht vielleicht in *nuncquam* CIL. IV 1837. 6884 Schreibung des gutturalen Nasals vorliegt. 149 zu *scalptum* : vgl. *scaltae sunt* III 5955. 168 zur Synkope in *cedre* vgl. noch IV 1864 *suspendre* 1684 *habrae*. 257<sup>a</sup> fehlt *praeterientes* V 7464, *ientibus* VI 10241.

Mitunter hätte man eine straffere Formulierung der lautlichen Bedingungen einer Erscheinung gewünscht. Dies gilt z. B. von der Behandlung der Anaptyxe 84 ff., wo aus den von Niedermann *Mélanges de Saussure* 67<sup>2</sup> f. aus Glossen und Inschriften zusammengestellten Fällen die Vokalentwicklung hinter *s* (vgl. die Prothese in *ispiritus* etc.) hätte erwähnt werden sollen in *requisicit*, *sipiritus*, *sisimus*, *musimo*; es kommt dazu die Stellung zwischen Verschlußlauten in *Ocetavi* CIL. VIII 6239, *Specetatus* III 14367<sup>2</sup>, zwischen *m* + *f* in *Namefamo* VIII 9111 (a. 246) vgl. 9146, ja sogar das phonetisch Merkwürdige in der Verbindung *l* + *t* in *difficultas* V 1874, *facoletatum* V 6244 und den homorganen Lauten *n* + *t* in *Valenitio* V 2556, *Quinita* VIII 7213, wo infolge Fehlens des Durchgangs durch eine Öffnungsstellung ein Gleitlaut sich eigentlich nicht ent-

wickeln kann (vgl. Sievers Phon.<sup>5</sup> § 813). Nicht ganz klar ist 141 die Behandlung der Ersatzdehnung nach Schwund von *s*; es fehlen Angaben, was mit vorausgehendem unbetontem kurzem Vokal geschieht: *dummetum* S. 141 neben *Cämenae* S. 93 bleibt unerklärt. Die hier wie in anderen Handbüchern dazu aus dem Altlatein beigebrachten Fällen wie *abin*, *viden* etc. sind m. E. etwas anderer Art; zum mindesten erscheint die Auffassung verfehlt, als ob in solchen Fällen die Ersatzdehnung nach Schwund des *s* bei betonter Silbe stattfände, bei unbetonter (vgl. Plautinisches *sanūn es* im Versausgang, wo die Kürze durchs Metrum gefordert ist) aber nicht. Denn es wird auch in der Hebung der kurze Vokal nicht gelängt (z. B. Ter. Haut. 237 *pergīn istue*), sodaß also das *s* in allen diesen Fällen wie sonst im Altlatein im Auslaut wohl nicht völlig schwindet, sondern nur derart schwach artikuliert wird, daß es keine positionsbildende Kraft besitzt. Die Fälle von Kürzung des langen Vokals in *viden* (die bei diesem Wort auch in der daktylischen Poesie durchgedrungen ist, während noch Plautus gelegentlich *vidēn*) sind also auf Rechnung des Jambenkürzungsgesetzes zu setzen. 128 Anm. 2 wird zu *h* als Vokaltrennungszeichen *dehe* = *deae* angeführt (vgl. auch *Lahis* CIL. IV 1969 u. a.). Damit läßt sich hiattilgendes *v* vergleichen in *Glove* = *Chloe* IV 4430, inschr. *Euvelpistus*, *Euvodia* (vgl. *Eubodius* CIL. XIV 231 a. 386), *clovaca*, *covaca* (s. Thes. III 1358, 37 ff.) u. a. sowie von *n* in *Pompenanis* IV 3765, *lintonano* IV 2308, was natürlich Assimilation an das *n* der folgenden Silbe ist (um das Vulgäre dieser Erscheinung zu beleuchten, darf ich vielleicht auf assimilatorischen Einschub von *c* in dial. (fränk.) *Porticuncula* = *Portiuncula* verweisen).

In philologischer Hinsicht bleiben auch in der neuen Auflage einzelne Wünsche. Der neue Ennius von Vahlen sowie der Marxsche Lucilius und der Nonius von Lindsay waren im einzelnen mehr heranzuziehen, so für die Schreibung *sumtum* (vgl. S. 147) bei Lucilius die Angaben im Index von Marx. Zuverlässiger und erwünschter waren hier inschriftliche Zeugnisse wie III 14607<sup>1</sup> *sumtus*, 55 *sumsi* usw., 1899 *consumsit* (Stellen Thes. ling. lat. IV 605, 75 ff.), 4832 *interemtus*, IV 4286 *Redemteus* u. a.<sup>1</sup>). *mers* (vgl. S. 152) ist die einzige Schreibung, die die Handschriften (einmal auch bloß Nonius) für Plautus geben. Zu *obiūrigandum* 168 f. ist nachzutragen, daß die Form mit *-i-* für Plautus (gegen die Handschriften) noch 4 mal gefordert ist gegenüber 5 maligem *obiurg-*. Die unkontrahierten Formen von *malle* (s. S. 261), die den Ton auf der ersten Silbe tragen, sind bei Plautus nicht häufiger als die kontrahierten; jene erscheinen nur im Versausgang oder an verwandten Stellen im Versinnern; so *mavelim* etc. 18 mal gegen *malim* etc. 17 mal, *mavolo* 6 mal gegen *malo* 7 mal; dagegen stets *mavéllem*. Die Formen *malo malim* sind also nicht Neubildungen nach *nolo nolim*, sondern die Schnellsprechformen von *mavolo mavelim*; *mallem malle* (metrisch sicher zuerst Ter. Andr. 427) nach dem Muster der übrigen kontrahierten Formen. In der Beurteilung der Überlieferung wird man mit St. nicht immer ganz gleicher Meinung sein: so will er 202 den Gen. *auras* event. für Vergil noch halten: die

1) Die Chronologie des Gesetzes scheint anfechtbar. Es begegnet der Einschub doch nur in engen Systemen, wo überall wieder Restitution nach dem Präsens (bei *emo* auch nach dem Perfekt) vorliegen kann; vgl. *hiems* nach den obliquen Kasus: S. 151.

Handschriften haben aber *aurae*, *auras* liest zwar ausdrücklich Servius, was jedoch wohl Pseudogelehrsamkeit bzw. Irrtum der Grammatiker ist, vgl. die gleichfalls angeführte Deutung von *custodias* des Sallust. (hist. frg. 3, 58) als Gen. (die antiken Stellen hierüber s. Thes. IV 1555, 3). Hier wie auch sonst öfters vermißt man Hinweise auf die revidierten Stellen des Thesaurus, die z. B. Genaueres zu *boum* 54, *aurichalcum* 80, *coruscus* 130, *balineae* 165, *calfacere* 170 (*calface* zu *face* 294) geboten hätten. 293<sup>s</sup> hätten zur Beurteilung von *fer* aus \**fere* die Italastellen *aufere*, *aufferite* (Thes. II 1325, 63ff.; zur Synkope vgl. *misertus* neben *miseritus*) herangezogen werden können. Auch in metrischen Dingen ergeben sich im einzelnen Ergänzungen und Berichtigungen. 81 wünscht man Genaueres zu *neuter*; zu *seu* etc. vgl. *quiv'* zweimorig Plaut. Amph. prol. 84 (s. Leo zum Vers). 106 war ein Wort über Messung *relicūos* oder doch Hinweis auf Lachmann zu Lucrez S. 305 angebracht. 150 hätte bei der Behandlung der Doppelkonsonanz im Auslaut unterschieden werden sollen zwischen Schreibungen und metrisch erweisbaren Fällen; auch fehlt *sospēs*, *divēs*, *cōr* (Thes. IV 930, 10) sowie das Zeugnis für *tēr* (Plaut. Bach. 1127). 161<sup>1</sup> scheint die Auffassung vertreten zu sein, als ob *vidēn* die alleinige Betonung und Messung sei. Natürlich kommt auch *vidēn* vor (vgl. auch *habēn* Plaut. Trin. 89 u. a.). Damit kann man vergleichen die Fälle von *nimis*, *satis*, *magis* etc. (Leo Forschungen 267ff.) oder Enn. ann. 558 *patēfecit* neben scaen. 176 *patēfecerunt*.

Eine genauere Durchforschung der Schriftstellerquellen hätte wohl im einzelnen noch Ausbeute gebracht. So vermißt man 79 zu *Laudicaes* Λαοδίκη (zum Diphthong vgl. noch CIL. XIV 212 (Zeit des Commodus) *Faurianis* neben der Vorstufe 214 *Faor(ianis)*, 211 *Faun(ianis)* = *Favonianis*, sowie *Theudo[sio]* III 14890, *Theuprepis* 14207<sup>29</sup>) die Bezeugung durchs Wortspiel bei Plin. epist. 2, 14, 5 *non inurbane Σοφοκλεῖς vocantur* (nämlich die Beifallshascher unter den angehenden Rhetoren), *isdem Latinum nomen impositum est Laudicenis* (von *laus*, *dico*). 80 fehlt zu *plodere* die Quintilianstelle 6, 1, 52, der *'plodite'* als Schluß der alten Tragödien und Komödien bezeugt, während *plaudite* die Handschr. des Plaut. und Ter. haben. 128: die etymologisch geforderte unaspirierte Form *aurio* wird durchs Wortspiel gestützt in der Plautusstelle Mil. 34 *auribus peraurienda sunt* (*perauriendi* interpoliert der Ambrosianus und ein Teil der Palatini).

Zum Schluß bitte ich noch einige Ergänzungen im einzelnen bringen zu dürfen. 71 Anm. 2 vermißt man die Konstatierung, daß Plautus stets *pe(r)iūrior* usw. sagt, dagegen nur, wie es scheint, *pe(r)iēro* und *deiēro* (dies letztere ist 3 mal metrisch sicher und gegen die Handschriften herzustellen, ebenso 1 mal *periēres* Poen. 1242 in der Diärese des iambischen Septenars, wogegen noch 9 mal *periur-* überliefert, aber nicht zu kontrollieren ist, weil beide Formen metrisch gleichwertig sind). Zu 82 ff. Kontraktion ist nachzutragen: *o + o*: *coritur* Aetna 408; *copertus copiamus*: Thes. IV 892, 67 ff. 895, 9 ff., zu *i + ē*: CIL. XIV 1557 *pissimae* u. o., *obit* XIV 1467 u. a., IV 2246 *redei*, V 2986 *quaessi*, Plaut. As. 330 *dis* = *dives* (nach *ditis* usw.), Merc. 846 *civitatem* 3 silbig; zu *deinde* fehlt Schreibung *dende* (s. Thes. V 406, 48) und Hinweis darauf, daß es in guter Zeit überhaupt nur 1 mal dreisilbig vorkommt: Ter. Andr. 483 im Versschluß; vgl. noch *dēicere* Hor., Val. Fl., Ciris (nach Vollmer s. Thes.), *ēcis* Plaut. Asin. 161; zu *o + ā* fehlt *cocesat*, *cogulet*, *congustus congustare*, *cloca claca* (s. Thes.), inschr. *quod quad* = *quoad*. Zu Meinungsverschiedenheiten gibt Anlaß die



Behandlung der Verkürzung infolge Tonanschlusses S. 90. Von den Fällen scheidet *nescioquis* aus, das sich durch Jambenkürzung erledigt. Nicht erwähnt sind die Fälle wie *hicquidem*, *ecquis*, *quicquid* (Skutsch Forschungen 9<sup>2</sup>), dazu *quid quod* und *id quod* (Leo Forsch. 227 f.), *dūmquidem* Plaut. Trin. 58. *nām quid* Aul. 723, *fāc quod* Stich. 21. Gelegentliche Messungen *ēcquis*, *tū quidem* sind nicht erwähnt. Eine unbegründete Skepsis zeigt sich in der Beurteilung von *quasi*, wozu sich auch nach Bücheler mit Recht *sine* und *nisi* (so jetzt auch Brugmann IF. 24, 83) stellen. 92 fehlt die Imperativmessung *commodā* Catull. 10, 26 (Vollmer Glotta I 116<sup>1</sup>). 158 wird die nach Niedermann angenommene lautgesetzliche Verteilung der Formen *haut*, *haut* und *hau* (an eine andere ursprüngliche Regelung denkt Leo Plaut. Forschungen 226) durch die Plautushandschriften nicht bestätigt; hier steht *haut* nicht vor *r*, sondern nur einmal vor *l*, was auf einer Verwechslung mit *aut* beruhen kann. 230<sup>2</sup> war zu *semēl* nicht bloß auf *subtēl*, sondern allgemein auf Kürzung vor schließendem *l* zu verweisen; vgl. *Hannibāl Hannibālīs*, was Ennius und Varro (Menipp. 213) messen, während umgekehrt in *nihīlī nihīlo* (stets kurz) Uniformierung nach *nihil* oder Durchsetzung der Jambenkürzung vorliegt. Zu 297 vgl. noch *instār* (allerdings mit Umdeutung nach *calcār*) und *ir(e)* in Plaut. Pseud. 1182 *ire licebit*. Die Skutschsche Herleitung von *ilicet* aus *ir(e) licet* (ähnlich v. Planta IF. Anz. 10, 58, nur mit Ansetzung der Synkope vor den Rhotazismus), die wegen der Plautusfälle als evident erscheint, hätte mehr hervorgehoben werden sollen.

Endlich habe ich noch einige Bedenken bzw. Wünsche zur Einteilung vorzubringen. *sartofaga* 111 war richtiger zur Dissimilation zu stellen, ebenso unter dieser zu erwähnen die Prohibitivwirkung der Dissimilation in *caesaries* 124 und der Wandel von *-csc-* zu *-sc-* 137. 276 fehlt zu *rēxi* usw. das Zeugnis Priscians, das 58 steht, 294 zu *dic* der Verweis auf *misc* 266<sup>7</sup>, *cauneas* 284<sup>1</sup> (dazu Plautinisches *mitt'*, *redd'*, *add'*: Skutsch Forschungen 149 f.). Der Wandel von *-mn-* zu *-nn-* ist 140 zweimal erwähnt, ebenso versehentlich 147. An schon in der 3. Aufl. stehen gebliebenen Druckfehlern verbessere ich 60 aind. *vāras*, 80 *nogas* Trin. 856 B (statt Merc. 846), 173<sup>2</sup> J. Schmidt Pluralb. 6<sup>1</sup> f. und 279 *poseivei* CIL. I 551. Falsch gemessen wird immer noch *pēlvīs* 52 und wohl auch *conquēxi* (vgl. Solmsen, IF. Anz. 19, 28). Vom Druck herrührende Unebenheiten in der Quantitätsbezeichnung: 66 *tēgolīs*, 124 *caesaries*, 126 *flūtor*, 141 *crīnis* u. a.

Zusammenfassend sei bemerkt, daß der neue Stolz seine Stelle in der sprachwissenschaftlichen Interpretierung der Tatsachen lateinischer Sprachgeschichte, die er lange Zeit allein eingenommen hat, neben den mancherlei trefflichen Hilfsmitteln der neueren Zeit nach wie vor ungeschmälert behauptet.

2. Die neue Auflage der Schmalzschens Syntax zeigt Verbesserungen nach mancher Seite. Von prinzipienwissenschaftlichen Werken kam neu hinzu Wundts Völkerpsychologie, deren Terminologie in den einleitenden Paragraphen und sonst zur Geltung kommt, sowie speziell fürs Lateinische das Buch von Morris, aus dessen einleitendem historischen Abschnitt z. B. S. 328 der wichtige Vortrag Langes hinzugefügt werden konnte. Fürs Spätlatein boten vortreffliche Grundlage die Arbeiten Löfstedts, während für die Inschriften Konjetznys Monographie über die stadtrömischen syntaktischen Idiotismen und fürs Altlatein die gute und klare, im einzelnen leider jedoch nicht genügend ausgenutzte Syntax von Lindsay

herangezogen werden konnte. Mit Vergnügen ist ferner zu konstatieren, daß die Präzision der Einzelstatistik, die ja von Anfang an die Hauptstärke des Buches bildete, gegenüber der 3. Auflage gewonnen hat. Namentlich ist die wertvolle Anfangsstatistik nach Lindsays Syntax, dem Thesaurus u. a. mehrfach berichtigt. Es muß aber doch im Interesse der praktischen Benutzung gleich hier betont werden, daß an manchen anderen Stellen die volle Sicherheit versagt, wo meist schon durch bessere Verwertung der Angaben der Lindsayschen Syntax Genaueres zu erzielen gewesen wäre. So hat 342 die Synesis von Genus und Numerus schon Plaut. Ep. 213 *meretricum numerus . . . ornatae incedebant*, was sich genau mit dem angeführten Gelliusbeispiel vergleicht. 347 hat *suboles* als Masc. schon Commodian. *carere* c. accus. (372) begegnet schon bei Plaut. 2 mal (Angleichung) und Ter., sicher aber bei Turpil. (s. Thes. III 454, 67 ff.), ebenso *studere* bei Plautus. Der abl. pretii (380) kommt bei *aestimare* schon im Altlatein vor, s. Thes. I 1097, 42 ff. 383 ist *opus est* c. acc. nur mit der (nicht ganz sicheren) spätlateinischen Stelle bei Claudian. Mamert. p. 65, 15 Engelbrecht belegt, hätte aber doch wohl erwähnt werden sollen, daß Nonius p. 482 fürs Altlatein *opus est illam rem* bezeugt, was allerdings nicht zu brauchen ist: die 3 Fälle, die er bringt, sind Nominative. 2 ganz unsichere weitere Beispiele für Plautus und Ter. bei Lindsay p. 33. *plenus* mit Abl. 384 hat schon Plaut. 1 mal gegen 24 maligen Genitiv (Lindsay p. 17). Der Gen. absol. (391) begegnet schon XII tab. frg. Gell. 15, 13, 11, *praeter* als Adv. (403) schon Plaut. (Cist. 683 *praeter iit*, was nach Ausweis des Metrum 2 Wörter sein müssen, vgl. *praeter propter* Enn. scaen. 241). *pro* (410) wechselt Plaut. Trin. 26 mit *ob*, ist also wohl kausal; vgl. *pro* mit Gerund. 448. *tenuis* als Präpos. (411) kennt neben Cic. Aratea Quadrig. hist. frg. 41, Nachstellung von *circiter* (zu 416) Plaut. Cist. 677. *intendo* c. inf. (422) hat Plautus, *laboro* c. inf. Lucil. 349 Mx. *namque* vor Konsonant (504) ist schon Enn. trag. 370 überliefert, *si* in der indirekten Frage (519) hat nach *video*, *viso* usw. schon Plaut. (Lindsay 115), ebenso schon dieser *quam* ohne korrespondierendes *tam* Rud. 943 (zu 546) sowie *quam si* neben *quasi* (zu 593; s. Lindsay p. 107) und sonst, z. B. Catull. 17, 20, Hor. epist. 1, 7, 18. Dem *quasi si* 594 reihen sich an *quasi quom* und *quasi ubi*, während *quo minus* 597 plautinisch ist (Lindsay 111). Zu 548 (*quam* nach einem Positiv) konnte bemerkt werden, daß Plaut. Rud. 1114 überliefert ist *tacita bonast mulier semper quam loquens*, wodurch der Vers hinkt (Lindsay 106 scheint es merkwürdigerweise so halten; vielleicht ist die Stelle aus dem späteren Gebrauch heraus interpoliert).

Daß man bei einem so weitschichtig angelegten Werke auch sonst fast zu jeder Seite Nachträge zu bringen hat, ist weiter nicht auffallend. Ich kann hier nur Wichtigeres erwähnen. 355 vermißt man das *i malam crucem* (neben *i in*) der Komiker, 359 *consulere* mit dopp. Akk. auch Cicero (Thes. IV 583, 11 ff. 584, 36 ff.), zum Gen. der Beziehung 366 mehr Beispiele aus Plautus, 383 f. *abundare* c. gen. noch Manil. 2, 600, *carere* c. gen. (Thes. III 455, 11 ff.), *levare* c. gen. (Plaut., Carm. epigr. 102, 2), *cumulatus ornatus* (z. B. Carm. epigr. 108, 5), *nudus* u. a.; 410 fehlt *cum simul* als Zwischenstufe zu präpositionalem *simul* Carm. epigr. 475, 9. 423 f. vermißt man die Infinitive nach *abstineo* (Thes. I 197, 29), *teneo*, *compesco*, *praeter eo*, *tempero*; *duro*, *offirmo*, *ploro* (alles Lindsay 73 f.), dazu *carere* (Thes. III 455, 14 ff.), *differre*, *miserari* (Ven. Fort. carm. 2, 4, 14), usf. Zu *licet* 425 stellt sich *datur*, zur Kontamination im Genitiv

des Gerund 444 noch Truc. 370 *tui* (fem.) *videndi* sowie Enn. scaen. 248 *navis incohendi* (vgl. dazu Lindsay zu Plaut. Capt. 1008). *atque* = *etiam* (Thes. II 1085, 1 ff.) und *atque* adversativ = *atqui* (Thes. II 1077, 15 ff.) fehlen 496 f., 498 *nec* — *ve* (z. B. Ov. trist. 3, 10, 13), 499 *modo* — *nunc* (Hier. adv. Rufin. 3, 20, vgl. *modo* = *nunc*), 501 *aut* wie *seu* und *vel* = *et* (vgl. Thes. II 1575, 72 ff.). *nam* (503) steht an 4. Stelle Carm. epigr. 610, 3, an 3. und 2. öfters, *quisque* (627) an erster Stelle doch schon Plaut. Amph. 241 u. sonst. 505 fehlt fragendes *quippe* . . . *ni* = *quidni* Plaut. Pseud. 917 (s. jetzt K. Lerche, de 'quippe' particula Diss. Breslau 1910). Zu den abundanten konjunkionalen Verbindungen (507 f.) vgl. *quin immo etiam* Rufin. bei Hier. adv. Rufin. 2, 11 (vgl. dazu den Tadel des Hier. ibid.!), *tum deinde* Carm. epigr. 371, 6 (a. 16 p. Chr.) anderes bei Löfstedt Beiträge 31 ff. (vgl. Hey Gött. Gel. Anz. 1909, 333 f.). 534 *quippe qui* c. coni. auch Plaut. Asin. 66, 543 *nisi* = *nisi quod* Bacch. 324; 545 anaphorisches *tam* — *tam* z. B. Itin. [Silv.] 25, 6; 555 *quando* = *dass* z. B. Hier. adv. Pelag. 2, 25; 559 *ne* = *nedum* Plaut.; 556 abund. *quoniam iam* Plaut.; 592 advers. *tam* = *tamen* bei Fest. 360 M.; 616 spät. *malle* = *velle* vgl. Jul. Val. 1, 39. 52 *maluisse potius*, 1, 47 *mage* . . . *maluisse; praevalere* = *valere* Ven. Fort. c. 5, 5, 4; 626 *quisquis* = *quisquam* z. B. Coripp. Joh. 1, 34 (metrisch sicher); 628 abund. *totum quidquid* Hier. adv. Rufin. 2, 24 gegenüber *totum quod* Ambr. off. 1, 30, 152; 670 *omnis totus, universus totus* Plaut.; 672 *cupide studere* Bell. Hispan. 5, 5 u. a., *laetus gaudebat* Carm. epigr. 487, 5 (s. III).

Gewisse Erscheinungen finde ich nicht berücksichtigt: so 369 die bei Hor. Ovid. Verg. vorkommenden Fälle von Genitiv nach *abstinere desinere desistere invidere mirari*, die Brenous Les hellénismes 112 in Bausch und Bogen als Gräzismen erklärt. 387 vermisse ich die adnominalen Fälle wie *hospes Zacyntho*, 395 die Konfusion von *ad* mit *ab*, die wohl auch Konstruktionen herbeigeführt hat wie *peto, quaero ad* (Bonnet Le lat. de Grég. Tour. 447 s. Thes. I 558, 78 ff. 559, 3 ff.). Ein Konj. Perf. für den Potentialis mit Vergangenheitsbedeutung fehlt 481 (s. Blase Hist. Gramm. 206 f.; der Radikalismus Krolls, Philologus 1904, 144<sup>1</sup> ff. ist nicht berechtigt). 555 fehlt ein Konkurrent von *licet*, nämlich *esto* z. B. Hier. adv. Pelag. 2, 11; daneben *esto ut* (vgl. *gesetzt dass*) ebd. 3, 12. 475 vermisse ich *ut non* in Finalsätzen. Kausales *ut* finde ich 577 trotz Löfstedt Beiträge 10 ff. (dazu Hey Gött. Gel. Anz. 1909, 327 ff.) noch nicht gebucht. 629 sind die syntaktischen Vorläufer von fr. *dont* nicht hervorgehoben, z. B. Salvian. eccl. 3, 17 *de his, unde nunc loquimur*, wie auch die interessante Abschwächung von *qualis* = *qui* z. B. Itala *qualis*, wo Vulgata *qui* (vgl. *lequel*, d. *we-l(i)ch*) keine Stelle gefunden hat. 608 hätte man gern ein Kapitel über die Adjektivierung von Substantiven gesehen, vgl. *vetus, ubi vorliterar.*, Subst. auf -*tor, artifex* (erwähnt 346) u. a. Bei dem umgekehrten Prozeß der Substantivierung von Adjektiven vermißt man z. B. *pingue, fortia* (vgl. fr. *force*), *debilia* Greg. M. moral. 2, 1.

Mit dem letzten Punkt bin ich auf die Einteilung gekommen, die nicht in allem gutzuheißen ist. Zunächst ist die Gebietsregelung zwischen Syntax und Stilistik nicht einwandfrei durchgeführt. So steht offenbar Syntaktisches in der Stilistik 657 ff. wie Kongruenzfälle und die Attraktion, während die Kasusassimilation im Relativsatz 535 gebracht ist. Andererseits wird auch unter Syntax vieles geführt, was Ries, dem in Dispositionsfragen gefolgt ist, unbedenklich ins Gebiet der Mischsyntax

verweisen würde. Übrigens hat die Riessche Systematik neben vielen Vorzügen doch auch ihre Nachteile. Sucht man sich z. B. die Ausdrucksmittel für d. *'sobald als'* zusammen, so muß man sich unter *cum, ut, ubi primum* usw. umsehen und müßte es an noch mehr Stellen, wenn Schm. auch die andern mehr oder weniger lebensfähigen Konkurrenten erwähnt hätte, wie *ut subito* Carm. epigr. 950, 8, *sic unde* Zeno 39, 1 p. 486 Migne und nach der Vertauschung von *ubi* und *quo* auch *quo primum* u. a. Diese Unübersichtlichkeit wird auch nicht im einzelnen erleichtert durch häufige Verweise, wie man solche z. B. vermißt 333 zur Ellipse auf *incredibile quantum* 551 f., *mirum quin* 595, *quidni* oder 487 f. auf sonstige Umschreibungen des Futurs wie *habere* 421 f., *coni. periphr.* 462, 463.

Um mehr äußerliche Gesichtspunkte abzuschließen, so ist die hinter den einzelnen Abschnitten verzeichnete Literatur nicht ganz vollständig. Fürs Altlatein konnten nach den Angaben der Lindsayschen Syntax wohl ein Dutzendmal Einzelschriften nachgetragen werden, sonst vermisste ich zu § 230 ff. die grundlegende Abhandlung Brugmanns IF. 5, 89 ff., der allerdings 464 Erwähnung geschieht, zu § 61 namentlich Th. Bögel *De nomine verbalis latino quæst. gramm.* 1902 (Neue Jahrbücher, 28. Suppl.) 92 ff., zu § 21 ('Ellipse' von *esse*) W. Olsen *Quaestionum Plautinarum de verbo substantivo specimen*, Diss. Greifswald 1884 (vgl. Marx zu Lucil. 78. 334 f.). Dies letztere ist deswegen zu bedauern, als dadurch Schm. wohl sicher dazu gekommen wäre, mehr bestimmte Typen im einzelnen herauszuschälen, die (wie auch in anderen Sprachen) die Ellipse geradezu begünstigen mußten. Es sind dies z. B. die Fälle mit Personalpronomina wie *ego tu*, dann *hic is ille* (Olsen S. 13), in Vergleichen sei es fragend oder sonst, z. B. Lucil. 460 *quanto antiquius quam facere hoc*, in Parenthesen wie Lucil. 186 *quod atechnon*, auch mit Vorliebe bei gewissen Wendungen und Wörtern wie *opus, testis, mirum* (vgl. die usuelle Erstarrung in *mirum quin* und *mirum quantum* mit nachfolgender syntaktischer Gliederungsverschiebung). Auch die Frage der Konjunkionalisierung gewisser Ellipsenwörter wie *verum* (vgl. *zwar*), *quid quod, quidni* und besonders *quippe* und wohl auch *cur, quare* = 'weil' (vgl. *(h)wanda*, Wunderlich *Der deutsche Satzbau* 2<sup>2</sup>, 366 f.) sowie die Hineinverfolgung und Abgrenzung gegen die Ausrufesätze war ins Auge zu fassen.

Damit kommen wir zu der wichtigen Stellungnahme zu mehr durchgehenden Gesichtspunkten allgemeiner Art. Hier ist bedeutsam die Frage nach dem Einfluß der Stellung auf die Gliederung syntaktischer Gruppen und umgekehrt die Änderung der Stellung durch Verschiebung der syntaktischen Funktion. Da zeigt sich nun, daß Schm. nur selten in der Lage war, richtige Beobachtungen dieser Art zu verwerten (vgl. etwa 505 zur Anfangsstellung von *enim* in adversativer Bedeutung). Wie das Kapitel 'Wortstellung' in der Stilistik 641 ff. trotz gelegentlichen Studiosius Wundtscher Anschauungen im wesentlichen nur rhetorisch-stilistische Gesichtspunkte gibt (die mit dem Wackernagelschen Gesetz bezeichneten Erscheinungen sehe ich nirgends genügend hervortreten), so werfen auch die in der Syntax 415 ff. gemachten zusammenfassenden Bemerkungen über die Stellung der Präpositionen kaum etwas für obige Erkenntnis ab. Und doch hätte z. B. die Verschiedenheit in der Nachstellung von *at* (s. Thes. II 992, 67 ff.) und der von *autem* (Thes. II 1576, 84 ff.) syntaktisch verwertet werden können und müssen. Hier (bei *autem*) hängt die weite Innenstellung bei Plautus und Terenz (öfters an 4. und

5. Stelle) natürlich mit der ursprünglichen Bedeutung = *hinwiderum* (vgl. griech. αὐ) zusammen, vgl. Plaut. Merc. 119 *et currendum et pugnandum et autem iurigandum est in via* (s. Thes. II 1593, 67 ff. unter *et, -que, atque autem*). Plautinisches *sed autem* und *verum autem* zeigen an, wie durch Wanderung des Bedeutungsakzentes in diesen Wortgruppen das Adversative in *autem* herausgebildet und geschärft wurde. Diese Erkenntnis hätte dann auch dazu geführt, ein adversatives *iterum* anzusetzen, das Schm. nicht kennt, vgl. z. B. Commod. instr. 1, 362 *et iterum*, Ambr. off. 2, 24, 124 *neque iterum*. Nicht anders steht's mit der Erklärung von *igitur* in der Apodosis, wovon 506 nichts verlautet. Dies hat Plautus nicht selten (Cas. 214. Men. 199. Mil. 772. Rud. 930), erscheint aber auch noch später z. B. Lucr. 4, 865, Hier. adv. Rufin. 2, 4 und erklärt sich aus der ursprünglichen Bedeutung = *dann* (Liv. Andr. frg. 17 übersetzt Homers καὶ τότε mit *igitur demum*! vgl. die bei Plautus häufigen Verbindungen *tum igitur*, (*post*) *igitur deinde*, *quid igitur* 'was dann', auch schon *ergo igitur*, aber noch nirgends rein konklusiv). Die Bedeutungsverschiebung zog dann weiter Stellungsänderung und im Anschluß an *ergo* Bevorzugung der zweiten Stelle nach sich. Damit ist m. E. die Brugmannsche Etymologie des Wortes (IF. 16, 495 ff.) bestätigt. Derartige Beobachtungen lassen sich auch sonst machen. So ist die Nachstellung von spätlat. *siquidem* = *denn* (zur parataktischen Verwendung vgl. besonders *sive* = *aut*, et 503) im Anschluß an *enim* erfolgt, wie früher schon (seit Curtius?) die von *quippe*, u. ä.

Auch die Frage des metrischen Zwanges ist ein Faktor, der von Schm. nicht genügend in Rechnung gestellt ist. So hört man z. B. 376 nicht, daß der Dativ auf *-ui* sich nur schwer in den Hexameter fügt. Namentlich vermißt man diesen Gesichtspunkt bei Beurteilung von Unregelmäßigkeiten im Tempus- und Modusgebrauch des Altlateins. Vielleicht darf ich darauf kurz eingehen, da auch bei Lindsay, Synt. of Plaut. 66 ff. die Kontrolle des Metrums völlig versagt. Die für Plautus oft beobachtete Tatsache, daß gerade im Versausgang veraltete und ungewöhnliche Formen, ἀπαξ εἰρημένα usw. stehen, hat ihren Grund in der strengeren metrischen Bindung dieser Versstelle. Dazu halte man nun das Nebeneinander von *daturum* — *dare* 429, *esset* — *coquat* 526 oder Plaut. Amph. 746 *expugnassisses* — *occideris*, Truc. 434 *valeas* — *vale* u. a. Hier sollte der metrische Zwang, ohne die Untersuchung von Bedeutungsverschiedenheiten a priori abzuschneiden, doch wenigstens als Kontrollapparat fungieren.

Während hier Positives ergebende Gesichtspunkte nicht recht hervortreten, kann man einem anderen bei Schm. fruchtbaren Gedanken an Gräzismen im ganzen doch nur skeptisch gegenüberreten. Mehr wie ein Dutzendmal begegnet, wohl unter dem Einflusse Brenous', dieses Motiv, einigemal in Kombination mit anderen Prinzipien wie der psychologischen Erklärungsweise (z. B. zum Gen. bei *comple* 383, nach Brenous Les hell. 112 f.). 365 erscheint unter den Dichtern, die "von den Griechen anerkannt beeinflusst sind", auch Plautus! Fast immer kann man zweifeln. Gegen Gräzismus für perfektisches *creat* (484) s. Meltzer, IF. Anz. 18, 57 (?). Zur Annahme des Einflusses des griech. Aorists auf Setzung des Coni. Perf. 481 sehe man sich die schmale Grundlage an, auf der Brenous 366 diese Vermutung ausspricht. Um die Frage des "Übergangs aus der 2. in die 3. Person" (343) im Relativsatz entscheiden zu können, müßte man erst wissen, was das Ursprüngliche ist; vgl. die Entwicklung vom Mittelhoch-

deutschen zum Neuhochdeutschen (Paul, Mhd. Gr.<sup>6</sup> § 239 A. 2). S. 359 zum 'Gräzismus' des doppelten Akkusativs im sog. *αἰμα καὶ ὅλον καὶ κατὰ μέρος*, das schon Plautus kennt, s. jetzt die überzeugende Behandlung von Brugmann IF. 27, 129, wo auch die Fälle von doppeltem Dativ bei Plautus hinzugefügt werden konnten, z. B. Cas. 337 *quis mihi subveniet tergo aut capiti aut cruribus?*

Wichtiger als dieser Gesichtspunkt erscheint die Fruchtbarmachung syntaktischer Probleme durch psychologische Erklärung. Hier zeigt die neue Auflage eine Lücke schon insofern, als der 1900 erschienene 3. Teil der Delbrückschen Syntax in der Einleitung 329 nicht erwähnt und in der Ausführung nicht benutzt ist. Dies ist zu bedauern wie auch, daß die klaren und mehrfach über Delbrück hinaus fördernden Darlegungen von Brugmanns kurzer Grammatik der neuen Syntax nicht zugute gekommen sind. Sonst wäre z. B. wohl die mit Skutsch angenommene einzelsprachliche Erklärung von *quisque* 532 Anm. 3 etwas modifiziert worden. Hier vermißt man m. E. durchaus die Hauptsache, nämlich Erklärung des Übergangs von *quisque* aus dem relativen Gebrauch (bei Plautus nicht selten *quisque* = *quisquis*) in den indefiniten, der sich erledigt durch verblose Verwendung, wie später (s. S. 626) auf diese Weise umgekehrt *quisquis* und *quicumque* = *quisque*, *quilibet* werden. Zuzugeben ist, daß hier und da eine papierene Anschauung der 3. Auflage ausgemerzt ist, so 511 die Vorstellung von den einzelnen Etappen der Unterordnung; aber wenn ebd. von *licet* behauptet wird, daß man "die Beiordnung ganz verkannt hat" (spätl. *licet* mit Ind. neben *quamquam* mit Coni. gibt kein chronologisches Kriterium ab für endgültig durchgedrungene Hypotaxe) oder wenn ähnlich 512 f. der Konjunktiv ohne *ut* behandelt wird, so ist das kaum viel besser. Hier beweisen doch die sog. "Analogiebildungen", die schon Plautus kennt, wie Stich. 117 *paupertas fecit ridiculus forem*, daß der Konj. ohne *ut* als Mittel der Unterordnung schon in Geltung war. Es ist denn auch nicht hervorgehoben, daß derselbe auch noch spät sehr häufig ist und, da die Ausdrucksmittel für deutsches *dass*: *quod*, *quia*, *ut*, acc. inf. in dieser Zeit unter einander tauschen, auch gelegentlich nach *verba sentiendi* sich findet (z. B. Ven. Fort. 4 mal nach dem Index von Leo). — Zu der verfehlten Behandlung der Relativsätze 529 ff. nach der Interlokutortheorie, die Schm. veranlaßt, ganz ungeschichtliche Anschauungen vorzutragen zu Erscheinungen wie "dem überflüssigen Demonstrativ im Relativsatze" 530 oder dem abundierenden Typus *locus, quo loco* 532 f. oder der Hineinziehung der Apposition in den Relativsatz 533 oder vollends der Kasusassimilation, die er alle unmittelbar aus der ursprünglichen Wechselrede herleiten will, s. jetzt zusammenfassend Kroll, Glotta III 1 ff., der mit Recht unter Zurückgreifen auf Delbrück und seine Vorgänger neben der Herleitung aus Fragesätzen die aus dem Indefinitum vertritt (sicherlich verfehlt ist m. E. nur die Heranziehung der Attraktion a. o. 13 ff.). — Ist hier mit großer Konsequenz ein falscher Standpunkt eingenommen und gewahrt, so sind anderwärts wirklich einleuchtende Gesichtspunkte wie der der Analogie nicht energisch genug für die Darstellung fruchtbar gemacht. So war die Wirkung der Analogie bei der Behandlung des Akkusativs viel mehr im einzelnen zu verfolgen (Ansatz dazu 354), vgl. *convenire* (seit Plaut., vgl. *visere*, *visitare*), *colloqui* (fast nur Plaut., Thes. III 1653, 75 ff. vgl. *alloqui*, *interrogare*), *exire* (seit Ter., vgl. *relinquere*), *studere* (seit Plaut., vgl. *tractare*; anderes 372), *aversari* (seit Enn., vgl.

*vitare, odisse*), *orare* 'bitten' (vgl. *precari* und Zwischenstufen *precibus orat* Enn., *te oro per preces*) usf. Ebenso zu 355 *praeire verba* (seit Liv. vgl. *praefari*; Plaut. sagt noch Rud. 1335 *prae<i> verbis quidvis*).

Hier möchte ich noch einige Nachträge im einzelnen machen. Bei der Behandlung der subjektlosen Sätze 337 war der Fall *trepidatur a circum-sedentibus* gesondert zu stellen, da hier das *a* in Nachahmung des gewöhnlichen Passivtypus erfolgt ist. Nicht erwähnt ist der Fall mit ausgesprochenem Subjekt in *luciscit hoc iam* (Plaut. Ter.), womit deutsch *es friert* zu vergleichen ist neben *mich friert*, in welch letzterem Falle sich das Ursprüngliche gehalten hat, weil es dem normalen Satztypus mit dem Verbum an zweiter Stelle entsprach. Alat. *me veretur* 337 stellt sich nicht zu pass. *altercatur* 'es wird gezankt', sondern ist offenbar einer Proportion entsprungen wie *deceo* : *me decet* = *vereor* : *x* (anders wäre, wenn richtig überliefert, Pacuv. trag. 182 *cuius a* (del. Vossius) *te veretur maxume*). Ähnlich wie *me veretur* ist *me miseretur* 338 zu beurteilen, während *pudetur* fürs Altlatein zu streichen und *caletur, ningitur, pluitur* (dazu *nubilatur* s. meine Diss., De verbis . . . deponentibus 3) gesondert zu stellen sind als einzige Ansätze zu einer Verwendung der Passivformen für den *es*-Satz. — 359 ist *infittias ire aliquid* verschieden von *animum advertere aliquid*: das erstere ist nicht auffallender als etwa *perditum ire aliquem*, während das letztere ebenso wie *manum inicere aliquem* m. E. aus der durch die verschiedensten Gründe erwiesenen freieren Stellung der Präposition in alter Zeit zu erklären ist, die zugleich eine adverbale und adnominale Verwendung gestattete, so daß es also = *manum iacere in aliquem* wäre, vgl. Plaut. Most. 843 *istum circumduce hasce aedis* (wo Schm. 353 in mehr äußerlicher Weise zu einer dreifachen Bestimmung des Verbums kommt). Instruktiv für den Promiscuegebrauch der Übergangszeit ist Plaut. Persa 70, wo nebeneinander der Dativ und Akkusativ bei *manum inicere* steht, ein Wechsel, der bei Annahme einer Kontamination (sicher z. B. für *ludos facere aliquem*), die Brugmann KVG. 703 und Lindsay Synt. of Plaut. 3 vertreten, wohl auffallend wäre. Vgl. noch Plautinisches Nebeneinander von Dativ und Akkusativ bei *anteo impendeo indulgeo inservio* (einiges Material bei Lindsay a. o. 28 f.). — 364 waren die Wendungen wie *hoc consili, negoti* von einem bestimmten Einzelfall gesagt, hervorzuheben und als Fortwucherung partitiver Verhältnisse aufzufassen (wie nach anderer Richtung *cuncti hominum* 365); vgl. auch deutsche Fälle der Übertragung wie *ein solch Handgebens* und sogar *ein Wesens* (v. Bahder, IF. Anz. 12, 126). — 368 sind leider noch nicht die umwälzenden Darlegungen Wackernagels Mel. Sauss. 125 ff. berücksichtigt, womit auch Wendungen wie *nihil reliqui facere* 366 und der Gen. qualit. 363 in ein neues Licht rücken. — 425 ist *scilicet* c. inf. erwähnt, aber ohne die gleichgearteten *ilicet* (Plaut.) und *videlicet* (Alat., Lucr.) sowie *fortasse* c. inf. (Plaut. Ter., s. Lindsay 81) und ohne Hervorhebung des Merkwürdigen dieser Konstruktion. Früher konnte man darin wohl nur eine Kontamination sehen (vgl. *ut opinor* c. acc. inf. 659); aber die eigenartigen Verhältnisse für *ilicet* und *scilicet* bei Plautus (er kennt auch ein *ilicet in maxumam malam crucem*) scheinen nur auf einen lautlichen Gegensatz von Schnellsprechform und Lentoform hinzudeuten, d. h. *ilicet* ist mit Skutsch = *ir(e) licet* und hat im Altlatein die syntaktische Geltung des letzteren. Ob allerdings auch so noch die Fälle bei Lucrez aufzufassen sind, bleibe dahingestellt; er hat auch einmal als Kehrscheinung ein

*scire licet* = parenthetisches *scilicet*. — Die Auffassung des lateinischen Gerundivs 439 f. scheint mir verfehlt, was ich hier nicht näher begründen kann, wie auch mangels genügend vorhandenen Materials die paar Striche vom lateinischen Deponens 490 ff. (vgl. auch 452 f.) bezeichnet sind. Fürs letztere habe ich versucht, im Anschluß an Brugmann fürs Altlatein eine vielleicht brauchbarere Grundlage im einzelnen zu geben in meiner Diss. De verbis, quae in prisca latinitate extant, deponentibus<sup>1)</sup>. — 569 wird zu Unrecht instrumentale Bedeutung von *ut* als ursprünglich angesetzt. Nur das Umgekehrte, nämlich modaler Gebrauch aus dem lokalen heraus entwickelt, hat sichere Parallelen, vgl. l. *cūr* 'warum, inwiefern, wieso' neben lit. *kār* 'wo' und l. *quirquir* 'ubicumque'; plattdeutsch *wo* = 'wo, wie'. Auch die späteren Gebrauchsweisen von *ut* lassen sich am besten aus der lokalen Wurzel ableiten, vgl. zum temporalen Gebrauch *ubi* und spätl. *quā* = *quando* (Itin. [Silv.]). — 581 f. vermißt man die Konstatierung, daß *sic* nicht nur im Nachsatz eines Bedingungssatzes auftritt, sondern im Laufe der Zeit wie unser *da, so* ganz allgemein zum Nachsatzexponenten wurde, vgl. *sicut* . . . *sic* Petron. 140, *quavis* . . . *sic* Carm. epigr. 406, *etsi* . . . *sic* tamen Claud. Don. Aen. 10, 509, *quotiens* . . . *sic* Anthol. 32, 2 usf. Ein m. E. ganz falscher Gedanke über ein tempusregulierendes *sic* 527.

Zum Schlusse möchte ich den Wunsch aussprechen, daß die vorstehenden Bemerkungen dazu beitragen möchten, die Brauchbarkeit der Schmalzschens Syntax, die durch ihre breite Vorführung eines ausgedehnten Sprachmaterials der sprachwissenschaftlichen Betrachtung wertvolle Auswahl bietet, im einzelnen noch zu erhöhen.

München.

J. B. Hofmann.

Ottenjann H. De vocum encliticarum apud Plautum collocatione. Diss. Monast. 1910. 77 S.

Nach einer Einleitung, in der in Auseinandersetzung mit Vorgängern das Wesen der Enklitika dahin definiert wird, daß sie den 'logischen Akzent' (ein Ritschlscher Terminus) stets verlieren müssen, den grammatischen verlieren können (so die einsilbigen), wird in einem weiteren einleitenden Teil festgestellt, daß für Plautus zur Beurteilung der Wortstellung neben syntaktisch-psychologischen Momenten auch der Gesichtspunkt des metrischen Zwanges herangezogen werden muß. Im Hauptteil 29 ff. werden dann die einzelnen Enklitika, nämlich *que, ne, ve, enim, igitur, autem*, endlich betuernde Partikeln wie *hercle* u. a. nach diesen zwei Gesichtspunkten vorgeführt. Wichtig ist hier die prinzipielle Auseinandersetzung S. 14, in der das bekannte Wackernagelsche Gesetz insofern weiter gefaßt wird, als die Sprengung enger Wortkörper ein Kennzeichen der Enklitika auch mitten im Satz sein soll. Hier ist offenbar die Kehrseite nicht beachtet, ob nicht ihrerseits gewisse Wortgruppen hinsichtlich der Straffheit ihrer Verbindung eine Wandlung vom alten Latein zur späteren Zeit durch-

1) Vielleicht darf ich bei dieser Gelegenheit Folgendes nachzutragen bitten: zu *iuratus* 7 *coniuratus* Plaut. Asin. 318, zu *occasus* 8 Men. 437 *ante solem* (*solis* codd.) *occasum*, 31 zu *potestur* Pacuv. trag. 100, *queor* Acc. trag. 662, *nequeor* Pacuv. trag. 390. 33 zu pass. *effari* überlief. Enn. scaen. 170 V., 39 zu *congregedio*: Nov. Atell. 92 (im Versschluß) *progredi*, 51<sup>1</sup> *amplectitote* Plaut. Rud. 816.



gemacht haben. So gestatten doch Fälle wie Plaut. Trin. 833 *disque tu-  
lissent* (vgl. S. 33) umgekehrt eine Schlußfolgerung auf die laxe Natur der  
Komposita in alter Zeit. Auch sonst ist zur Erklärung der Tatsachen  
keineswegs immer das Wünschenswerte beigebracht. Vieles bleibt ohne  
weiteres dunkel, einzelne Gesichtspunkte werden vielleicht übertrieben  
(vgl. S. 34, 57 u. ö. über euphonische Rücksichten bei der Wortstellung).  
Für die zum Teil recht auffallende Stellung von *autem* und *igitur* wird  
nicht der (nachplautinische) Wechsel in der Bedeutung herangezogen;  
dies führt zu ungenügenden und verfehlten Erklärungen im einzelnen,  
z. B. bei *igitur* S. 54, wo die metrischen Erwägungen der Sache nicht  
beikommen, wie auch nicht, was S. 59 zu Most. 637 bemerkt wird. Die  
metrische Behandlung erscheint nicht überall einwandfrei; S. 16 wird ein  
anapästischer Vers (Bacch. 1164) als gegen das Dipodiengesetz verstoßend  
verdächtig; S. 45 (vgl. auch S. 58, wo ein Vers mit *ego infelix* tadellos sein  
soll) scheint der Verfasser das Gesetz von der zerrissenen Senkung nicht  
in der Form zu kennen, wonach Wortschluß in einer aus zwei Kürzen  
gebildeten Senkung in iambotrochäischen Versen überhaupt nicht gestattet  
ist. Auch Mißverständnisse der handschriftlichen Überlieferung kommen  
vor: so ist Plaut. Truc. 779 nicht *pacton*, sondern *pacto* überliefert (vgl.  
S. 43f.). Die sprachwissenschaftlich orientierte Arbeit bedeutet immerhin  
einen wenn auch im einzelnen mehrfach verfehlten Schritt zur psychologi-  
schen Erfassung lateinischer Wortstellungsfragen, also auf einem Gebiet,  
das bisher meist nur rhetorischer Fragestellung zugänglich war.

München.

J. B. Hofmann.

---

**Schröder** Heinr. Ablautstudien (Beiträge zur german. Sprach- und Kultur-  
geschichte. II). Aus German. Bibliothek, herausg. von W. Streiberg,  
II. Abteilung: Untersuchungen u. Texte 1. 2. Heidelberg, Carl Winter's  
Universitätsbuchhandlung. 1910. 8°. XII u. 108 S. Geheftet M. 3,—,  
geb. M. 3,80.

Mit vollem Recht macht der Verf. in der Vorrede seines Buches  
darauf aufmerksam, daß die meisten Erscheinungen, um die es sich beim  
Ablaut handelt, über das Germanische hinausgehen. Eine Behandlung wie  
die vorliegende, die sich im wesentlichen auf das Germanische beschränkt,  
kann deshalb in vielen Fällen keine endgültige sein, sondern muß ihre  
Hauptaufgabe darin suchen, durch Aufstellung neuer Gesichtspunkte zu  
ähnlicher Durcharbeitung der übrigen indogermanischen Sprachen an-  
zuregen.

Die Fragen, die in den 'Ablautstudien' zur Besprechung kommen,  
gehen zum nicht geringen Teil auf ein noch ungelöstes und wenig er-  
örtertes Problem zurück: was ist in den indogerm. Einzelsprachen aus  
solchen, sonst den betreffenden Sprachen nicht geläufigen Konsonanten-  
verbindungen geworden, die durch Schwund des Wurzels vokals im Anlaut  
entstanden sind? So lange dies nicht festgestellt ist, können etymologische  
Kombinationen, die damit in Verbindung stehen, meistens nur als mehr  
oder weniger wahrscheinliche Möglichkeiten betrachtet werden. Bis die  
vom Verfasser im 'Schlußwort' angekündigten 'Anlautsstudien' erschienen  
sind, wäre es ein verfrühtes Unternehmen, über die lautlichen Grundlagen  
seiner Verknüpfungen das Urteil zu sprechen. Einem Rezensenten bleibt  
somit zunächst die Aufgabe, die Einzelheiten des Buches zu prüfen.

Der erste Abschnitt, der von zweisilbigen nasalhaltigen Basen handelt, bietet wenig lautliche Schwierigkeiten, indem in den angeführten Wörtern keine anderen ungewöhnlichen Anlautverbindungen als *sn*, *skn* und einmal *dn* entstehen. Es begegnet uns an der Schwelle eine ansprechende Etymologie von *Meer* und *Moor*, die mit lat. *amārus* in Verbindung gebracht werden. Zweifelhafter scheint mir, ob auch *Ampfer* damit verknüpft werden darf (wie auch Walde Et. Wb. es tut), denn der sekundäre Labial sollte doch wohl im german. *b*, nicht *p* lauten. — Die folgende Zusammenstellung gründet sich auf ein Erklärungsprinzip, das vom Verf. in ausgedehntem Maße ausgenutzt wird: die reduplizierten Basen. Dadurch läßt sich germ. *\*nanþjan* 'wagen' mit *\*anþjan* 'atmen' verbinden. Für diese Etymologie könnte u. a. auch mhd. *genendec* = *endec* angeführt werden. — *Nase* wird (S. 10) von einer Wurzel *\*anas* 'hauchen, riechen' (lat. *hālāre* zu *\*ansl-*) abgeleitet, was erwägenswert erscheint. — Engl. *smooth* 'glatt' wird (S. 11) mit *sanft* verbunden: germ. *\*samōþ*, zu got. *samjan* 'gefallen'. Da mnd. *smōdich* mit *smūdich* gleichbedeutend ist, halte ich eine Wz. *\*smē* = *\*smū* 'reiben' für wahrscheinlicher. — Mnd. *enkende* 'offenbar, genau' wird (S. 12) zu *nackt* gestellt (germ. *\*anak*). Ält. dän. *enkenlige* 'genau' läßt sich aber nicht von anord. *einkenniliga* trennen, das zum Verbum *kenna* gehört (vgl. Falk-Torp Et. Wb. S. 191). — S. 15 wird ein Versuch gemacht, mnd. *am̃ber* usw. (Eimer) als ein echt german., mit ags. *umbor* 'Kind' verwandtes Wort zu vindizieren; eine kürzere Form liege in *Imme* (mhd. *imbe* 'Bienenstock') vor. Ich habe die Geschichte des Wortes nicht so genau verfolgt, daß ich über diese Etymologie ein Urteil auszusprechen wage. Wenn aber Verf. zu dieser Sippe (germ. *\*enab*, *\*emb*) auch *Immel* 'Kornwurm' rechnet (vgl. *Kalander* von lat. *cylindrum*), muß ich ihm widersprechen: vgl. nd. *amel*, *emel*, ags. *emel*, *ymel*, anord. *ānumaðkr* (Falk-Torp S. 4f.). — S. 16—36 wird eine Anzahl german. Wurzelformen behandelt, denen sämtlich die Grundbedeutung 'abhauen' zugrunde gelegt wird. In vielen Fällen scheint mir eher von der Bedeutung 'gebogen oder schief sein' auszugehen zu sein, so z. B. bei *Schenkel*, *Schinken*, anord. *skakkr* (S. 31) und den damit zusammengehörigen *Hanke*, tirol. *henkel* 'Schenkel', anord. *hpnk* (S. 26f.). Überhaupt vermißt man hier eine Besprechung der älteren Zusammenstellungen, wie z. B. (S. 16) got. *hamfs* 'κυλλός': griech. κούπτω 'biege' (wonach die Grundbedeutung 'krumm sein' wäre); (S. 17) *Hummel*: slav. *čmelj* usw. (wonach das *b* des ahd. *humbal* ein sekundäres Einschleßsel zu sein scheint); (ibid.) bair. *hummelbock* 'Widder ohne Hörner': russ. *komólyj* 'hörnerlos' (was gegen die Annahme spricht, daß *mm* aus *m̃b* entstanden ist); (S. 20) *Humpen*: griech. κύμπος (was für eine *u*-Wurzel spricht); (S. 30) *Nacken*: air. *cnocc* 'Anhöhe' (was darauf deutet, daß ursprünglich der krumme Nacken der Tiere gemeint und nicht von 'Baumstumpf' auszugehen ist). Auch sonst ist die Behandlung vieler Wörter zu kurz, um alle Gesichtspunkte zu ihrem Rechte kommen zu lassen. So läßt norweg. *hempe* 'Strippe' (S. 19) auch andere Etymologien zu (vgl. Falk-Torp u. *Hempe*); der *Kamm* der Traube wird von vielen vom Haarkamm getrennt (S. 21); *Knebel* 'Schnurrbart' scheint mit dem gleichbedeutenden anord. *kampr* zusammen zu gehören (S. 23), was die Identifizierung mit Mundknebel zweifelhaft macht. Mit diesen Einwendungen will ich jedoch nicht die vom Verf. aufgestellten Erklärungen kurzer Hand abgewiesen haben. Manche darunter kommen mir sehr beachtenswert vor. So z. B. die von *Napf* (S. 20), *Schnake* (S. 32) und von got. *háhan* (S. 27f.).

— S. 36—39 werden einige german. Wörter für 'hinken' behandelt. Der Verf. scheint dabei von der Grundbedeutung 'stoßen' auszugehen, indem er z. B. *hinken* mit mnd. *nuck* 'plötzlicher Stoß', nd. *humpen* 'hinken' mit ags. *hneccpan* 'stoßen' verbindet. Dem Verbum *hinken* (woneben \**skinkan*) liegt aber doch wohl 'gebogen oder krumm sein' zugrunde (vgl. Falk-Torp u. *Skakke*). Auch bei diesen Aufstellungen hätten meines Erachtens die älteren Etymologien einige Beachtung verdient. So stellt sich das S. 38 mit *schnappen* verknüpfte schwed. *skimpa*, *skumpa* formell schön zu griech. *καυβός* 'krumm'. Das S. 39 als alte *e*-Wurzel behandelte nord. *gump* 'Arschbacke' möchte ich nur ungern vom gleichbedeutenden mnd. *gope* (idg. Wz. \**ghub*, \**ghubh* 'krumm sein') losreißen. — Über die weiteren Kombinationen dieses Abschnittes — *Funke*: anord. *fnykr* 'Gestank' (vgl. tirol. *pfunggen* 'pedere'); *stinken*: anord. *snykr* 'Gestank' (aus \**stn-*); *dunkel* und engl. *dank* 'feucht' (beide eigentlich 'dunstig'): anord. *nykr* 'Gestank' (aus \**dn-*) und mhd. *necken* 'duften, stinken' — wage ich kein Urteil.

Der zweite Abschnitt behandelt die zweisilbigen *u*-haltigen Basen, zuerst die *eye*-, dann die *keyek*-Basen. Der Verf. sucht nach einer Erklärung der auffallenden Tatsache, daß idg. *eu* scheinbar nur in einem einzigen deutschen Worte vorhanden ist. Bei seinem Erklärungsversuch übersieht er aber, daß in dieser Beziehung die altnord. Sprache nicht wesentlich anders gestellt ist. Nach S. wurde german. *eu* im Deutschen unter Umständen zum steigenden Diphthongen, entweder *ju* oder (vor *a*, *e*, *o*) *jo*, *ja*, *je*. Daraus erkläre sich, wie aus einer idg. Wz. \**eyeq* im ahd. *jehan* (gestehen) werden kann, während as. *juhu* (neben *jehu*) noch das *u* aufweist. Bei dieser sinnreichen Erklärung, die im as. *geder* (mnd. *jeder* neben *judder*) 'Euter' ihre sicherste Stütze findet, ist aber nicht abzu- sehen, warum das Ahd. die Form *je* schon zu einer Zeit aufweist, wo aus *io* noch kein *ie* hervorgegangen ist. Die ahd. Worte, auf die der Verf. seine *je*-Form gründet, sind nur zwei: *jehan*, das er mit lat. *vox* verbindet, und *jetan* 'gäten' (vgl. nd. dial. \**jüden*), das auf eine german. Base \**eyed* zurückgeführt wird, deren reduplizierte Form in as. *wiodan* 'gäten' vorliegen soll. Ich glaube nicht, daß diese Etymologien als so einleuchtend bezeichnet werden können, daß man ihnen für die angenommene Lautentwicklung zwingende Beweiskraft beimessen wird. Lieber möchte ich mich nach einer spezielleren Erklärung der Formen *juhu* und \**jüdan* umsehen (letzteres könnte ja von *wiodan* beeinflußt sein). Überhaupt sind aus dem ahd. Wortvorrat keine sicheren Beispiele der Entwicklung eines steigenden Diphthongen gegeben. Selbst aus dem Mhd. wird nur ein Wort angeführt: *giht* 'Gicht' (vgl. mndl. *jucht* neben *jicht*), das S. 47 ff. — unter Annahme einer Grundbedeutung 'Fließen, Fluß' — mit anord. *vþkr* 'feucht' verknüpft wird (germ. \**eyaq*). Die mndl. Nebenform *jucht* ist aber wohl friesischen Ursprungs. Auch das von *geben* abgeleitete *Gicht* 'die mit einem Mal im Hochofen aufgegebene Menge Erz oder Kohlen' hat als Nebenform *Jucht* (Sanders' Wb.). Aus den nhd. Dialekten — wo der steigende Diphthong bekanntlich nicht fehlt — gibt der Verf. nur ein einziges Wort, das auf die ahd. Sprachstufe zurückzuführen wäre, dies vom *keyek*-Typus: *jut(ten)* 'Molken', das (S. 67 f.) mit *hotte* (*schotte*) und mnd. *waddede* verknüpft wird: germ. \**heyad(ā)*-. Sicher ist diese Erklärung keineswegs, da die Nebenform *juchte(n)* auf Vermischung mit dem slav. *jucha* deuten könnte. Weit zahlreicher sind auf nd. Boden die scheinbar alten Beispiele. Ich kann in dieser Besprechung nicht auf die einzelnen Zusammenstellungen

eingehen, zähle aber die zum *eyek*-Typus gehörigen sämtlich auf: mnd. *jesse* 'Wams': got. *wasjan* 'kleiden'; mnd. *geck* 'Geck': *wicke* 'Docht' (Wz. \**eyek* 'drehen'); as. *fak* 'auch': ahd. *ouch* 'auch', got. *wahsjan* 'wachsen' (redupl. Wz. in steir. *wiech* 'üppig'); mnd. *jolle* 'Jolle': anord. *jól*, norweg. dial. *aul* 'angelica sylvestris', got. *walus* 'Stab'. Einleuchtender als diese Etymologien scheinen mir mehrere dem *keyek*-Typus angehörende. So wird mnd. *jetto*, *gitto*, *jutto* 'bisher' mit mhd. *iezuo* identifiziert, das der Verf. weiter — unter Berücksichtigung dialektischer Formen wie *nietz*, *niaz* — auf \**hiutō* zurückführt, wobei aber ags. *giet(a)* nicht mit in Betracht genommen wird. Zweifellos scheint mir die Herkunft des ndl. *joop* 'Hagebutte' aus as. *hiopo*, wonenben mnd. *wepe* aus \**h(e)wep-*. Ebenso ndl. *jut*, nd. *jütt* 'albernes Frauenzimmer' (aus \**dj-*): nd. *dutte*, ostfries. *dwatje*; ndl. *jool* 'einfältiger Mensch', westvl. *djool*: mnd. *dol*, *dwal* 'töricht'; westvl. (*d*)*joos* 'einfältiger Mensch': ostfries. *dōsje* 'Tor', mhd. *twās* 'Tor'; nd. *jülk*, *jülk* (Pflanzennamen): *dolk*, *dwelk*. Da das Mnd. nicht (wie das Fries.) *bj-*, *dj-* usw. kennt, kann ich es aber nicht als ausgemacht ansehen, daß man berechtigt ist, aus nd. *jütt*, *jülk* german. Ablautsformen \**deut-*, \**deulk-* zu erschließen, dies vielleicht um so mehr, als eben bei dieser Bedeutungskategorie ein Einschub von *j* nach dem Anfangskonsonanten den nordischen Mundarten ganz geläufig ist (vgl. Falk Sproglig-historiske Studier tilegnede Prof. C. R. Unger, S. 205 ff.). Auf jeden Fall gebührt aber dem Verf. das Verdienst, die Frage aufgeworfen und scharf formuliert zu haben. Auch ist vorauszusehen, daß seine Behandlung zu weiteren Untersuchungen reizen wird. An etymologischen Parerga nenne ich aus diesem Abschnitt beispielsweise die schöne Etymologie (S. 73) von *Malstrom* aus \**dwal-* (vgl. oslfries. *dwalen* 'drehen, wirbeln'), wo mir das fehlende Mittelglied im bisher unerklärten ndl. *waal* 'Wirbel' vorzuliegen scheint; und die für mich überzeugende Zusammenstellung (S. 86. 88) von anord. *sviri* 'Hals' mit griech. ἑρκος (ob aber griech. ὄρος 'Grenzfurche' hierher gehört, ist mir nicht so klar<sup>1)</sup>), jedenfalls ist dies Wort wohl mit anord. *vqr* 'Kielwasser, Furche im Wasser' zu verbinden). — Auf die mit *sk(e)u*, *st(e)u*, *sm(e)u*, *sn(e)u* anlautenden Basen gehe ich aus den früher angeführten Gründen nicht näher ein. Nur möchte ich darauf aufmerksam machen, daß es kein anord. *storð* 'the earth (grown with brushwood)' gibt; das in poetischen Umschreibungen vorkommende *storð*, worauf Vigfússon diese Bedeutung gründet, ist die norwegische Insel *Storð*. Damit verliert die S. 83 aufgestellte Etymologie von *Schwarte* jeden Anhalt.

Kristiania.

Hjalmar Falk.

**Werle G.** Die ältesten germanischen Personennamen. (Beiheft zum zwölften Band der Zeitschrift für deutsche Wortforschung.) Straßburg, K. J. Trübner. 1910. 8°. IV, 88 S. M. 2,75.

In der vorliegenden Arbeit will W. eine Sammlung bieten, die als Vorstufe zu einem altgermanischen Sprachschatz dienen soll; er hat sich die Aufgabe gestellt 'an der Hand der ältesten germanischen Individualnamen eine grundsätzliche Unterlage für die zuverlässigste Art der Sammlung und Ausbeutung der überlieferten Eigennamen festzulegen'.

[1] att. ὄρος hat sekundären Asper; vgl. herakl. ὄρος und Schulzes Etymologie, die das Wort zu lat. *amburvare* osk. *uruvo* wohl 'Grenze' stellt (Zur Gesch. lat. Eigenn. S. 549 Anm. 1). W. Str.]

In einer übersichtlichen Einleitung orientiert er die Leser über die dürftige Überlieferung, die Schwierigkeiten bei der Benutzung dieses Materials und den Zweck derartiger Namenstudien. In einem Punkt freilich muß ich dem Verfasser entschieden entgegenreten, wenn er nämlich zur Trennung germanischen und keltischen Sprachgutes den allgemeinen Leitsatz aufstellt (S. 7): 'Der Zuweisung auf Grund äußerer Angaben in der Überlieferung ist unbedingt der Vorzug zu geben vor der anderen, welche innere Beweise aus der Gestaltung des Namens sucht'. Dieses ist m. E. grundsätzlich falsch: selbst im günstigsten Falle, wo wir Heimat und Stammeszugehörigkeit der Person kennen, können nur innere Kriterien die Entscheidung bringen, ob der Name germanisch ist oder nicht. Daß auch diese an und für sich nicht genügen, ist selbstverständlich; nur wenn die äußeren Bedingungen damit stimmen, darf man germanisches Sprachgut im Namen suchen. Wie leicht es sich Verf. macht, germanische Herkunft zu 'beweisen', sei an einem Beispiele (S. 12) gezeigt:

*Haldauno* ist germanisch (der Beweis fehlt), also (!) auch der Name des Sohnes *Vellango*, also auch das damit identische (?) *Bellanco*, also (!) auch *Gimo* (*Gimio* ist gemeint), Name des Vaters von *Bellanco*, und dann werden in der Sammlung diese Namen selbst ohne das Zweifel andeutende Kreuz verzeichnet. Warum sollte man nach diesem Grundsatz nicht auch Namen wie etwa *Philippus* und *Heliodorus* als germanische Namen proklamieren, weil die Träger Brüder des Germanenkönigs *Aistomodius* sind? Da könnte die Sprachwissenschaft abdanken und die Genealogie an ihre Stelle treten.

Daß W. das Quellen- und Literaturverzeichnis ohne ausdrückliche Erwähnung meiner Dissertation<sup>1)</sup> entnommen hat, wäre an und für sich bedeutungslos, wenn er nur die Fortschritte seit dem Jahre 1906 berücksichtigt hätte. Aber er erwähnt weder den Neudruck von Muchs Stammeskunde und Müllenhoffs Altertumskunde II und V noch die Vollendung von Hitzigs Ausgabe des Pausanias (den er ruhig hätte weglassen können). Für Suetonius' Vitae hätte er jetzt besser die Ausgabe von Ihm benutzt; bei Aurelius Victor, bei dem ich keine gute Ausgabe zur Verfügung hatte, ist keine Ausgabe erwähnt. Meyer-Lübkes wichtige Schrift, die mir damals noch unbekannt war, scheint dem Verf. jetzt noch unbekannt zu sein, während Kerns bedeutsamer Aufsatz — der dem Verf. doch wohl zugänglich war (s. S. 86) — fortgelassen wird. Mit der Chronologie nimmt Verf. es augenscheinlich nicht genau: Cassius Dio, der erst seit  $\pm 200$  das Material für seine römische Geschichte zu sammeln begann, wird in das 2. Jahrh., Ptolemäus (2. Jahrh.) in das erste, Polybius (geb.  $\pm 205$  v. Chr.) in das 3. vorchristliche Jahrhundert gesetzt!

Dann folgt auf 40 Seiten die Namensammlung. Es ist hier nicht der Ort zu besprechen, welche Vorzüge oder Nachteile Ws. Methode hat, die der von Holder näher als der meinigen steht; das Urteil hierüber sei den Benützern der Bücher überlassen. Daß Verf. auch innerhalb der Grenzen, die er sich gesteckt hat ( $\pm 400$  n. Chr.), nicht die erstrebte Vollständigkeit erreicht hat, darf ihm nicht schwer angerechnet werden; bei

1) M. Schönfeld, Proeve eener kritische Verzameling van Germaansche Volks- en Persoonsnamen (Groningen 1906), die Buchstaben A und B enthaltend. Demnächst wird das ganze Werk in der Streitberg'schen Sammlung erscheinen.

einem derartigen Werke wird auch dem schärfsten Auge manches entgehen. Die inschriftliche Überlieferung scheint am sorgfältigsten geprüft zu sein, und man wird Verf. für manche neu entdeckten Namen dankbar sein. Aber zu bedauern ist es, daß Verf., statt ein zuverlässiges Namenbüchlein zu geben, das Material durch eine Menge von Namen angeschwellt hat, für derer germanische Herkunft gar keine Argumente anzuführen sind, auch von ihm nicht angeführt werden; der oben von mir charakterisierte Leitsatz trägt daran die hauptsächlichste, wenn auch nicht die einzige Schuld.

So werden ohne irgend eine Begründung unter *A* die folgenden, meist auch bei Holder zu findenden Namen als germanisch verzeichnet, teilweise selbst ohne Kreuz: *Abrasintos* (*es?*), *Agisilia* und *Agisilus* (dagegen werden *Agisillia* und *Agisilla* als keltisch anerkannt), *Agorix*, *Alefus*, *Allua*, *Ambac(i)us*, *Amma*, *Ammausius*, *Ammo(nius)*, *Ammosa*, *Annauso*, *Apagante*, *Apicius* (auf einer kappadokischen Inschrift!), *Arimanus*, *Arvatus*, *Attalus*, *Autarites*, während bei anderen Namen kurze Hinweise zweifelhaften Wertes (z. B. bei *Aeta* und *Aetius*, *Ascattinius*) hinzugefügt werden. Von den ungefähr hundert unter *A* erwähnten Namen ist nur ein Drittel mit Gewißheit germanisch zu nennen. Auf diese Weise bekommt man jedenfalls nicht eine zuverlässige Grundlage, wie sie W. zu geben vermeint.

Auch in anderer Hinsicht genügt die Sammlung nicht. Unter *Alavivus* z. B. wird nicht die Form Ἀλλόβιχος (Olympiodor, Zosimus) genannt; unter *Arbogastes* sind die Formen *Arva-*, *Arvo-gastes* (Hydatius, Sidonius), welche die auch vom Verf. gebilligte Deutung bestätigen, weggelassen, während umgekehrt unter *Arivistus* die meisten Stellen bei Cäsar erwähnt werden: doch wäre dort die Ausführlichkeit eher erwünscht als hier. Auch die Literaturangaben sind meistens unvollständig, wie ein Vergleich mit meinem Wörterbuche lehrt. Was die Namen *Burevista*, *Medopa*, *Roles*, *Sitalkes* u. ä. angeht, so sei auf den dritten Teil der Altertumskunde hingewiesen, wo Müllenhoff es eine sonderbare Laune genannt hat, an der Identität der *Geten* und *Goten* festzuhalten. *Aviones* wird, wenn auch frageweise, nur ein Suffix genannt (S. 74); *Dutta* wird zu *Duda* gestellt (*tt : d*!); *Chariogaisus* ist nichts als ein Versehen für *Arriogaisus*; statt *Edotheus* ist *Odotheus* zu lesen; aus der 'mater (*H*)alana' von Maximinus wird eine Gotin *Hanala*; *Ingonius* wird zu *In-geldus* gestellt; *Lupio* zu *Leubius* (S. 15) (*p : b*!); *Lutto* zu *hlōda* (S. 66) (*tt : d*!); *Μαράβοδος* wird statt *Μαρόβοδος* bei Strabo gelesen (S. 14 und s. v.); *Rasuco* wird mit *Rasne-hilda* verglichen (trotz dem *n* des letzteren); *Truppo* könnte nach der Meinung des Verfassers zu Namen wie *Trud-paldus*, *-pertus* gehören (wo das *p* der hochdeutschen Lautverschiebung sein Entstehen dankt), usw.

Als Anhang folgt eine sprachliche Verwertung der gesamten Eigennamen, wobei Verfasser allzu häufig aus unzuverlässigem Materiale Folgerungen zieht, sodaß der schon mehrfach erwähnte Grundfehler abermals störend hervortritt. Doch scheint mir recht dankenswert, daß Verf. hier zwei Fragen in zusammenfassender Darstellung behandelt: erstens die Wiedergabe der germanischen Laute in der klassischen Überlieferung, zweitens den germanischen Lautstand, soweit er sich aus den Namen folgern läßt. Auch die Literaturangaben werden hier vielen recht willkommen sein.

**Franck's Etymologisch Woordenboek der Nederlandsche Taal.** Tweede druk door Dr. N. van Wijk. 's-Gravenhage 1910. Aflevering 1. 64 S. f. 1,20.

Seitdem Franck im Jahre 1892 ein Wörterbuch veröffentlicht hat, das die Stelle eines niederländischen Kluge einnehmen sollte, hat die etymologische Forschung große Fortschritte gemacht; wir dürfen daher eine neue Bearbeitung mit Freuden begrüßen. Eine neue Bearbeitung, so sagt van Wijk, in Wahrheit handelt es sich um ein neues Buch, da beinahe kein Artikel ungeändert geblieben ist und das Ganze dem heutigen Stand unserer Kenntnis entspricht. Nur der Umfang ist so ziemlich derselbe geblieben: Verf. hat zwar viele neue Wörter aufgenommen, er hat jedoch auch nicht-niederländische Wörter wie z. B. *aanheer* mit vollem Recht fortgelassen. Die Fassung der meisten Artikel ist knapp und übersichtlich.

Die Artikel bestehen aus einem niederländischen, einem germanischen und einem indogermanischen Teile. Im niederländischen Teile liegt der Hauptfortschritt in der Berücksichtigung der Dialekte, soweit sie bis jetzt genügend durchforscht sind. Daß aber hier noch manches zu tun übrig ist, zeigt gerade die sorgfältige Benutzung der Forschungsergebnisse durch van Wijk. Wenn wir z. B. sehen, daß die Form *akelik* (s. v. *akelig*) in Dordrecht, Bommel, der Veluwe, in sächsischen und friesischen Gegenden gebraucht wird, die Form *baakster* (s. v. *baker*) in Kampen, dem Achterhoek und Leuven, so dürfen wir wohl vermuten, daß die geographischen Angaben etwas anders aussehen würden, wenn unsere Kenntnis nicht so große Lücken hätte.

Nicht weniger gelungen ist der germanische Teil, worin Van Wijk die von den deutschen Etymologen oft vernachlässigten, für die niederländische Wortgeschichte außerordentlich wichtigen altniederfränkischen und friesischen Formen sorgfältig heranzieht.

Auch auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachwissenschaft zeigt sich der Verfasser seiner Aufgabe gewachsen, doch ist hier Franck nicht selten vorsichtiger gewesen, s. z. B. s. v. *arbeid*, *baron*, *bast*. Bemerkungen wie über gr.  $\psi\lambda\acute{o}\varsigma$  (s. v. *baar*), it. *farfechie* (s. v. *baard*), obg. *bogatŭ* (s. v. *bakkes*), gr.  $\acute{\alpha}\rho\pi\text{-}\acute{\alpha}\lambda\omega$  (s. v. *berispen*), got. *swikens* (s. v. *bezwijken*) fallen m. E. aus dem Rahmen des Buches.

Soviel sich aus der ersten Lieferung ersehen läßt, hat van Wijk also eine durchaus gediegene und gründliche Arbeit geliefert; zu wünschen bliebe nur, daß er in den folgenden Lieferungen etwas freigebiger mit den Literaturangaben wäre. Man darf dem Leser nicht zumuten, daß er sich sogleich in allen, bisweilen recht unglaublichen Hypothesen, die der Verfasser manchmal nur mit einigen Worten erwähnt und bestreitet, zu rechtfindet; es wäre daher sehr erwünscht, wenn van Wijk, wie z. B. Walde und Falk-Torp es tun, bei strittigen Etymologien Literaturnachweise gäbe.

Zum Schluß sei es mir gestattet, einige 'Nachträge und Berichtigungen' zu geben, die das Interesse zeigen mögen, das ich für die Arbeit habe:

*aardappel*: vgl. das aus Frankreich gekommene, in Vlaanderen und Brabant übliche Wort *pata(a)t*, *patater*, auch *patáppel* (Antwerpen);

*abnormaal*: *ab-* ist vielmehr unter dem Einfluß von *ab-sent*, *ab-soluut*, *ab-stract*, *ab-surd* entstanden;

*adat*: 'Gewoonterecht' aus dem Polynesischen und dort wieder aus arab. *ʿāda* 'wiederholen'. Fehlt.

*afhandig*: vgl. gron. *of(h)andig* 'afgelegen, niet nabij'.

*akkemaal(shout)*: genauer wäre: "eerst vrij laat uit de Saksische dialecten in de algemeene taal opgenomen", denn aus der Bedeutung zeigt sich schon das Altertum des Wortes.

*amen* 'waarlijk' aus griech. hebr. *ameen*. Fehlt.

*amfloen* wird hoffentlich unter *opium* behandelt.

*amok* 'waaninnige woede' aus jav. *amoek*. Fehlt.

*anijl* 'indigoplant' aus port. *anil*, aus arab. *an-nila* und dieses wieder aus skr. *nīla* 'dunkelblau'. Fehlt.

*arak* 'soort van punch' aus port. *araca* und dieses aus arab. *'arak* *at-tamr* 'Dattelschweiß'. Fehlt.

*assegaai* 'werpspies' aus arab. *az-zagāja* und dieses aus berb. *zagāja*, franz. *zagaie*. Fehlt.

*baboe* 'Indische kindermeid' aus jav. *baboe*. Fehlt.

*bad*: zu griech. *φάλος* 'glänzend' wären aus dem Germanischen Namen wie *Ballo-marius* heranzuziehen.

*baljaren (baljaarden)* 'tieren, schreeuwen' aus port. *bailar* 'tanzen' (in Suriname = 'tanzen, wie die Neger tun'). Hierzu auch *bajadère*. Fehlt.

*baljuw*: Nachdem Amt und Wort in Nord-Niederland verloren gegangen sind, wird als historischer Ausdruck *báljuw* gesagt, also mit geändertem Akzent; vgl. aber schon bei Coster (17. Jahrh.):

soot die Baljou hoort,

Soo raek ick bij me soolen wel goet koop op de Poort.

*banana*: vgl. den jetzt ziemlich üblichen Namen *bakkove*, *bacove*.

*banjir* 'plotselinge overstrooming' aus jav. *banjir*. Fehlt.

*batikken* 'weefsels op bepaalde wijze verven' aus jav. *batik*. Fehlt.

*beer*: vgl. zur Bedeutung *Bruun* (Reynaert).

*beschuit*: vgl. gron. *tweibak*, fris. *tweibak* und die verwandten hgd. und ndd. Formen.

*beunhaas*: auch nld. *dakhaas*, scherzhaft verwendet.

*bies*: neben *bent(gras)* ist *bunt(gras)* eine übliche Form.

Tilburg (Niederlande).

M. Schönfeld.

**Appel** Karol. Poczucie językowe w oświeceniu pisowni (das Sprachgefühl im Lichte der Orthographie). Warschau 1910. 8°. 23 S. (Sonderabdruck aus Wychowanie. Mai 1910.)

Vorliegende dem Professor Baudouin de Courtenay gewidmete kleine Schrift, die auf einem in der Warschauer Gesellschaft der Wissenschaften gehaltenen Vortrage (vgl. die Fußnote auf S. 1) beruht und in der polnischen pädagogischen Zeitschrift Wychowanie (Erziehung) veröffentlicht worden ist, ist von der dritten Seite ab einer sprachpsychologischen Betrachtung der alten orthographischen Streitfrage der polnischen Grammatiker über die Berechtigung der Schreibung *módz*, *strzedz*, *biedz* usw. statt *móc*, *strzec*, *biec* in den Infinitiven der Verba mit stimmhaftem Stammauslaut -g, -ż (vgl. z. B. *mogę* 'kann', 2. Sing. *możesz*; *strzegę* 'hüte', *strzeżesz*; *biegnę*, *bieżę* 'laufen') gewidmet. Der Verfasser verteidigt die Schreibung mit -dz, als eine vom Sprachgefühl hervorgerufene, gegen "die Gruppe von Theoretikern, denen das wissenschaftliche Vorurteil die Wirklichkeit verbirgt" (S. 22). Diese orthographische Spezialfrage, die tatsächlich im Vordergrund des Interesses steht, dient formal zur Illustration des im Titel nicht ganz klar ausgedrückten Grundgedankens, der auf



S. 2 folgendermaßen formuliert wird: "unsere Schreibung offenbart unsere Vorstellungs- und Gefühlsassoziationen auf dem Gebiete der Sprache", und "alle Änderungen in der Schreibung legen Zeugnis ab von tatsächlichen Veränderungen im Sprachgefühl, d. h. in der Anordnung der sprachlichen Assoziationen".

Da diese Sätze gar zu gesetzmäßig klingen, möchte ich das Ergebnis von Appels auf Tatsachen gestützten Ausführungen vorsichtiger in folgenden Satz zusammenfassen: Es gibt Fälle, wo Abweichungen von der traditionellen Orthographie auf Veränderungen der Vorstellungsassoziationen der Schreibenden hinweisen, die in der Aussprache nicht zum Ausdruck kommen. Es ist hierbei zu betonen, daß es sich hier um stark durch grammatische Kenntnisse und das Schriftbild beeinflusste, resp. auch hervorgerufene Assoziationen von schreibkundigen und bis zu einem gewissen Grade in der Grammatik bewanderten Leuten handelt. Wenn Appel fordert, daß man dieses "Sprachgefühl" der Intelligenz in der Orthographie berücksichtigen solle, so ist ihm darin, so weit es die Zweckmäßigkeit erfordert, beizupflichten. Aber wir dürfen nicht ohne weiteres diese äußerlich aufgepfropften Vorstellungen mit dem Sprachgefühl des Volkes identifizieren, was Appel auf S. 22 tut, und behaupten, daß die bewußten Assoziationen, die z. B. die Schreibung *módz*, *strzedz* hervorgerufen haben, auch in unserer inneren Sprache, d. h. in der gefühlten, gedachten, apperzeptierten Sprache (Appel S. 1), mit Notwendigkeit existieren. Erstens wirken die grammatischen Kenntnisse auf verschiedene Berufszweige, Stände, Individuen usw. mit verschiedener Intensität, und viele, die während ihrer Schulzeit im Banne des theoretischen Wissens gestanden haben, streifen im Laufe des Lebens diesen Zwang ab. Und die grammatischen Systematisierungen, die uns erst bekannt geworden sind, als wir schon längst sprechen konnten und uns unbewußte sprachliche Vorstellungen gebildet hatten, können uns zwar äußerlich sehr geläufig sein, brauchen aber doch nicht so tief in unser Unterbewußtsein gedrungen zu sein, daß sie alle dort vorhandenen widersprechenden Assoziationen beseitigen konnten. So wenig wir leugnen können, daß in gewissem Umfange theoretische Sprachkenntnisse auch unsere Aussprache umgestalten können, so müssen wir doch auch anerkennen, daß die auf der wirklichen Sprache beruhenden inneren Vorstellungen stark genug sind, um sich gegen solche äußere Vorstellungen, die nur auf künstlichen Systemen beruhen, zu wehren, und die eigentliche Grundlage zur Weiterentwicklung der Sprache zu bleiben.

Außer dem Verhältnis zwischen Sprachgefühl und Schreibung berührt Appel, allerdings nur in allgemeinen Sätzen ohne Beispiele, auch das Verhältnis zwischen der gesprochenen Sprache, die ein Teil der äußeren Sprache ist (S. 1), und der inneren Sprache (s. oben). Auf S. 22 stellt er im Anschlusse daran, daß er *módz* für eine wirkliche sprachliche Tatsache erklärt, die m. E. recht willkürliche Behauptung auf: "die wirkliche Existenz sprachlicher Tatsachen läßt sich nicht abschätzen (in wörtlicher Übersetzung: wird nicht abgeschätzt) nach den Schattierungen der Aussprache, die unendlich veränderlich und vergänglich sind, sondern nach den Gefühls- und Gedankenassoziationen, die bei einem Individuum relativ konstant und bei den einzelnen Gliedern eines Volkes relativ identisch sind". Richtig könnte dieser Satz nur auf Grund der Annahme sein, daß nur die innere Sprache eine wirkliche Sprache, die ge-

sprochene dagegen nur eine unvollkommene Reproduktion der inneren sei, vgl. S. 1, wo sie als Mimik der Sprachorgane bezeichnet wird (ähnliche, teilweise recht bedenkliche Bilder sind z. B. die Schrift als Gesticulation der Hände des Sprechenden ebenda und die Orthographie als Seismograph des Sprachgefühls S. 2). Doch wird im selben Satze die gesprochene Sprache als eigentliche Sprache anerkannt. Mit mehr Recht könnten wir sagen, daß die innere Sprache eine unvollkommene Apperzeption der äußeren Sprache sei. Unser Sprachleben beginnt doch damit, daß wir Gesprochenes hören; das, was unsere Umgebung hörbar spricht, bleibt immer unser Vorbild, und unsere sprachlichen Vorstellungen gehen im letzten Grunde auf das Gehörte zurück, wenn sie sich nachher auch selbständig weiterentwickeln können. Wenn wir nicht alle gehörten Schattierungen der Aussprache apperzipieren können, so liegt das an unserer unvollkommenen Aufnahmefähigkeit, nicht aber daran, daß unsere Umgebung sie auch nicht apperzipiert. Und die Assoziationsveränderungen beruhen auch wieder auf lautlichen Veränderungen, die von den Vorbildern nicht apperzipiert, von der jüngeren Generation aber apperzipiert werden. Woher weiß Appel übrigens, daß die innere Sprache konstanter und gleichartiger ist, als die äußere? Daraus, daß sie sich langsamer verändert, darf man das noch nicht schließen. Mir scheint, daß wir die innere Sprache unserer Verkehrsgenossen viel weniger gut kennen, als die äußere, daß also die gegenseitige Assimilation bei jener eine viel schwerere ist. — Es erübrigt noch in diesem Zusammenhange, den auf S. 1 gegen die Linguisten erhobenen Vorwurf, daß sie zu sehr die innere Sprache vernachlässigen, dahin zu beantworten, daß heutzutage wohl kaum ein Sprachforscher die Wichtigkeit der Erforschung der sprachlichen Vorstellungen, Assoziationen usw. leugnen wird. Dieses methodisch zu betreiben, ist aber die Sache der Sprachpsychologie; die Linguistik hat im Prinzip nur die Ergebnisse jener zu verwerten, wenn in der Praxis natürlich auch keinem verwehrt sein kann, die Grenze zu überschreiten.

Appels Ausführungen über die Infinitive auf poln. *-dz* fußen zwar auf den Anschauungen verschiedener von ihm zitierter Grammatiker (einige ähnliche Andeutungen aus neuester Zeit siehe bei Ułaszyn, *Izvěstija d. kais. Akad. d. Wiss. in St. Petersburg*, XII, Teil II S. 487 und bei Berneker, *Slav. Et. Wtb.* unter *běgnŭ*), sind aber als eine ausführliche, auf dem Boden der modernen Wissenschaft stehende Darstellung eines eigenartigen Falles von Assoziationsverschiebung auch für Nichtpolonisten interessant und wirken überzeugend mit der schon hervorgehobenen Einschränkung, daß wir die Formen auf *-dz* zwar als in der Vorstellung der grammatisch systematisierenden Schriftsteller, nicht aber als in der inneren Sprache des Volkes existierend anerkennen können. Das Wesentlichste ist folgendes: Die etymologisch und phonetisch identischen Auslaute der Infinitive *módz*, *strzedz* usw. einerseits und *piec* 'backen', *siec* 'hauen' (zu *piekę pieczesz*, *siekę sieczesz*) andererseits (urslav. *-kti* führte über *-ci* (vorpóln.) zu stimmlosem *-c*, das vor stimmhaftem Konsonanten im Anlaute des nächsten Wortes zu stimmhaftem *-dz* wurde) wurden von den Grammatikern und Schriftstellern fast seit Beginn der Literatur differenziert. Während *piec*, *siec* usw. fast ausnahmslos nur mit dem stimmlosen Auslaute apperzipiert und geschrieben wurden, apperzipierte und schrieb man neben den traditionellen *móc*, *strzec* auch die neueren phonetischen Varianten *módz*, *strzedz*, allmählich mit Bevorzugung dieser (eine Reihe von Beispielen s. S. 6 ff.).

Und zwar empfand man das *-dz* dieser scheinbar endungslosen Formen (sie ließen sich ja nicht mehr, wie urslav. *\*mok-ti*, *\*pek-ti* in Stamm und Endung zerlegen), als einen mit dem *-g-* und *-ž-* der übrigen Verbalformen alternierenden Stammauslaut, da diese drei Konsonanten (nicht aber *-c-* mit *-g-*, *-ž-*) auch sonst in der Sprache alternierten (vgl. *noga* 'Fuß', Lok. *nodze*, Adj. *nożny* 'Fuß-'), wie das *-c* von *piec* usw. eine geläufige Alternante von *-k-* und *-č-* war (vgl. *ręka* 'Hand', Lok. *reçe*, Adj. *ręczny* 'Hand-'). Das Eigenartige bei diesem Vorgange ist das, daß diese Differenzierung nur in der Apperzeption stattfand, da sie nach den Regeln der polnischen Satzphonetik in der Aussprache nicht eintreten konnte.

Im Verlaufe der Abhandlung erörtert Appel auch einige andere Punkte aus dem Bereiche der polnischen, resp. der slavischen Sprachgeschichte, die hier aufzuzählen zu weit führen würde. Ich kann aber nicht umhin, einige unrichtige Auffassungen zu berichtigen.

Es ist nicht verständlich, wie Appel auf Grund der Tatsache, daß die 'Erweichung' von urslav. *-kt-* (in *\*pekti*, *\*molti* usw. mit den Resultaten abg. *-št-*, serb. *-č-*, westslav. *-c-* usw.) auch im Supinum vor folgendem ursprünglichem *-v* (analogisch) eingetreten ist, auf den Gedanken gekommen ist, diese Erweichung sei lautgesetzlich nur vermittelt einer doppelseitigen Assimilation dort erfolgt, wo palatale Laute nach und vor der Lautgruppe gestanden hätten (S. 5f.). Denn die Annahme einer Übertragung vom Infinitiv aufs Supinum, die so einfach ist, daß man keine Worte darüber zu verlieren braucht, wird eher dadurch erschwert, wenn man die Lautgesetzlichkeit auch einiger Infinitive leugnet. Außerdem wird weder die Einschränkung der Lautgesetzlichkeit des abg. *-št-*, poln. *-c-* aus *-kt-* überhaupt (die Schwierigkeiten des Problems, das Appel ein 'Rätsel der Wissenschaft' nennt (S. 4), werden in keiner Weise dadurch berührt), noch auch im Besonderen eine verschiedene Behandlung der Lautgruppe je nach dem vorhergehenden Laut (ein Parallelismus mit dem Baudouinschen Lautgesetz, IF. 4, 46 ff., auf das sich der Verfasser beruft, besteht nicht) durch irgend etwas nahegelegt; und unmöglich gemacht wird Appels Gedanke durch das isolierte, durch keine Analogie erklärbare, abg. *nošto*, poln. *noc* usw. 'Nacht' (= lit. *naktis*), das dann hätte zu abg. *\*noto*, poln. *\*noc* werden müssen.

Bei Erwähnung der kleinrussischen dialektischen Ersatzbildungen für die Infinitive des Typus *pečy*, *bičy* (*-č-* aus *-kt-*) konstatiert Appel zwischen *bičty*, weil es nicht *\*bikty* lautet (er legt mehr Gewicht auf den spirantischen Charakter des *-h-*, als auf seine Stimmhaftigkeit, die er allerdings befürwortet), und *pektj* einen ähnlichen psychischen Unterschied, wie zwischen poln. *biedz* und *piec* (S. 11, 16). Tatsächlich sind jedoch beide Formen durch genau denselben Assoziationsprozeß hervorgerufen, nämlich durch Anfügung der regelmäßigen Infinitivendung *-ty* an den aus anderen Verbalformen abstrahierten Stamm *pek-*, *bih-*, und stehen den traditionell ererbten, nicht mehr in Stamm und Endung zerlegbaren, Formen gleich weit, resp. gleich nahe, gleichgültig, ob wir sie als Umbildungen oder als Neubildungen auffassen wollen. Einem *\*bikty* hingegen würde, da im Kleinrussischen eine Alternation *h : k* nicht existiert (die durch Assimilation entstandene Variante von *h* ist *ch*, die von *k* aber *g*) ein wesentliches Assoziationselement fehlen; es wäre nur denkbar als viertes Glied einer Proportion *\*bikty : bičy = pektj : pečy*, geschaffen zu einer Zeit und an einem Orte, wo die beiden letzteren promiscue gebraucht wurden.

Der serbische Infinitiv *ići* 'gehen' (neben altem und dialektischem *iti*), den Appel für eine Analogiebildung nach den Infinitiven auf *-ći* aus *-kti* hält, wird von den serbischen Grammatikern einstimmig (z. B. Maretić Grammatika i stilistika hrvatsk. ili srpsk. književn. jez. 64, 68, 284f.) nebst dem Präsens dial. *idēm* (für *idēm*) so erklärt, daß in Komposita, wie *dōdēm dōći*, *nādēm nāći* usw. *-d-* und *-ć-* lautlich aus *-jā-*, *-jt-* (dial. noch erhalten in *nājdēm nājti* usw.) entstanden und nachher auf das Simplex übertragen worden sind. Wegen des von Appel unerklärt gelassenen Präsens müssen wir an die lautliche Entstehung glauben; vgl. auch *lācman* neben *lājman* 'Leutnant'; etwa auch *gādļe*, *gādļi* F. Pl. 'Dudelsack' (neben *gājde* ds.) aus *\*gādļe* (wie *nōtnjī* aus *nōcnī* 'nächtlich' — Maretić aaO. 111), *\*gājdlje*? Die genauen Bedingungen, resp. auch die analogischen Störungen dieses Lautgesetzes müßten noch untersucht werden wegen der, wie es scheint, nicht vorhandenen Nebenformen zu *svōjta* 'der Verwandte' und zu verschiedenen Lehnworten, wie *frājti*, *vrājti* M. 'der Gefreite', *hājde* 'eamus' (aus türk. *hajde* ds.; vgl. Berneker Sl. Et. Wb. 381) usw.

Leipzig.

W. Frhr. v. d. Osten-Sacken.

## Klassische Philologie und Sprachwissenschaft.

(Im Anschluß an Brugmanns Schrift: Der Gymnasialunterricht in den beiden klassischen Sprachen.)

Mir ist das Glück zuteil geworden, während meiner Studentenzeit einen akademischen Lehrer zu finden, dem der Stempel des Genialen aufgeprägt war und welcher der klassischen Altertumswissenschaft neue Fernblicke eröffnet hat, den Jugendfreund Fr. Nietzsche, Erwin Rohde. In dessen Lebensbeschreibung, die wir O. Crusius verdanken, legt dieser unter Berufung auf eigene Bekenntnisse aus Rohdes Munde dar, wie er sich allmählich von der ihm in seiner Jugend eingepflichten einseitig klassizistisch-ästhetischen Wertung der Antike zu ihrer kulturhistorischen Erfassung durchgerungen hat. Seine 'Psyche' insbesondere ist ein sprechender Beweis für die Unbefangenheit, womit er vor allem der Volks- und Völkerkunde Einlaß in den geheiligten Tempel des Hellenentums verstattet hat, und manchem Humanisten früheren Schlages mag das Herz geblutet haben, wenn er hier seine als Muster vollendeter Menschlichkeit bewunderten Griechen in bedrohlicher und herabziehender Nachbarschaft aller möglichen Wilden, Halbwilden und Barbaren wieder antraf. Aber derselbe Mann, der in diesem Punkte unhaltbar gewordene Vorurteile so weitherzig über Bord zu werfen verstand, wollte bis an sein Lebensende nichts wissen von der Sprachwissenschaft und pflegte in seinen zuweilen noch lateinisch abgehaltenen Seminarübungen deren Vertreter abzufertigen mit dem auf Lobeck, den durchaus auf den Standpunkt der alexandrinischen Grammatiker verharteten Urheber der 'Elementa Pathologiae Graecae', zurückgehenden Verdammungsurteil *mystagogi isti, qui neque ipsi quicquam sciunt neque alios docere possunt*. H. Osthoff erzählte mir noch vor wenigen Jahren, daß Rohde sich nur ungern zu einer Anerkennung linguistischer Methode herbeigelassen habe, so u. a. einmal, als er sich Rats erholte über die Bedeutung des Ausdrucks II. XXIV, 54 κωφὴν ῥᾶπ δὴ γαίαν ἀεικίζει μενέαιων, wo er ebenso erstaunt als

befriedigt war zu erfahren, daß 'mystagogi isti' durch Vergleichung von *κωφός* mit dem lateinischen *hebes* für das Adjektiv die im Hinblick auf die Mißhandlung des toten Leibes Hektors aus dem Zusammenhang zu erschießende Bedeutung 'gefühllos' durch eine vom lautgesetzlichen wie inhaltlichen Gesichtspunkte aus einwandfreie Etymologie tatsächlich nachgewiesen haben. Im großen ganzen ist diese Haltung des großen Altertumsforschers für die Stellung der klassischen Philologen wie der in den alten Sprachen an den Gymnasien unterrichtenden Schulmänner doch ziemlich typisch, trotzdem seit G. Curtius' bahnbrechender Tätigkeit zumal für die Erneuerung der griechischen Grammatik gar nicht so wenig geschehen ist und auch viele der modernen lateinischen Lehrbücher recht weitreichenden Gebrauch von den Ergebnissen und der Auffassungsweise der historischen Sprachforschung gemacht haben: ich nenne nur u. a. Deeckes und Harres Lateinische Schulgrammatiken.

In jüngster Zeit ist die Zahl der Versuche in erfreulicher Weise gewachsen, die Errungenschaften auch der neuesten Phase wissenschaftlicher Tätigkeit auf diesem Gebiete allgemein zugänglich zu machen und so dem immer noch nicht ausgerotteten alten, im wesentlichen nach der Schablone des Dionysios Thrax und des Apollonios Dyskolos handwerkernden Schlendrian den Boden abzugraben. Fürs erste ist es mit Freuden zu begrüßen, daß auf seiten der klassischen Philologen die Einsicht im Steigen begriffen scheint von der Unersprießlichkeit der Aufrechterhaltung des bisherigen Zustandes: ich verweise hier beispielshalber auf A. Gerckes, W. Krolls und O. Immischs Äußerungen. Darf man den Vertretern der griechischen oder lateinischen Sondergrammatik wohl recht geben, wenn sie geltend machen, daß ihr eigenes Feld zu groß geworden sei, als daß sie ihren Jüngern die Verbindlichkeit auferlegen könnten, sich etwa in das Sanskrit zu vertiefen, so muß doch anderseits unbedingt festgehalten werden an dem Satze, daß nur der ein wirkliches Verständnis der griechischen und lateinischen Erscheinungen zu gewinnen vermag, der fürs erste vertraut ist mit den für alles sprachliche Leben ohne alle Ausnahme geltenden psychologischen Grundgesetzen, wie sie u. a. H. Paul in seinen 'Prinzipien' entwickelt hat, um zu schweigen von ausländischen Forschern wie Morris und Jespersen. Sodann ist für jeden Philologen außerordentlich wünschenswert eine möglichst anschauliche Kenntnis der Art und Weise, wie die Laute hervorgebracht werden. Auch hier kleben die meisten noch viel zu sehr an den Buchstaben als echte und gerechte γραμματικοί und sind viel zu wenig φωνητικοί. Hiebei verfängt nun auch nicht die Ausrede, daß wir es ja in erster Linie mit den alten Schriftwerken zu hätten und daß es bei diesen wesentlich bloß auf den Inhalt ankomme, denn die antike Literatur mit ihrem ausgesprochenen künstlerischen Pulsschlag und ihrem starken Einschuß von Rhetorik ist, wie uns jüngst wieder E. Norden zum Bewußtsein gebracht hat, durch und durch aufs Ohr angelegt und will vornehmlich akustisch erfaßt sein. Auch sind ihre Verse wie ihre prosaischen Schöpfungen gar nicht richtig zu lesen, ohne die Beachtung dessen, was die alten Techniker die προσηδία nennen und worunter sie das musikalisch-rhythmische Element verstehen. Wie ungeheuer hoch sie es einschätzten, das beweist der Umstand, daß sie diesen von uns oft so nieder bewerteten Teil als die 'Seele der Sprache' (*anima linguae*) bezeichnen. Es hat mich sehr gefreut, bei einem Schulmann, an dessen Zugehörigkeit zur guten alten Philologenzunft angesichts seiner

überaus gediegenen Ausgaben lateinischer Schulschriftsteller niemand auch nur den leisesten Zweifel hegen kann, Franz Fügner, so fortgeschrittenen Ansichten zu begegnen wie in dem Vorwort zu seiner Auswahl aus der I. und III. Dekade des Livius 1908, S. IV: 'Eine fremde Sprache wirkt erst dann auf die Vorstellung richtig ein, wenn sie annähernd ebenso gesprochen wird wie von denen, die sie als Muttersprache benutzen oder benutzten; das ist für die Neusprachler Axiom. Mit den durch die Natur der Sache gebotenen Einschränkungen gilt aber der Satz auch für die toten Sprachen, und unter diesen für keine mehr als für die lateinische'. Insbesondere hat er den, wie mir Herr Professor Dr. Gudemann in München brieflich mitgeteilt hat, in Amerika bereits eingebürgerten löblichen Brauch durchgeführt, alle Längen kenntlich zu machen; ich selbst habe in einem der letzten Hefte von Ilbergs Neuen Jahrbüchern meine Überzeugung zu begründen versucht, daß auch wir in Deutschland, der Geburtsstätte der wissenschaftlich richtigen Erkenntnis der altklassischen Aussprache, gut daran tun würden, die sicherstehenden Hauptergebnisse in unsere Praxis aufzunehmen, und bemerke gegenüber mannigfachem, übrigens nicht nur von stockphilologischer Seite erfolgtem Widerspruch, daß man über das zu vereinbarende Maß zwar natürlich stets etwas mehr nach der konservativen oder nach der neuerungslustigen Seite hin schwanken wird, daß aber im großen ganzen die Vorteile einer besonnenen einheitlichen Regelung überwiegen dürften, u. a. auch vom Standpunkte des Verkehrs der Gelehrtenrepublik und der Förderung des Sinnes für lautrichtiges und schönes Sprechen innerhalb des Deutschen selbst, ferner des Englischen und des Französischen, sowie sonstiger romanischer Idiome wie des Italienischen.

Der Zusammenhang, der zwischen diesen und dem Latein besteht, kann ebenfalls in nützlicher Weise berücksichtigt und besonders für die Wortableitung fruchtbar gemacht werden, und wir besitzen seit kurzem ein hübsches, handliches und billiges Hilfsmittel, das dem Gymnasiallehrer die leitenden Gesichtspunkte nebst einer nicht geringen Anzahl von Belegen zur Verfügung stellt in der 'Geschichte der lateinischen Sprache' von Fr. Stolz (Sammlung Götschen, Nr. 492), die in den ebendort erschienenen, aus der Feder von A. Zauner stammenden Nummern 128 und 250 ihre Fortsetzung ins Romanische hinein gefunden hat.

Daß der Unterricht in Laut- und Formenlehre von der Sprachwissenschaft die unschätzbarsten Förderungen erfahren hat und erfährt, das ist zu bekannt und auch anerkannt, als daß hierüber viele Worte zu verlieren wären. Nur soviel sei gesagt, daß die ganze Anordnung des Stoffes und vollends seine Durchleuchtung allein mit Hilfe einer folgerichtig durchgeführten entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung möglich ist. Ungesucht bieten sich hier vergleichende Aufhellungen dar über das Verhältnis des Deutschen und Englischen zu den übrigen indogermanischen Sprachen an der Hand des Grimmschen Lautverschiebungsgesetzes oder fällt ein überraschendes Licht auf unsere 'schwache Beugung' durch den Hinblick auf die griechisch-lateinische -n-Deklination in ποιέ<sup>ν</sup>-ος, ἡ<sup>ν</sup>-in-is. Wie sehr läßt sich ferner das Verständnis des starken Verbs erleichtern durch Vorführung der Ablautsreihen zumal im Griechischen und Deutschen, aber auch im Lateinischen. Welche Perspektiven eröffnen sich sodann durch einfache Feststellungen wie die, daß unser *Dach* Laut für Laut dem lat. *tēgġ* entspricht oder daß das mhd. *entsweben* zu ὑ<sup>ν</sup>voc, *sġmnus*, *sġ-*

*pire* usw. gehört oder daß nhd. *kosten* einestails als einheimisches Wort zu lat. *gūstāre*, γού(c)ω, andernteils als Lehnwort zu lat. *cō[n]stāre* zu stellen ist. Solche Entdeckungen aber kann eine große Menge machen, wer nur nur dies schmale, aber mit meisterhafter Zusammendrängung des Wesentlichen ausgearbeitete Büchlein von Niedermann-Hermann über die lateinische Lautlehre recht ausnützt; es bildet einen Teil der sehr verdienstlichen Sammlung, die seit kurzem im Winterschen Verlag zu Heidelberg erscheint und den ausgesprochenen Zweck verfolgt, das Band zwischen der wissenschaftlichen Sprachforschung und dem praktischen Schulbetrieb teils zu festigen, teils erst anzuknüpfen. Namhafte Fortschritte in der allgemein verständlichen Übermittlung gelehrter Erkenntnisse sind auch zu verzeichnen auf dem Gebiete der Bedeutungslehre. Grundlegend war hier das Lat. Schulwörterbuch von Stowasser, dem sich nunmehr die Neuauflage des von Heinichen angeschlossen hat; sie sind beide ausgezeichnet durch eine nicht bloß die logischen, sondern auch die psychologischen und historischen Gesichtspunkte zur Geltung bringende Gliederung der Artikel. Wertvolle Beigaben sind die auf den neuesten Stand gebrachten und von den zuständigsten Fachmännern stammenden Einleitungen. Wir besitzen in ihnen geradezu Fundgruben für all das, was heutzutage der Gymnasiallehrer braucht, um den Unterricht von innen heraus zu beleben; so betrieben wird selbst die Grammatik ihre Trockenheit verlieren und Reiz gewinnen. Entschiedene Beachtung verdient ferner der Versuch von Sturm, für die Aneignung schon des elementaren griechischen Wortschatzes die etymologische Anordnung zugrunde zu legen: es werden hierbei ausgezeichnet übersichtliche Stoff- und Formverknüpfungsreihen und damit sehr brauchbare Gedächtnisstützen gewonnen<sup>1)</sup>. Für die Syntax liegen im Augenblick, soviel mir bekannt ist, ähnliche kurze Zusammenfassungen noch nicht vor; sie sind jedoch im C. Winterschen Verlag in Bälde zu erwarten. Bis auf weiteres müssen wir uns eben mit dem begnügen, was gute Schulgrammatiken schon jetzt bieten, vor allem in der so wichtigen Lehre von den Aktionen der griechischen Tempora; in manchen von ihnen, so z. B. in der griechischen von Klement oder in den lateinischen von Ziemer, Lattmann-Müller und mancher anderen steckt auch eigene, selbständige Arbeit.

So ist für den Lehrer, der den ernsthaften Willen zur wissenschaftlichen Weiterbildung hat, heute kein Mangel mehr an Hilfsmitteln, die sich in mäßiger Zeit bewältigen lassen und die Ausrede abschneiden, es sei nicht möglich, sich ohne unverhältnismäßigen Aufwand von Mühe die gewünschte Auskunft zu verschaffen. Freilich ist zuzugeben, daß diese Hilfsmittel ihre volle Wirksamkeit doch nur bei solchen ausüben werden, die mehr aus dem Vollen zu schöpfen gewohnt sind. Für solche, die wenigstens ein Buch mittleren Umfangs sich zu eigen machen möchten, dürfte besonders zu empfehlen sein A. Meillet's "Einführung in die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen", Leipzig-Berlin, Teubner 1909; denen aber, die tiefer und weiter eindringen wollen, fließen in den Standardwerken von Brugmann-Delbrück ganz ausgezeichnete Quellen reichster Belehrung. Allein auch diese werden vollständig nur

1) An Waldes vorzügliches etymologisches Wörterbuch der lat. Sprache sei nur im Vorübergehen erinnert!

erschlossen werden von solchen, die auf der Universität die Gelegenheit ergreifen, die *vox viva* hervorragender lebender Vertreter der Sprachwissenschaft auf sich wirken zu lassen. Darum stimmen wir vom Standpunkte des Lehrers aus durchaus der von Brugmann aufgestellten Forderung zu, daß die klassischen Philologen sämtlich auch linguistisch vorgebildet werden sollten. Auch wir erblicken und zwar auf Grund eigener Unterrichtserfahrung hierin ein nicht gering anzuschlagendes Glied in der Kette der heutigen Bestrebungen, vor allem dem humanistischen Gymnasium frisches Blut zuzuführen, damit es seine bevorzugte Stellung im Ganzen unseres höheren Bildungswesens behaupte und nicht hinter den berechtigten Ansprüchen unserer Zeit zurückbleibe, sondern vorwärtsschreite, indem es sich durchwehen läßt von dem Atem einer Wissenschaft, deren Begründung und Entfaltung einer der Ruhmestitel des deutschen Geistes im abgelaufenen Jahrhundert ist und die uns in Verbindung setzt mit Männern wie W. von Humboldt, Bopp und Jakob Grimm: es ist eine Ehrenpflicht der Philologen, die hier bei den meisten von ihnen klaffende Lücke auszufüllen. Endlich aber, da wir heute in der Periode der "Wörter und Sachen" leben, wäre ihnen neben der Berücksichtigung der Linguistik auch die der Vorgeschichte anzuraten und sei es nur, daß sie das soeben erschienene kleine, aber inhaltsreiche und anregende Büchlein O. Schraders über 'Die Indogermanen' näherer Kenntnisnahme würdigten.

Hannover.

Hans Meltzer.

## Mitteilungen.

### Vom Thesaurus linguae latinae.

Nach längerer Pause möge einiges vom Stand der Dinge am Thesaurus linguae latinae mitgeteilt werden. Die Arbeiten, welche durch die im April d. J. erfolgte Übersiedelung in die neuen Räume an der Thierschstraße 11<sup>IV</sup> keine nennenswerte Unterbrechung erlitten haben, zeigen in allen Bänden ein gleichmäßiges Fortschreiten. Bis Anfang Mai d. J. waren (außer den bereits seit längerer Zeit komplett vorliegenden Bänden I, II und IV) fertiggestellt vom 3. Band, der nunmehr seinem Abschlusse entgegengeht, 118 Bogen (*c—comministrator*), vom 5. (Buchstabe D und E) 38 Bogen (*d—deposulactor*) und vom Eigennamensupplement, das vom Buchstaben C an (unter nunmehriger Redaktion von Prof. Otto) selbstständig erscheint, 29 Bogen (*C—Citius*). Von rein technischen Neuerungen, die vom 3. Band an durchgeführt sind, ist zu nennen die eine nicht unwesentliche Raumsparung bedeutende Einrichtung, die Lemmaworte im Text gekürzt zu bringen; ferner erschien es praktisch für den Benutzer bei solchen größeren Artikeln, deren vollständiges Material vorzuführen weder aus Raumgründen tunlich noch auch sachlich ersprießlich schien, die Kürzung von vorneherein durch Vorsetzen eines Sternes vor das Lemmawort zu kennzeichnen. Die Vorarbeiten für den 6. Band (Buchstabe F) sind bereits fertiggestellt; die für die Zwecke des künftigen Thesaurusarchivs erforderliche Rückordnung des Materials erstreckte sich fortlaufend bis *commeatus*, ferner bei Band IV von *con* bis *conubium*. Die



Exzerpte aus der späteren Latinität wurden reich vermehrt; ebenso schreiten ständig fort die Zeitschriften- und Inschriftenexzerpte; neu verzettelt wurden Hieronymus' Briefe nach der neuen Ausgabe von Hilberg sowie ein großer Teil von Ciceros Reden nach den Ausgaben der Bibliotheca Oxoniensis.

Der Bestand der Mitarbeiter steht gegenwärtig (abgesehen von den 3 Redaktoren und dem Sekretär) auf 14, wovon je 1 Oberlehrer von den preußischen und österreichischen Regierungen (seit April d. J. auch von der sächsischen) unter Urlaub entsendet sind.

Die am 22. April d. J. unter dem Vorsitze von Prof. Vollmer in München zusammengetretene Kommission, bestehend aus den Geheimräten Proff. Diels (Berlin), Leo (Göttingen), Brugmann (Leipzig), sowie Prof. Hauler (Wien) befaßte sich in ihren Beratungen wesentlich mit der Finanzlage.

München.

J. B. Hofmann.

### Semiten und Indogermanen<sup>1)</sup>.

Vor einer Reihe von Jahren entdeckte H. Winckler, daß im A. T. der Name Misraim (Ägypten) nicht immer das Land der Pharaonen bezeichnen könne. Inzwischen hat diese Erkenntnis bei allen namhaften Alttestamentlern, die imstande sind, die Sachlage unbefangen zu prüfen, Anerkennung gefunden. Man nimmt demgemäß in der Regel an, daß es außer dem Lande Misraim-Ägypten noch ein zweites nordarabisches Land gleichen Namens gegeben habe, das vor allem das Gebiet zwischen Ägypten und Palästina sowie die Sinai-Halbinsel umfaßt habe; die Folge dessen ist, daß dann ein beträchtlicher Teil der älteren Geschichte Israels in der Wüste lokalisiert werden muß, was ja zum mindesten teilweise auch im Sinne der alttestamentlichen Autoren selbst ist. Trotzdem hat mich das Studium der alttestamentlichen Geographie zu dem Resultat geführt, daß die Urgeschichte Israels sich in Kanaan selbst abgespielt hat und daß der Name Misraim auch über Südpalästina ausgedehnt worden ist. Das A. T. bezeichnet öfters die Kanaaniter, d. h. die vor den Israeliten im Lande herrschenden Horiter als 'Ägypter' (vgl. bes. Jos. 5) und hat in Kanaan auch das Land Gosen lokalisiert (Jos. 10, 41). Ursache dessen muß eine zeitweilige politische und ethnographische Zusammengehörigkeit Ägyptens und Südpalästinas gewesen sein, und dabei kann es sich nur um die Hyksoszeit gehandelt haben.

Wiederum war es H. Winckler, der die bekannte Entdeckung der arischen Gottesnamen in Boghazkiöi in Kleinasien machte und zugleich nachwies, daß die herrschende Bevölkerungsschicht in Mitani (Mesopotamien) in der Zeit bis nach 1400 v. Chr. geradezu *die* Arier (keilinschriftl. Harri) gewesen sind; er kombinierte auch sofort diesen Namen Harri mit den alttestamentlichen Horitern und dem Namen Haru, der bei den Ägyptern des Neuen Reiches vor allem Südpalästina bezeichnet. Damit war gegeben, daß die im A. T. als 'Ägypter' figurierenden Horiter-

1) Vgl. M. Gemoll Grundsteine zur Geschichte Israels. Alttestamentliche Studien. VIII, 480 Seiten. Leipzig, J. C. Hinrichs 1911. M. 12,—; in Leinwand geb. M. 13.—.

Kanaaniter aus dem Lande der Pharaonen zurückgekehrte Hyksos gewesen sein müssen, und das stimmt aufs beste zu den Daten der Alten (Manetho), wonach die Hyksos sich nach ihrer Vertreibung in Judäa niedergelassen und hier Jerusalem gegründet haben sollen. Tatsächlich fällt die Ausdehnung des Begriffes Miṣraim über Südpalästina genau mit den Grenzen des alten Horiterlandes zusammen, wenigstens soweit wir dieses letztere aus dem A. T. kennen, und es läßt sich sogar höchst wahrscheinlich machen, daß selbst Jerusalem als eine 'Ägypter'-stadt bezeichnet worden ist. Auch abgesehen davon wird Jerusalem jedenfalls ausdrücklich als eine Horiterstadt genannt, denn Jerusalem ist mit der Gen. 33, 18 ff. erwähnten Stadt der Sichemiter Salem, die man bisher fälschlich für Sichem-Nablus gehalten hat, gemeint. Die Sichemiter als Geschlecht oder Stamm entsprechen den Kenitern des A. T., die Josephus noch unter dem Namen Sichemiter (Sikimiter) gekannt hat. Schon daraus folgt, daß die Keniter auch mit den Horitern identisch gewesen sein müssen, was in der Tat durch das A. T. hinlänglich bestätigt wird (vgl. bes. 1. Chr. 2, 50—55). Der Name Keniter bedeutet überhaupt ganz und gar dasselbe wie der Name Kanaaniter, wie denn auch der Vater Kains Hammath, der Kanaans Ham genannt wird, während die Mutter Kains bekanntlich Eva (Hawwa) ist, von der selbstverständlich die Hiwwiter-Horiter abzuleiten sind. Die Hauptstadt der Keniter-Horiter wird jedoch sonst im A. T. Kirjath-Jearim genannt, und ich habe mich gezwungen gesehen zu folgern, daß diese Stadt tatsächlich das alte Jerusalem gewesen ist, vor allem deshalb, weil das A. T. behauptet, das davidische Jerusalem habe bis auf David den Namen Jebus geführt, woran etwas Richtiges sein muß. Mithin ist dieses Jerusalem = Kirjath-Jearim die alte Horiter-Hyksosstadt, und ich halte für sicher, daß sogar ihr Name diese Abkunft nicht verleugnet. In Jerusalem, d. i. Urusalim der Tell-Amarna-Briefe, muß der Name des Hauptgottes der Horiter-Arier stecken, nämlich Ahura(-Mazda), keilinschriftlich Uru-Mazda. Jerusalem heißt noch im A. T. geradezu Ariel oder Uriel, und es läßt sich zeigen, daß sämtliche Namen Uri, Urija, Uriel usw. in die Gegend von Kirjath-Jearim führen.

Das ist der rein historisch-geographische Teil meiner wohl auch für die Indogermanisten nicht uninteressanten Ergebnisse. Es bleibt noch übrig darauf hinzuweisen, welche religionsgeschichtlichen Folgerungen daraus resultieren. Wie gesagt, werden die Horiter im A. T. vor allem mit der Gegend von Kirjath-Jearim in Zusammenhang gebracht; bei Kirjath-Jearim und Gibeon lag, soweit wir überhaupt die Geschichte Israels zurückverfolgen können, stets das Hauptheiligtum des Landes und der Berg Jahwes, und noch in der Zeit Davids soll insbesondere letzterer in Hut der Horiter gewesen sein (2. Sam. 21, 1 ff.). Damit stimmt überein, daß die Keniter anerkanntermaßen Israels Lehrmeister in der Jahwe-religion gewesen sind, denn Horiter und Keniter sind identisch, und ihnen haben wir noch die Lewiten anzureihen; als Lewiten scheinen die Horiter-Keniter vorzugsweise in ihrer Eigenschaft als Priester bezeichnet worden zu sein. Der Stammvater der Lewiten aber ist Aharon, der genau auf jenem Berge bei Gibeon bzw. Kirjath-Jearim begraben worden sein muß, denn eine Untersuchung der Exodussage zeigt, daß die Berge Hor und Horeb (-Sinai) zusammenfallen und nur in der bezeichneten Gegend gesucht werden können. Auf ebendemselben Berge befand sich jedoch auch die angebliche Tenne Arawnas, und der Name Arawna steht

dem Namen Uria ebenso nahe wie dieser dem Namen Aharon; mithin fallen das Grab Aharons und die Tenne Arawnas zusammen, und sie sind auf dem ureigentlichsten Berge Jahwes zu lokalisieren. Also kann Aharon-Arawna nur ein Gott gewesen sein, und der Name Uria (vgl. Urusalim) zeigt uns, daß wir es wiederum mit dem iranischen Ahura zu tun haben. Für die Tenne Arawnas wird nun im A. T. ausdrücklich noch der Name Peres-Uzza angegeben, und dem ganzen Zusammenhange nach muß dieser Name irgendwelchen tieferen Sinn gehabt haben. Da es sich aber um den Berg Jahwes handelt und dieser immer hier zu Hause gewesen ist, so kann ich nicht umhin anzunehmen, daß Peres-Uzza auf ein ursprüngliches iranisches pairidaēza, von dem man schon immer den Namen des Paradieses abgeleitet hat, zurückzuführen ist. Jedenfalls müssen die Horiter-Arier für die Jahwereligion von entscheidender Bedeutung gewesen sein, und es wird sich vielleicht noch einmal erweisen lassen, daß auch Jahwe selbst ein arischer Gott gewesen ist. Ich habe einstweilen auf Jama-Jima oder Agni hingewiesen; möchten die Indogermanisten uns helfen, das Problem zu lösen!

München.

Martin Gemoll.

### Vorläufige Mitteilung.

Hr. Dr. M. Schönfeld, dessen „Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen nach der Überlieferung des klassischen Altertums“ soeben erscheint, wird in einem zweiten Bande ein „Wörterbuch der altgermanischen Ortsnamen“ folgen lassen.

### Die 51. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner

wird von Dienstag, den 3. Oktober bis Freitag, den 6. Oktober 1911 in Posen tagen. Die Vorsitzenden der Versammlung sind Dr. Rudolf Lehmann, Professor an der Kgl. Akademie, und Geh. Regierungsrat Professor Dr. Heinrich Schröer, Direktor des Kgl. Mariengymnasiums in Posen. Der Obmann der Indogermanischen Sektion ist Professor Dr. Schrader, Breslau, Kurfürstenstraße 37.

### Personalien.

Der Privatdozent für indogermanische Sprachwissenschaft an der Universität München Dr. Hermann Jacobsohn ist als außerordentlicher Professor nach Marburg a. d. Lahn berufen worden.

# ANZEIGER

FÜR

**INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.**

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG

NEUNUNDZWANZIGSTER BAND

---

STRASSBURG  
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER  
1912.

**M. DuMont Schauberg, Straßburg i. E.**

# Inhalt.

	Seite
<b>Bücherbesprechungen:</b>	
Finck F. N. Die Sprachstämme des Erdkreises (Heinrich Winkler)	1
Samter E. Geburt, Hochzeit und Tod. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde (W. Foy)	4
Wörter und Sachen. Kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung (W. Foy)	14
Mélanges d'Indianisme offerts par ses élèves à M. Sylvain Lévi le 29 janvier 1911 à l'occasion de vingt-cinq ans écoulés depuis son entrée à l'école Pratique des Hautes Études (H. Oldenberg).	19
Reichelt H. Avesta Reader. Texts, notes, glossary and index (A. Meillet)	20
van Herwerden H. Lexicon Graecum suppletorium et dialecticum (Eduard Hermann)	23
Wolf K. Studien zur Sprache des Malalas. I. Teil: Formenlehre (N. G. Hatzidakis)	27
Walde A. Lateinisches etymologisches Wörterbuch (Max Niedermann)	29
Muller Fr. De veterum, imprimis Romanorum studiis etymologicis (A. Walde)	37
Bartholomae Chr. Der Dat.-Sing.-Ausgang der o-Deklination im Lateinischen (Max Niedermann)	40
Minnesskrift utgifven af Filologiska samfundet i Göteborg på tioårsdagen af dess stiftande den 22 oktober 1910 (Hjalmar Lindroth)	43
Biró L. A. Der germanische i-Umlaut mit besonderer Rücksicht auf den indogermanischen Wortakzent, als auf einen Grund der Regressivität jenes Umlautes (L. A. Biró)	46
Weinberg Isr. Zu Notkers Anlautgesetz (J. Schatz)	50
Elaborator grammatica hungarica, von Joh. Nic. Révai (Heinrich Winkler).	51
<b>Mitteilungen:</b>	
Bericht über die Tagung des Gymnasialvereins und die Philologenversammlung zu Posen 1911	58
Bopp-Stiftung.	70
Georg Curtius-Stiftung	70
Personalien.	70



# ANZEIGER

## FÜR INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

**WILHELM STREITBERG.**

---

NEUNUNDZWANZIGSTER BAND.

---

**Finck F. N.** Die Sprachstämme des Erdkreises. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, B. G. Teubner 1909. 143 S. Geb. 1.20 M.

Die vorliegende Arbeit ist ein Versuch, die Sprachen der Erde in eine ziemlich beschränkte Anzahl von Sprachstämmen einzuordnen. Da nun nach dem heutigen Stande der Wissenschaft der Begriff Sprachstamm bald weiter, bald enger gefaßt wird, ganz abgesehen von den zahlreichen Vermischungen und Übergängen, so kann man wohl vielfach anderer Ansicht sein als der Verfasser, aber man wird ihn immer verstehen und seine vorsichtige Zurückhaltung zu würdigen wissen; ohne Grund oder aus mangelnder Kenntnis des Sachverhalts trifft F. trotz des enormen Gebietes nirgends eine Entscheidung. So verübelt Ref. ihm seine Reserve bezüglich der Kaukasussprachen und der vielen ausgestorbenen Sprachen der Nachbargebiete, wie des Elamischen, Urtartischen, Mitannischen, durchaus nicht, obgleich Ref. selbst von der Zugehörigkeit dieser Sprachen zu den Kaukasussprachen überzeugt ist und immer neue Stützen dieser Ansicht ungesucht findet. Nicht folgen kann Ref. dem Verfasser, wenn dieser die sog. Hyperboräersprachen einfach den Sprachen der mongolischen Rasse zuzählt, wie ihm überhaupt die Auffassung der sog. Rassen verfehlt scheint, was aber dem Werte der Darstellung gar keinen Abbruch tut, nur die äußere Einteilung und Abgrenzung berührt. Die Hyperboräer dürften kaum rassenhaft einheitlich sein, jedenfalls neigen sie zum Teil ausgeprägt nach der Seite der amerikanischen Rasse hin, körperlich wie sprachlich. Ebenso erscheinen ihm im Gegensatz zum Verfasser und anderen neueren Forschern trotz vieler Berührungspunkte, deren Erklärung vielleicht die Zukunft geben wird, die Polynesier und Verwandte nach wie vor ethnisch, nach Rasse und Temperament, und sprachlich völlig verschieden von allem, was man gemeinhin als mongolisch ansieht, ja in vielen Beziehungen geradezu als Antipoden davon. Auch bezüglich der Völker der sog. Negerasse stört den Ref. wieder Fincks Gesamtauffassung, aber damit soll keineswegs angedeutet werden, daß Einspruch erhoben werde gegen die Behandlung der mit großer Treffsicherheit und hoher Wahrscheinlichkeit getroffenen Feststellung der Hauptsprachstämme dieser Negerrasse in Fincks Sinne. Er ist sich auch der gewaltigen Verschiedenheit der paläoafrikanischen Gruppe, also der gelben afrikanischen Urrasse von den eigentlichen Negern und der Bantuabzweigung voll bewußt, aber daß hier eben vielleicht oder wahrscheinlich ganz verschiedene Erscheinungsformen vorliegen, diesen Schluß zieht er nicht; ebenso spricht er ohne weiteres



von ozeanischen Negern, als ob diese einfach ein anderes Glied der sog. äthiopischen Rasse darstellten neben den afrikanischen Negern. Finck ist kein Anthropologe und in seiner Auffassung von den Rassen folgt er A. H. Keare. Innig damit zusammen hängt seine Ansicht von der ursprünglichen Einheit der menschlichen Sprache.

Sehen wir von diesen Fragen und den daran geknüpften Folgerungen ab, so müssen wir zugeben, daß er kaum irgendwo Anlaß zu erheblicher Beanstandung gibt; im Gegenteil, auch der Forscher auf dem Gebiet eines bestimmten Sprachstammes wird oft, ja vielleicht überall die Richtlinien anerkennen müssen und nebenbei manche überraschend anregende Gesichtspunkte finden. Besonders aber wird der Fernerstehende in größter Kürze und in tiefdurchdachter, weitsichtiger Darstellung über die wichtigsten Sprachstämme, ihr Wesen, ihre Glieder und deren Zusammenhänge, sowie Verschiedenheiten unterrichtet, desgleichen über die Beziehungen verschiedener, aber augenscheinlich verwandter Sprachstämme; und das in einer Weise, daß auch der Uneingeweihte ein so klares Bild von allen wesentlichen oder charakteristischen Typen der Sprachenwelt im Zusammenhange erhält, wie es sonst nur möglich ist durch umfassendes Spezialstudium unter fortwährender Berücksichtigung der Ergebnisse auf fernerliegenden Gebieten. Und dabei hütet Finck sich in weiser Zurückhaltung vor der so naheliegenden Versuchung, Erscheinungsformen wie das Indogermanische einerseits und das Semitische oder die Kaukasussprachen andererseits durch arbiträre oder verfrühte Annäherungsversuche im einzelnen zusammenbringen zu wollen und so die klaren Grenzlinien zu verwischen.

Über die Darstellung der einzelnen Sprachstämme mögen wenige orientierende Bemerkungen genügen, durch die der Leser des Buches hauptsächlich auf die bedeutungsvollsten Feststellungen abseits der weitaus am meisten bekannten und behandelten Gebiete des Indogermanischen und Semitischen aufmerksam gemacht werden soll. Auch bezüglich dieser letzten beiden ist die Behandlung äußerst gedrängt und doch umfassend und ausführlich sowie auch für den Kenner anregend; es sei bloß an die musterhafte Darstellung des indischen und iranischen Zweiges erinnert, sowie daran, daß Finck, wie es den Tatsachen am besten entspricht, einen einheitlichen hamito-semitischen Sprachstamm annimmt und neben der ungemeinen Vielgestaltigkeit der hamitischen Sprachen auf die ebenso wunderbare Gleichmäßigkeit der semitischen hinweist; er geht von der richtigen Ansicht aus, daß diese semitischen Sprachen kaum anders aufzufassen seien als wie Dialekte einer Grundsprache, eine Ansicht, die auch Ref. wie viele andere seit langem schriftlich und mündlich oft geäußert hat. Mit Recht hält er gegenüber neuerdings wieder auftauchenden Verdunkelungsversuchen, die einfach auf Unkenntnis des Tatsächlichen zurückgeführt werden müssen und nicht auf wissenschaftlich strenge Kritik, fest an der unbedingten Zusammengehörigkeit der nichtindogermanischen und nichttürkischen Kaukasussprachen, also der Sprachen des großen lesghischen Kreises, des Tschetschenischen, Abchasischen, Tscherkessischen auf der einen und der Kartwelsprachen auf der anderen Seite. Vgl. Heinrich Winkler: Uhlenbeck und meine Arbeit: Das Baskische . . . 1909. Auch sonst ist diese Partie in Fincks Buch sehr beachtenswert, da er auf dem Gebiete der Kartwelsprachen eine der wenigen Autoritäten ist. Daß die neueste Zeit viele früher ungeahnte und für unmöglich ge-

haltene Aufschlüsse über die Zusammenhänge der so weit auseinandergehenden Austroasier, also der Annamiten, Khassileute, der Mundaleute (Kols), der Nikobareneinwohner sowie der Semang- und Senoileute . . . gebracht hat, darf wohl als allgemeiner bekannt angesehen werden; freilich ruft es wohl bei allen, denen diese Typen in ihrem ganzen Bau und in der Entwicklung, die die einzelnen Zweige genommen haben, wenig bekannt sind, eine ganz falsche Vorstellung hervor, wenn diese so unendlich verschiedenen Glieder als ein Sprachstamm zusammengefaßt werden, doch das könnte schließlich noch hingehen; aber daß nun auch die Austronesier, also die ganze malaiisch-polynesischen Sprachenwelt, die ja tatsächlich ganz auffallende Beziehungen zu der austroasiatischen zeigt, jedoch so gänzlich eigenartig und in sich geschlossen sich entwickelt hat, geradezu als zweiter, austronesischer Hauptzweig neben dem austroasiatischen in einen großen austrischen Sprachstamm miteinbezogen werden, das widerspricht doch zu sehr der Vorstellung von dem Begriff Sprachstamm und muß irreführend wirken; vgl. oben die schweren Bedenken wegen der Rasse. Abgesehen von diesen Fragen darf die Darstellung im einzelnen gerade hier als vorbildlich empfohlen werden, die Schwierigkeiten waren auf dem ungeheuren Gebiete groß. Gleiches Lob verdient die Behandlung des sog. indochinesischen Sprachstammes, besonders die kurzen, aber treffenden Bemerkungen über das meist so völlig verkannte Chinesisch, das man meist als eine einheitliche, im ganzen Lande gesprochene und geschriebene Schriftsprache ansieht, seit Jahrtausenden dieselbe, was so falsch wie nur möglich ist. Auch hier wäre es trotz der unleugbaren Zusammenhänge zwischen dem so eigenartig entwickelten Tibetisch-Birmanischen und dem ebenso eigenartigen, in einer wesentlich anderen Richtung entwickelten Siamisch-Chinesischen zur Vermeidung sehr naheliegender Mißverständnisse praktischer gewesen, zwei Sprachstämme aufzustellen. Wesentlich Ähnliches gilt von den Sprachen der Völker, die Finck zur äthiopischen Rasse rechnet, wobei aber von der schonangedeuteten Rassenfrage abgesehen werden mag. Er ist selbst hervorragender Kenner des Bantutypus und der Grenzlinien zwischen diesem und den anderen afrikanischen Negertypen sich wohl bewußt und behandelt ihn auch trotz der großen Kürze in erstaunlich umfassender und sachkundiger Weise; aber wieder wäre es praktischer und wohl auch den Tatsachen entsprechender gewesen, diesen wunderbar ausgeprägten, großen Sprachstamm eben auch als selbständigen Sprachstamm hinzustellen, während er alle afrikanischen eigentlichen Neger- und Bantusprachen als bloß verschiedene Sprachäste unter dem Sammelnamen neo-afrikanischer Sprachstamm seinem paläo-afrikanischen Sprachstamm, d. h. den Sprachen der Hottentotten und Buschmänner gegenüberstellt. Er unterscheidet unter den neo-afrikanischen Sprachen nur einen Bantu-Sprachast von dem westsudanischen, zentralsudanischen, nilotischen Sprachast. Wir werden gut tun, auch abgesehen vom Bantu unter den drei anderen ebengenannten sog. Sprachästen eine Reihe deutlich sich abhebender besonderer Sprachstämme zu unterscheiden; im übrigen ist auch bezüglich der Sudannegersprachen die Darstellung im einzelnen weitsichtig und einwandfrei. Auf dem etwas dürftig behandelten Gebiet der ozeanischen Neger sei auf die prächtige, zusammenfassende und durchaus orientierende kurze Skizze der Papua-Sprachen hingewiesen. Den Sprachen der amerikanischen Rasse sind in dem kleinen Werke 37 Seiten gewidmet,

deren wesentlicher Inhalt bei etwas geringerer Bündigkeit und Präzision und ohne alle Breite bequem für 200—300 Seiten reichen würde. Dieser Teil ist eine Ganzleistung, die darauf verwendete Arbeitsmenge dürften wenige auch nur ahnen. Um den ungeheuren Stoff (scheinbar gegen 200 Sprachstämme, d. h. Typen, die bis jetzt vorläufig als selbständige Formen gelten müssen, eine spätere Zeit wird zweifellos, ähnlich wie das bei den Kaukasussprachen schon geschehen ist, diese Zahl sehr stark reduzieren) übersichtlich zu gestalten und doch den naheliegenden etwaigen örtlichen und inneren Zusammenhängen gerecht zu werden, hat Finck folgende Anordnung getroffen. Er teilt das gewaltige Gebiet in sechs große Regionen, die nordpazifische, nordatlantische, zentrale, Amazonasregion, Pamparegion und die süd pazifische. Innerhalb dieser Regionen behandelt er dann die jeder eigenen, z. T. auch innerhalb dieser kleineren Gebiete noch auffallend verschiedenen Sprachgruppen, die man vorläufig nicht anders als Sprachstämme nennen kann, unter möglichster Berücksichtigung der meist noch wenig geklärten Beziehungen ihrer Untergruppen und einzelnen Sprachen zum Ganzen und untereinander; endlich bespricht er die isolierten oder bis jetzt isoliert scheinenden Sprachen jeder Region, die sich keinem der Sprachstämme der Region einordnen lassen, wobei er mit besonderer Sorgfalt die doch vielleicht nachweisbaren oder möglichen Verwandtschaften beachtet. Solcher isolierter Sprachen oder kleinerer Sprachstämme behandelt er, um nur eine Ahnung zu geben von dieser Verwickeltheit der Verhältnisse, allein für die Amazonasregion ein gutes halbes Hundert neben den Hauptsprachstämmen dieser Region. Auf Einzelheiten kann hier gar nicht eingegangen werden; wer ein Urteil gewinnen will über die Fülle des Stoffes und über die Exaktheit und Bündigkeit, mit der innerhalb der vielen Sprachstämme die Untergruppen, Abzweigungen und einzelnen Sprachen zu ihrem Rechte kommen, prüfe einmal die Darstellung des athapaskischen, des Algonkinsprachstammes, desgleichen die der Majasprachen, des Tupi, Arowakischen und des Karibischen, oder endlich die des Ketschua.

Breslau.

Heinrich Winkler.

**Samter E.** Geburt, Hochzeit und Tod. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde. 8o. 6 u. 222 S. mit 7 Abb. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1911. Geh. 6.— M., geb. 7.50 M.

Geburt, Hochzeit und Tod sind im Völkerleben mit einer Reihe von Gebräuchen verknüpft, die bei den drei genannten Ereignissen mehr oder weniger gleichmäßig auftreten. Diese Gebräuche, vielfach zauberischer Art, näher zu beleuchten, hat sich das vorliegende Buch zur Aufgabe gestellt. Samter gibt ihm den Untertitel: "Beiträge zur vergleichenden Volkskunde", der insofern zutrifft, als das verarbeitete Material in hervorragendem Maße jener Wissenschaft entnommen ist, die, beschäftigt mit der (gesamten) Kultur der primitiveren Volksschichten des neueren Europa, in der Regel als "Volkskunde" bezeichnet wird. Der Verfasser versteht darunter allerdings etwas anderes: mit Albrecht Dieterich faßt er Volkskunde in dem sachlich engeren Sinne des englischen Folklore als die Wissenschaft vom Volksglauben und Volksdenken, jedoch ohne eine Beschränkung auf bestimmte Völker und Zeiten, und es schwebt ihm eine vergleichende Volkskunde als Korrelat zur vergleichenden Sprachwissenschaft vor. Daß diese Volkskunde in ihren beiden Teilen schon längst

von der vergleichenden Religionswissenschaft und Literaturwissenschaft gepflegt wird, ist dabei übersehen worden. Und es scheint mir durch nichts gerechtfertigt, diese beiden ganz selbständigen Zweige der Kulturwissenschaft zu einer neuen Wissenschaft zusammenzufügen. Anders liegt die Sache bei der gewöhnlichen Begriffsbestimmung von Volkskunde: da handelt es sich um einen notwendigen, sonst in keiner andern Disziplin behandelten Zweig der Kulturgeschichte. "Beiträge zur vergleichenden Kulturwissenschaft" hätte S. also sein Buch nennen sollen, da es außer dem volkswissenschaftlichen Material auch das der europ. Altertumskunde und Prähistorie, sowie der Ethnologie verarbeitet.

Wie bei unserm Verfasser nicht anders zu erwarten, bringt es eine Fülle wertvollen Stoffes und scharfsinniger Kritik, auch gar manche Deutungen, die als gelungen gelten dürfen. Wohl ließen sich die Belege für die meisten Anschauungen und Gebräuche namentlich aus dem Gebiete der Ethnologie beträchtlich vermehren — ich denke dabei vor allem an die Sitte des Knieens beim Gebären (S. 14), an die Anschauung von der Gefährdung durch die Wöchnerin (S. 24f.), an die Geistervertreibung durch Waffen (S. 39ff.), Lärmen (S. 58ff.) und Feuer (S. 67ff.), an die Körperbemalung (S. 95ff.), die Namensänderung (S. 106ff.), das Verbot des Schlafes (S. 131ff.), die Kreuzwege als Aufenthaltsort der Totengeister (S. 145f.), die Kopfverhüllung (S. 149, Anm. 5), die scharf riechenden und scharf schmeckenden Substanzen zur Geisterabwehr (S. 159ff.), das sog. Blut- und Haaropfer (S. 175ff.), die rituelle Verwendung der roten Farbe (S. 186ff.), die Schuhsymbolik (S. 195ff.), die Lappenbäume (S. 204f.); aber es wäre dadurch für eine bloße Vergleichung nicht viel gewonnen, höchstens erhielten wir einige Varianten von Anschauungen und Gebräuchen, die zu neuen, auch nicht ganz befriedigenden Deutungen Anlaß geben könnten. Ein ganz anderes Aussehen gewinnt die Sache, wenn es auf die Verbreitung der einzelnen Anschauungen und Gebräuche ankommt, um daraus kulturgeschichtliche Schlüsse zu ziehen. Damit sind wir bei grundlegenden methodologischen Fragen angelangt.

Aufbauend auf Bastian's Lehre vom Elementar- und Völkergedanken hat sich zunächst in der Ethnologie und von da um sich greifend auf die andern kulturgeschichtlichen Disziplinen die Anschauung festgesetzt, daß überall unabhängig voneinander gleiche Kulturformen entstehen können, ja sogar, daß die Kultur sich an den verschiedensten Stellen der Erde ohne geschichtlichen Zusammenhang in bestimmter Stufenfolge entwickle und daß sich dabei Reste der vergangenen Stufen in den jüngeren erhalten. Es ist das eine Theorie, für die niemals ein streng wissenschaftlicher Beweis versucht worden ist, also eine ganz unbrauchbare Behauptung, aber so bequem, daß sie leicht Anhänger gefunden hat und weiten Kreisen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Erspart sie doch alle Überlegung betreffs geschichtlicher Zusammenhänge, die mit eingehender methodischer Detailarbeit verbunden sein müßte, und läßt dafür — bei der Frage nach dem Entwicklungsgange — der persönlichen Phantasie Tür und Tor offen. So sind denn auch bereits über die Geschichte fast aller Kulturformen die mannigfachsten Ansichten aufgestellt worden, und es ist ein wissenschaftlicher und unwissenschaftlicher Dilettantismus emporgeblüht.

Dieser betäubende Standpunkt war bis vor kurzem noch fast allgemein herrschend, und so ist dem Verfasser unseres Buches kein besonderer Vorwurf daraus zu machen, daß auch er auf dem gleichen

Boden steht<sup>1)</sup>. Wenn er die Bräuche anderer Völker nur vergleichen würde, um den Blick für das zu schärfen, was im Einzelfalle, sagen wir in der griechischen und römischen Welt, möglich ist (das gibt er selbst S. 6 als Zweck der Vergleichung an), so würde dagegen nichts einzuwenden sein. Zweifellos hat die Vergleichung in diesem Sinne für die allgemeine Beurteilung der alten Bräuche der indogermanischen Völker und der neueren Volksbräuche Europas segensreich gewirkt. Aber es ist doch schon ein falscher Gedanke, ein methodischer Fehler, weit verbreitete Sitten und Anschauungen überall vorauszusetzen, überall aufspüren zu wollen und sie selbst in Formen wiederzusehen, die man ohne solche Tendenzen nicht ohne weiteres damit zusammenbringen würde. Das tut z. B. Samter S. 110, indem er einen Rest vollständiger Nacktheit als Trauerritus, die für das römische Altertum nicht überliefert ist, in der dort zweimal belegten Barfüßigkeit wiederfindet; oder S. 6 ff., indem er die altgriechische Entbindung im Knieen mit der aus Griechenland und Rom nicht bekannten Sitte, die Gebärende auf die Erde zu legen, auf eine Stufe stellt und mit dem Niederknien und Fassen oder Schlagen der Erde im chthonischen Kult vergleicht<sup>2)</sup>. Ebenso muß es, wenn auch nicht immer, so doch vielfach zu unrichtigen Ergebnissen führen, bei der Deutung von Bräuchen — ihrem letzten Ursprung nach — sich auf die Motivierung oder Begleitumstände einzelner Fälle zu verlassen, weil man stets mit sekundären Deutungsversuchen der einzelnen Völker selbst oder mit Bedeutungswandel unter Einfluß anderer Bräuche oder mit verschiedenen Bedeutungen derselben Bräuche in verschiedenen Kulturschichten rechnen muß. Deshalb wäre es verfehlt, wenn wirklich die zuvor erwähnte altgriechische Entbindung im Knieen mit Ideen des chthonischen Kults assoziiert sein sollte, nun für diese Entbindungsstellung überhaupt den Grund in der Ableitung der Neugeborenen von den Unterirdischen sehen zu wollen. Nichts anderes ist es, wollte man, weil an einer Stelle, auf den Tonga-Inseln, bei der Erkrankung eines Verwandten ein Fingerglied den Göttern dargebracht wird, das weiter verbreitete Ablösen eines Fingergliedes bei der Totentrauer dementsprechend als Opfer an die Toten erklären (wie es mit Andree auch Samter S. 182 tut) oder wollte man, weil beim altindischen Totenritual den 'Vätern' unter Sprüchen Kleidfetzen geopfert werden, nun auch alle ähnlichen Sitten, das Nachwerfen von Zeugfetzen und das Aufhängen solcher an Bäumen und Tempelpfählen, mit Samter S. 205 ebenso deuten. Ausgeschlossen ist es aber, durch bloßes Vergleichen befriedigende Resultate dann zu erzielen, wenn die einheimische Motivierung oder die Begleitumstände der einzelnen Fälle verschiedene Anschauungen betreffs des Sinnes und der Entwicklung eines Brauches zulassen, wenn also die Subjektivität des Forschers ausschlaggebende Bedeutung gewinnt. Es ist genau ebenso, wie bei der Mythologie, wo die Anwendung dieser Methode nur ein Chaos von Ansichten über die Grundbedeutung der einzelnen Mythen und Göttergestalten

1) Ausdrücklich akzeptiert er Bastian's Lehre vom Elementar- und Völkergedanken in seinem Artikel "Aus der Religionswissenschaft", Neue Jahrbücher f. d. klass. Altert., Gesch. u. deutsche Lit. XVII, S. 667.

2) Nur ganz vereinzelt kommt ihm die verschiedene Verbreitung ähnlicher Sitten zum Bewußtsein, wie des Ausfegens und Abschüttelns der Geister (S. 65).

hervorgerufen hat. Daher ist den Darlegungen Samters überall dort, wo es sich um einfache und im wesentlichen eindeutige Bräuche handelt, namentlich bei Bräuchen, die auf Affekthandlungen zurückgehen oder auf Affekthandlungen der Geister berechnet sind und diesen Charakter auch vielfach noch bewahrt haben, im allgemeinen die Zustimmung nicht zu versagen: so z. B. seinen Ausführungen über das Ausfegen der Geister (S. 31 ff.) und über die damit in Beziehung stehende Verwendung des Besens zur Abwehr der Geister (S. 34 ff.)<sup>1)</sup>; über die Geistervertreibung durch Lärmen (S. 58 ff.), durch Waffen u. dgl. (S. 39 ff.), durch Feuer, Kerzen u. dgl. bei Geburt und Hochzeit (S. 67 ff.), durch Salz und andere scharfschmeckende und scharfriechende Substanzen (S. 151 ff.), über das Fernhalten der Geister durch Verschließen der Fenster und Türen (S. 26 ff.) und durch "Schnurziehen" u. dgl. (S. 162 ff.); über das Täuschen der Geister durch Namensänderung (S. 106 ff.); über das Auflösen der Knoten und Haare u. dgl. (S. 121 ff.); über das Verbot des Schlafes (S. 131 ff.) und das Verhängen des Spiegels (S. 134 ff.); über das Verbot des Umsehens (S. 147 ff.); über Opfer und Gebete an die Geister bei Geburt und Hochzeit (S. 171 ff., 211 ff.). In einer ganzen Reihe anderer, mehrdeutiger Fälle bleiben aber Samters Auffassungen ebenso, wie die davon abweichenden, problematisch und müssen es bleiben, weil hier nur eine kulturgeschichtliche Untersuchung Klarheit bringen kann: erst nach genauer Feststellung der geographischen Verbreitung eines Brauches und seiner verschiedenen Ausbildungsformen oder Verwendungen kann man sehen, zu welcher Kulturschicht oder zu welchen Kulturschichten sie gehören; ferner welche Ausbildungsform oder Verwendung etwa die älteste ist und wie sich die Umbildungen erklären; schließlich welche Bedeutung dem Brauch oder seinen verschiedenen Ausbildungsformen und Verwendungen im Rahmen der betreffenden Kulturschicht, zu der sie gehören, eigen gewesen sein kann. Auch bei den einfachen, mehr oder weniger eindeutigen Fällen, erkennt man erst durch eine kulturgeschichtliche Untersuchung, daß der betreffende Brauch selbst bei weiter Verbreitung nicht allgemein menschlich ist, sondern bestimmten Kulturschichten angehört und daß er folglich ebenso, wie diese Kulturschichten, nicht überall zu erwarten ist. Und erst auf solche kulturgeschichtliche Weise gewinnt man ein Bild von der Gesamtentwicklung bestimmter Gruppen von Bräuchen.

An Forschungen nach dieser Richtung hin fehlt es noch so gut wie vollständig. Aber es schien mir doch wichtig, den Weg, der hier allein zum Ziele führen kann, wenigstens angedeutet zu haben<sup>2)</sup>. Und ich möchte auch noch diejenigen von Samter behandelten Anschauungen und Bräuche namhaft machen, die offensichtlich erst bei Anwendung der kulturgeschichtlichen Methode eine einwandfreie Deutung erfahren können, eine Deutung, die z. T. in abweichender Richtung verläuft. Da ist zunächst ein sich öfters wiederholender Fall hervorzuheben: in fast allen

1) Daß es sich nicht überall um Geister handelt, sondern öfters wohl um böse Einflüsse, Zauberstoff überhaupt, darüber siehe S. 8.

2) Über die anzuwendende Methode siehe des näheren: F. Graebner, Methode der Ethnologie (Kulturgeschichtl. Bibliothek, hrsg. von W. Foy, I. Reihe: Ethnolog. Bibl., Bd. 1. Heidelberg 1911). In dem Herausgeberwort (S. XVI) habe ich dort schon darauf hingewiesen, daß das Buch in weitem Umfange auch für die europäischen Verhältnisse Geltung hat.

Riten, die zur Erörterung kommen, dreht es sich bei unserm Verfasser um Geister, speziell Totengeister, die es abzuwehren oder zu besänftigen oder nicht zu stören gilt (besonders betont er das noch in dem Schlußkapitel, S. 211 ff.; vgl. auch S. 179); er übersieht dabei, daß es sich bei den Abwehrritten nach neuesten Untersuchungen öfters auch um die Furcht vor unpersönlichen bösen Einflüssen, Zauberstoff handeln kann, wie ja auch wiederholt ausdrücklich nur von bösen Einflüssen, nicht von Geistern die Rede ist (z. B. S. 65, 83; vom bösen Blick S. 198 ff.). Unserer Methode treu werden wir auch hier nicht ohne kulturgeschichtliche Untersuchung von vornherein eine präanimistische Kulturstufe annehmen dürfen, wie es John A. King, Marett, Hubert und Mauss, Preuss u. a. getan haben<sup>1)</sup>, wir werden vielmehr in jedem Einzelfalle zu prüfen haben, welche von beiden Ursachen dem Ritus ursprünglich zugrunde liegt. — Sodann ist hier die schon mehrfach erwähnte Sitte der Entbindung im Knien (S. 6 ff.) zu nennen: nur wenn in derselben Kulturschicht, zu der sie gehört, auch die Anschauung von der Herkunft der Kinder aus der Erde, von unterirdischen Totengeistern herrscht, kommt diese als Ursache — ev. neben dem praktischen Nutzen — in Frage. — Ehe man ferner entscheiden kann, ob das Unheil, das die Wöchnerin nach weitverbreitetem Glauben bringt, in Geistern, von denen man sie vielfach bedroht denkt, zu suchen ist (so Samter S. 24 f.; es zweifelhaft lassend S. 37, Anm. 3), muß erst festgestellt werden, ob überhaupt beide Anschauungen in einer und derselben Kulturschicht vorkommen. An sich scheint mir vieles darauf hinzudeuten, daß ebenso, wie bei der Menstruation, das Blut gefürchtet wird. — Bei den Verboten des Waschens, Spinnens und Webens während der Wochenstube, während der zwölf Nächte und, solange ein Toter über der Erde ist, die S. 24 erwähnt werden, handelt es sich vielleicht um die Idee, daß in diesen Zeiten der bösen Einflüsse doch nichts gerät; diese Erklärung würde an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn in derselben Kulturschicht auch sonst noch die Anschauung von einer ähnlichen üblen Einwirkung der Wöchnerin, der zwölf Nächte und des Leichnams nachweisbar wäre. — Wie sich die Rolle des Feuers beim Totenritus verteilt (vgl. S. 79 f.), kann nur eine eingehende kulturgeschichtliche Behandlung der verschiedenen Anwendungen ergeben; eine einheitliche Anschauung liegt ihnen scheinbar nicht zugrunde. Ehe die Ansicht berechtigt ist, daß das Feuer auch den Geist des betreffenden Toten selbst verjagen soll, müßte sich in derselben Kulturschicht eine allgemeine Furcht vor den Totengeistern belegen lassen, was durchaus nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden darf (es scheinen mir im Gegenteil Kulturschichten ohne Furcht vor Totengeistern, wenigstens vor den Toten der eigenen Familie zu geben). Wenn wirklich z. T. das Licht als Repräsentant der Seele oder des Totengeistes gilt (S. 80 f., vgl. auch das Ausbrennenlassen der Kerze nach dem Begräbnis S. 76), so sollte man in derselben Kulturschicht noch andere Anschauungen erwarten, die die Seele mit dem Feuer in Verbindung bringen, was also zu prüfen wäre. — Ebenso ist vielleicht durch die kulturgeschichtliche Methode festzustellen, ob beim Über- oder Durchschreiten eines Feuers oder Wassers der Gedanke eines Hindernisses für nachfolgende Geister oder einer Reinigung von anhaftenden

1) Vgl. dazu die kritischen Ausführungen von W. Schmidt, *Anthropos* 4, S. 505 ff., 1075 ff.

Geistern oder bösen Einflüssen anfänglich zugrunde liegt (zu S. 83 ff.); sollte in der Kulturschicht, der diese Sitte eigen ist, nachweislich die Anschauung herrschen, daß beim Begräbnis usw. nicht Totengeister, sondern unpersönliche böse Einflüsse zu fürchten sind (worauf einheimische Angaben zu dem Ritus selbst hinweisen), so würde die Deutung als Hindernis nicht in Frage kommen<sup>1)</sup>. — In den zahlreichen Fällen des Wasserausschüttens (S. 84, 86 ff.) würde es sich gewiß nicht um ein Hindernis handeln, wenn die Verbreitung dieser Sitte dem Überschreiten von Wasser und Feuer gegenüber eine andere wäre; denn an sich schon liegt es nahe, an ein Fortschütten, Fortspülen gefährlicher Substanzen oder von Geistern zu denken, trotzdem gelegentlich eine Erklärung im Sinne des Verfassers gegeben wird, und teilweise ist eine solche Vorstellung im Volksbewußtsein auch unverkennbar, namentlich wo ein Ausfegen nebenhergeht. In den Fällen des Wasserausschüttens hinter der Braut könnten wir es allerdings auch mit einer Art Trennungszauber ("rite de séparation" im Sinne van Gennep's) zu tun haben, falls in derselben Kulturschicht sonst etwas Derartiges vorkommt: die Trennung der Braut vom Elternhause würde dann durch einen Analogiezauber verstärkt werden (nur gesellte sich bei der Verwendung heißen Wassers — S. 89 —, das auch als Totenbrauch belegt ist — S. 84 —, der Gedanke eines Abwehrritus hinzu); schließlich wäre selbst eine bloße Übertragung des Begräbnisbrauches auf die Hochzeit ohne besondern Sinn bei den sonstigen Beziehungen zwischen beiden Ritengruppen wohl denkbar. — Das Männerkindbett (S. 95, Anm. 1) muß seine Erklärung aus dem ganzen Milieu derjenigen Kulturschicht heraus erhalten, der es nach genauer Feststellung seiner geographischen Verbreitung zuzuweisen ist; sehr wohl möglich ist für den Ursprung der Sitte nur die Anschauung eines innigen Zusammenhanges zwischen Vater und Kind ausschlaggebend gewesen. Aus demselben Gedankenkreise heraus könnten sich die auf S. 90f. von den Watubela-Inseln, von Ambon und den Uliase-Inseln erwähnten Sitten erklären: das kommende Kind, eine Wiedergeburt oder ein Teil des Vaters, soll durch die Kleider des Vaters, die unter die Gebärende gelegt werden, angelockt werden; die Verbreitung der einschlägigen Sitten würde vielleicht eine Entscheidung bringen. — Ob die Sitte, nach der Beerdigung allerlei Dinge hinter sich zu werfen (S. 96), wirklich auf ein Abwehren des Totengeistes und nicht vielmehr auf ein Fortschleudern des befleckenden Totenstoffs hinausläuft, läßt sich gleichfalls nur durch die sonstigen Anschauungen und Bräuche derselben Kulturschicht bestimmen. — Das Heben über die Schwelle kann nur dann mit Samter (S. 136 ff.) aus der Absicht, die darunter hausenden Geister nicht zu stören, erklärt werden, wenn die

---

1) Im Volksbewußtsein handelt es sich jedenfalls nur um einen Reinigungsakt, wenn in Sibirien die Frau nicht nur nach der Entbindung, sondern auch nach der Periode über ein loderndes Feuer springen muß (S. 83) oder wenn die Jakuten nach dem Begräbnis durch eine lodernde Flamme springen, um sich, wie es ausdrücklich heißt, von dem bösen Geist zu befreien, der sich in ihren Kleidern eingenistet haben könnte (S. 84). Nicht minder bei der Wasserverwendung im indischen und arabischen Hochzeitsritus (S. 89). Auch wenn der Leiche Feuer oder ein glühend-roter Stein nachgeworfen wird (S. 84), ist doch nicht an ein Hindernis, sondern nur an eine Vertreibung des Totengeistes zu denken.



Anschauung von der Schwelle als Sitz der Geister in der gleichen Kulturschicht, wie jener Brauch, nachweisbar ist. — Über die rituelle Nacktheit (S. 109 ff.), die nicht einheitlichen Charakters zu sein scheint, würde bei strenger Unterscheidung ihres verschiedenartigen Vorkommens (was bei Samter nicht geschehen ist) eine kulturgeschichtliche Untersuchung meines Erachtens zu wesentlich andern Ergebnissen gelangen: die Beibehaltung alter Kulte einer kleiderlosen Periode (beachte die Fälle mit Körperbemalung S. 116 f.), die Furcht vor dem Haftenbleiben gefährlicher Substanzen an den Kleidern, das Ablegen der "Sünde" (vgl. S. 120 Anm.), die Anschauung von der zauberischen Wirkung der Geschlechtsteile und des Gesäßes (vgl. S. 117 f., sowie die auf das Feld bezüglichen, S. 114 f. aufgeführten Gebräuche, wozu besonders zu beachten ist, daß dabei nach Plinius eine nackte menstruierende Frau fungiert) werden für die Erklärung unserer Sitte hauptsächlich in Betracht kommen. Das rituelle Barfußgehen als Abschwächung der rituellen Nacktheit aufzufassen (S. 110 f.) bedarf nach allem gleichfalls der kulturgeschichtlichen Nachprüfung. — Anthropomorphische Göttervorstellungen erst einer späten Zeit zuzuschreiben (S. 114) entspricht nicht den Resultaten, die die kulturgeschichtliche Methode mindestens in der Südsee gezeitigt hat, wo ein Höchstes Wesen ganz alten Schichten angehört und in der Regel rein anthropomorph gedacht ist. — Beim "Schnurziehen" (S. 162 ff.) würde eine kulturgeschichtliche Untersuchung zu prüfen haben, ob nicht dort, wo es sich um ein Durchtrennen der Schnur handelt (S. 162, 164, 169 Anm. 3), eine andere Sitte hineinspielt, die zu van Gennep's "rites de séparation" ("Les Rites de Passage" S. 185 ff.) zu stellen wäre. — Beim Körnerstreuen u. dgl. (vgl. S. 171 ff., besonders S. 174 Anm. 1) kommt wiederum alles auf die sonstigen Anschauungen an, die in der betreffenden Kulturschicht herrschen, um den ursprünglichen Sinn des Ritus und seine etwaigen Umbildungen herausfinden zu können. — Für die Beurteilung des sog. Blut- und Haaropfers (S. 175 ff.) würde eine scharfe Unterscheidung seiner verschiedenen Formen und Anwendungen und eine genaue Feststellung von deren Verbreitung wichtig sein. Da das Menschenopfer — wie schon ein allgemeiner Überblick lehrt — viel jüngeren Schichten angehört, kann es sich nicht um den Ersatz eines solchen (woran Samter S. 175, 182 f. denkt) handeln; aber auch der bloße Opfercharakter ist zweifelhaft, weil es noch gar nicht feststeht, ob unsere Riten Bestandteile einer oder mehrerer Kulturschichten bilden, in denen den Toten überhaupt geopfert wird. Verschiedentlich macht sich eine Anschauung geltend, wie wenn das Blut an sich böse Einflüsse abwehrte, z. B. bei nordungarischen Wander- und südungarischen Zeltzigeunern (S. 176 f.), sowie bei den S. 189 f. zusammengestellten Fällen von Bestreichung der Türen und des Körpers mit Blut von Opfertieren und bei den als "Ersatzopfer" aufgefaßten, S. 184 f. besprochenen Riten, wo nur eine Verquickung mit einem Tier- oder Menschenopfer an überirdische Wesen vorzuliegen scheint. Auch die rituelle Ausgestaltung von Affekthandlungen bei der Trauer und — namentlich beim Haarabschneiden — die Idee einer Befreiung von anhaftendem Übel (das im Trauerfalle am besten bei der Leiche, am Grabe, wovon es ausgeht, untergebracht wird, vgl. S. 180 f.) scheint mir in Betracht zu kommen. Ja sogar die Herstellung eines Blutbandes ist stellenweise als ursprünglicher Zweck des sog. Blutopfers naheliegend (vgl. die mexikanische Opferung von Blutstropfen an den Schutzgott, S. 175), der von Robertson Smith

nur fälschlich verallgemeinert wurde. Wir haben es also augenscheinlich mit ganz verschiedenen Bräuchen zu tun, außerdem sind selbstverständlich noch allerlei sekundäre Umdeutungen, auch nach der Seite des Opfers hin, eingetreten, sodaß die Sachlage sehr kompliziert ist. Immer aber muß die ursprüngliche Bedeutung aus den sonstigen Anschauungen der betreffenden Kulturschicht gewonnen werden. — Schon diese Ausführungen zeigen, daß die Erklärung der Beschneidung als Abart des Blutopfers (S. 176 Anm.) auf sehr schwachen Füßen steht. Es fragt sich zunächst, ob in den Kulturschichten mit sog. Beschneidung (es sind drei Arten zu unterscheiden: Circumcisio und Subincisio, die in der Südsee dem sog. totemistischen Kulturkomplex angehören, und Incisio, die dort ein Charakteristikum des malayo-polynesischen Kulturstroms bildet) überhaupt ein Blutopfer vorkommt. Sodann ist auch der Zusammenhang, in der die älteste Beschneidung (die Circumcisio) steht, zu berücksichtigen, und der scheint mir auf eine ganz andere Grundbedeutung, die Erhöhung der Zeugungskraft, hinzuweisen. — In dem Bestreichen mit roter Farbe ursprünglich einen Ersatz für das Bestreichen mit Blut zu sehen (S. 186 ff.) ist nur unter der Voraussetzung möglich, daß jene Sitte einer späteren oder höchstens derselben Kulturschicht, wie diese, angehört, was erst noch untersucht werden muß. Es darf auch nicht vergessen werden, daß nachweislich die Bemalung des menschlichen Körpers und der menschlichen Kulturobjekte in weitem Umfang aus reinem Schmuckbedürfnis erfolgt, ja daß dies wohl der Ausgangspunkt der Bemalung überhaupt ist, und es ist zweifelhaft, ob sich mit den Farben schon sehr frühzeitig eine ausgebildete Symbolik verbunden hat. Bedenklich ist es mit Sonny die in südrussischen Hockergräbern der Steinzeit angeblich zu konstatierende Opferspende aus flüssiger roter Farbe als Fortsetzung einer älteren aus dem Blut eines Opfertieres bestehenden Spende betrachten zu wollen (S. 193), da zuvor geprüft werden müßte, ob überhaupt in derselben oder irgend einer älteren Kulturschicht ein Tieropfer üblich gewesen ist. — Eine einwandfreie Deutung des Ritus, den Mysten, die Braut, den Täufling auf ein Tierfell zu setzen (vgl. S. 186, Anm.), ist nur nach Feststellung seiner Kulturzugehörigkeit zu erhoffen. — Ähnlich wie mit dem sog. Blut- und Haaropfer, steht es mit dem sog. Schuhopfer (S. 195 ff.): auch hier haben wir es offenkundig — namentlich bei Heranziehung des von Aigremont gesammelten Materials über Schuhsymbolik und -Erotik<sup>1)</sup>, das Samter nicht kennt — mit verschiedenen Bräuchen zu tun, die nur durch eine kulturgeschichtliche Untersuchung näher zu bestimmen sind. Die Bedeutung eines Ersatzopfers käme nur in Frage, falls in derselben oder einer verwandten Kulturschicht auch sonst derartige Opfer üblich wären. Stark tritt eine amulethafte Bedeutung hervor (S. 198 ff.), die ebenso wenig, wie das Nachwerfen von Schuhen hinter andern, die Glück haben sollen (S. 195 f., 198), aus dem Ersatzopfer erklärt werden kann, während für beides vielleicht in den sonstigen Anschauungen und Gebräuchen der gleichen Kulturschicht Anknüpfungspunkte vorhanden sind<sup>2)</sup>. Daneben

1) Vgl. Aigremont, Fuß- und Schuhsymbolik und -Erotik (Leipzig 1909), S. 42 ff. Seinen Ausführungen im Einzelnen kann ich natürlich ebensowenig beistimmen, wie denjenigen Samter's.

2) Wenn jemandem zu demselben Zweck, wie ein alter Schuh, auch ein alter Fetzen nachgeworfen wird, so könnte es sich hier um

(vgl. S. 201f.) werden Schuhe, wie viele andere Dinge, auf jene merkwürdigen Steinhäufen und sog. Lappenbäume geworfen, die z. T. mit Geistersitzen zusammenzuhängen scheinen (vgl. S. 204f.), aber auch erst in den richtigen kulturgeschichtlichen Zusammenhang gerückt werden müssen, ehe sie in ihrem Charakter ganz klargestellt werden können, und auch in diesem Falle ist der Opfercharakter sehr zweifelhaft, wenn er auch sonst vereinzelt (z. B. bei den Macedo-Wallachen, S. 202) vorzuliegen scheint. Nur auf kulturgeschichtlichem Wege ist natürlich auch der Entwicklung der Opferidee überhaupt beizukommen, was ich noch zu Samter, S. 178 Anm. 9 bemerken möchte. — Einfach sind alle solche Untersuchungen gewiß nicht, aber sie heben erst die Entwicklungsgeschichte der einzelnen Kulturformen auf eine solide, möglichst objektive Basis. Wer sie scheut, sollte sich mit einfacher kritischer Aneinanderreihung der bei den verschiedenen Völkern gleichen Erscheinungen begnügen, statt höchst problematische Deutungen mit großem Aufwand zu verfechten. Auch wenn sie zutreffend ausfallen, erhalten sie ihre Berechtigung zumeist doch erst durch die kulturgeschichtliche Stellung der betreffenden Sache.

So viel über die Methode. Ich wende mich nun noch zu einigen Einzelheiten. Die Anschauung von der Herkunft der Kinder aus Felsen hat nichts mit ihrer Ableitung aus der Erde zu tun, wie Samter S. 20 Anm. meint, sondern ist mit der vielbelegten Herkunft der Kinder aus Bäumen und Teichen auf eine Stufe zu stellen. — Zum rituellen Ausfegen (S. 29 ff.) ist das rituelle Wedeln zu vergleichen <sup>1)</sup>. — Flintenschüsse zur Geisterabwehr müssen nicht nur an die Stelle einstiger Pfeilschüsse getreten sein (S. 39), sondern können jede andere Waffe fortsetzen. Mindestens bedürfte es erst einer besondern Feststellung, daß beim Aufkommen der Flinte in dem betreffenden Kulturgebiet noch Bogen und Pfeil existierte. — Die S. 99 f. aufgeführten Hochzeitsbräuche scheinen mir nicht unter das Kapitel der falschen Braut zu fallen, denn der Bräutigam erhält hier gar nicht erst eine solche, sodaß eine Täuschung der bösen Geister überhaupt nicht in Frage kommt. — Das Netzgewand als Trauerkostüm auf Neu-Guinea, das Samter S. 116 im Zusammenhang der Frazerschen Erklärung der Trauernacktheit erwähnt, ist wohl in der Idee begründet, mit dem Netz die bösen Geister zu fangen, sodaß sie dem Menschen nicht schaden können <sup>2)</sup>. — In der S. 126 f. erörterten

einen sekundären Ersatz des Schuhs handeln, wie ja auch bei den im Text erwähnten Steinhäufen und Lappenbäumen Kleiderfetzen und Schuhe vikariieren. Diese Sitte kommt also zunächst für die Erklärung des Schuhnachwerfens nicht in Frage. Vielleicht liegt ihm ebenso, wie dem amulettartigen Charakter des Schuhs, die Tatsache zugrunde, daß letzterer vielfach zum Schlagen und Werfen bei Zwistigkeiten benutzt wird, oder wir haben auch an die Übertragung von Lebenskraft auf den getragenen Schuh zu denken (Aigremont, S. 58 ff.); es würde sich danach um einen Abwehrzauber handeln. Teilweise (namentlich bei den Hochzeitsriten, S. 195 f.) spielt wohl auch eine obszöne Auffassung des Schuhs (vgl. dazu Aigremont, S. 46 f., 51 ff.) mit hinein.

1) Über die kulturgeschichtliche Stellung des Wedels siehe F. Graebner, *Ethnologica* (im Auftrage des Vereins zur Förderung des städt. Rautenstrauch-Joest-Museums f. Völkerk. in Cöln hrsg. von W. Foy) I, S. 237 ff.

2) In diesem Sinne, als Abwehrzauber, wird das Netz z. B. von den Ten'a-Indianern in Alaska gebraucht (vgl. J. Jetté, *Anthropos* VI, S. 723).

römischen Sitte, den Gürtel des Mannes der Frau umzubinden, damit sie empfangen, vermute ich einen Kontaktzauber, der den Beischlaf unterstützen soll. Wenn derselbe Ritus zur Beschleunigung der Entbindung gebraucht wird, aber mit der Erweiterung, daß der Gürtel vom Mann auch wieder abgenommen wird, so scheint mir damit auf die Befreiung von der Wirkung des Gürtelzaubers, d. h. vom Kinde, ein zauberischer Einfluß ausgeübt werden zu sollen. Daß in einem bayrischen Merktzettel für die Beichte das bloße Gürtelumbinden unter den Entbindungsgebräuchen aufgeführt wird (Samter S. 127), beruht wohl nur auf der Knappheit der Notiz. Daß durch Binden Eigenschaften des einen auf den andern übertragen werden, zeigt schon der S. 128 aus Österreich erwähnte Brauch, demzufolge Frauen, die eine Gebärende besuchen, eine Schürze, ein Tuch von sich dieser umbinden und dann wieder selbst umbinden müssen, um fruchtbar zu werden. Beim Lösen der Schürze usw. spielt allerdings auch der Gedanke eines Analogiezaubers, den Geburtsakt zu erleichtern, hinein. — S. 139, Anm. 2 wird von Indien ein Fall des über die Schwelle Hebens beigebracht, der in den Text gehört und fälschlich unter die Fälle des bloßen Hebens geraten zu sein scheint. — Der von Niederbayern berichtete Brauch (S. 147), daß die Braut rücklings das Elternhaus verlassen müsse, hat mit dem Verbote des Umsehens doch nichts zu tun, da er das gerade Gegenteil darstellt. — S. 166 werden zeremonielle Spuren der Raubehe für möglich gehalten, wenngleich Samter anerkennt, daß die verschiedensten Hochzeitsbräuche mit Unrecht als Symbole der Raubehe aufgefaßt werden<sup>1)</sup>. Diese ist aber als Norm, ebenso wie die Promiskuität, nirgends nachzuweisen und auch für eine Urschicht ganz unwahrscheinlich. — Wenn in Arabien der Trauernde das abgeschnittene Haar in ein mit seinem eigenen Blut beflecktes Tuch hüllt, ist das doch noch lange nicht, wie Samter S. 181 Anm. 7 meint, ein Beweis, daß das Haar und das Blutopfer geschichtlich eng zusammengehören und gleich aufzufassen sind; es braucht in unserm Falle nur eine sekundäre Vereinigung zweier ganz verschiedener Riten eingetreten zu sein. Auch S. 183 verkennt unser Verfasser, daß es sich in dem einen syrischen Brauche, wo der Rächer dem Mörder mit dem Rasiermesser etwas Haar abschneidet, um eine isolierte sekundäre Verquickung zweier ganz heterogener Dinge handelt: des Haarabschneidens nach einem Todesfalle oder Morde und der symbolischen Blutrache. — S. 184, Anm. 3 wird die römische Sitte besprochen, die Kriegsgefangenen, die als Sklaven verkauft wurden, mit einem Kranze auf dem Kopfe feilzubieten. Sollte es sich vielleicht nur um eine Andeutung ihrer sozialen Gebundenheit handeln, wie ja sonst der Kranz den Menschen der Gottheit gegenüber bindet? — In den bei den Totenbräuchen zur Verwendung kommenden roten Gewändern, Decken u. dgl. (S. 109f., 194) kann schon deshalb nicht ohne Weiteres eine Nachwirkung des Blutopfers gesehen werden, weil dieses selbst sehr zweifelhaft ist (vgl. oben S. 10); außerdem muß doch schließlich erst einmal versucht werden, die rote Trauerfarbe im Zusammenhang mit der schwarzen und weißen zu erklären, was übrigens auch bei der Deutung der schwarzen und weißen Trauerbemalung S. 96 zu berücksichtigen ist. Ganz willkürlich dünkt mich die Trennung derjenigen Fälle, wo der

1) Siehe dazu auch noch die treffenden Bemerkungen van Gennep's, "Les Rites de Passage" S. 175 ff.

Tote in rote Gewänder und Decken gehüllt wird, von denjenigen, wo blutfarbene Gewänder als Grabesspende dargebracht werden (S. 191, Anm. 2). Die rote Bemalung des neuseeländischen Grabes (erwähnt S. 191) gehört überhaupt nicht in den ganzen Zusammenhang, weil Rot auf Neuseeland ganz allgemein als Anstrich von allerlei Kulturgut benutzt wird. — Die S. 193, Anm. 1 gestreifte Sitte des Spendenkanals im Grabe ist öfters zu belegen. — In dem indischen Hochzeitsbrauch der Toda, den Samter S. 205, Anm. 4 beibringt, vermag ich keine Spur eines Kleidopfers zu sehen.

Störend wirkt eine größere Reihe von (allerdings schon z. T. in der benutzten Quelle gemachten) Fehlern in der Wiedergabe oder Behandlung von Namen aus fremden Erdteilen: S. 63, Anm. 2 lies "Port Moresby" statt "Port Morsby"; S. 85 lies doch wohl "Khasi" (d. i. ein Volk in Assam) statt "Kasi-Indianer"; S. 132 lies "bei den Bewohnern von Dore" (d. i. eine Küstenstrecke Holländisch-Neuguineas) statt "bei den Dorahs"; S. 173 u. S. 205 Anm. 4 lies "Toba-Bataks" statt "Tobads"; S. 185 lies "Munda-Kolhs" statt "Munda-Kolks"; S. 202 lies "Pachacamac" statt "Pachacramac"; S. 205 lies "Khotas" statt "Tschotas"; S. 214 lies besser "Aru" statt "Aaru".

Cöln.

W. Foy.

**Wörter und Sachen.** Kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung. Herausgegeben von R. Meringer, W. Meyer-Lübke, J. J. Mikkola, R. Much, M. Murko. Band 2. 4<sup>o</sup>. V u. 239 S. mit 40 Abb. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung 1910. 20.— M.

Wie der erste Band von "Wörter und Sachen", so bringt auch der zweite manch wichtigen Beitrag, in dem indogermanische Wort- und Sachforschung Hand in Hand gehen und gerade in dieser Vereinigung erst zu einem befriedigenden Resultate führen. Während aber in der Regel die Sachforschung durch die Wortforschung höchstens eine Bestätigung erfährt, wird diese durch jene in zahlreichen Fällen erst auf den richtigen Weg geleitet. In der Befruchtung der Wortforschung durch die Sachforschung liegt also die Bedeutung und Berechtigung der neuen Zeitschrift<sup>1)</sup>.

Diese Methode tritt in dem Aufsatz von Friedrich Kauffmann über "Altdeutsche Genossenschaften" (S. 9—42) klar zutage, der die mit den Genossenschaftssymbolen (Gemeinschaftsmahl, Eidschwur), mit der Hausgemeinschaft, Siedelungs- und Wirtschaftsgenossenschaft zusammenhängenden germanischen, insbesondere altdeutschen Worte behandelt und dabei zu einer neuen Begriffsgeschichte von *Bauer*, *Nachbar*, *Geselle*, *Genosse* gelangt. Letzteres Wort wird abweichend von Meringer und scheinbar mit vollem Recht als Teilhaber am gemeinen Nutzen, am Wirtschaftsertrag gedeutet. Eingeleitet wird der Aufsatz durch "Vorbemerkungen", die im wesentlichen damit in keinem rechten Zusammenhang stehen und mit denen ich mich weniger einverstanden erklären kann. Kauffmann setzt sich hier mit Hermann Paul's kulturwissenschaftlichem System auseinander und bekämpft seine individualistische

1) Das inzwischen erschienene 1. Heft des 3. Bandes bringt einen Aufsatz von Meringer "Zur Aufgabe und zum Namen unserer Zeitschrift", auf den ich das nächste Mal zu sprechen komme. [Korr.-Note.]

Richtung. Ich muß zugeben, daß Paul zu sehr das Individuelle betont, wenn er bei den Dialekten die Frage in den Vordergrund rückt, wie sich die Sprachübereinstimmung der zu einem Dialekt gehörigen Individuen erkläre. Aber ebenso einseitig ist es doch mit K. zu sagen, die Individualisierung der Sprachgenossenschaften sei das Hauptthema der Sprachgeschichte. Es wird dabei auch ganz vergessen, daß die Vorgeschichte der Sprachgenossenschaften und die Frage nach der Entstehung der Sprache überhaupt mindestens die gleiche Wichtigkeit besitzen. Und was die Hauptsache ist: darin hat Paul unzweifelhaft recht, daß alle Neuerungen (soweit nicht bei der Lautgeschichte physische, anthropologische Verhältnisse mitsprechen) vom Individuum, nicht von der Gesellschaft ausgehen. Das wird durch die Kulturgeschichte im engeren Sinne bis zur Evidenz erwiesen, und auch für die sog. geschichtslosen Völker und Zeiten haben wir nicht den geringsten Grund, uns den Hergang anders vorzustellen. In zahllosen Fällen ist es gerade der "Gemeingeist", der die Neuerungen hemmt; in andern mag er sich rasch damit befreunden und dann die Durchführung und weitere Verbreitung beschleunigen; aber niemals ist er nachweislich der Schöpfer selbst, derart, daß innerhalb einer homogenen Gesellschaft überall gleichzeitig und folglich unabhängig von einander eine Neuerung Platz griffe. Wenn folglich irgendwo eine solche über ein mehr oder weniger großes Gebiet verbreitet auftaucht, so ist zunächst immer die kulturgeschichtliche Frage nach ihrem Ausgangspunkt zu stellen. Ein zweiter Fall, in dem ich nicht mit K. übereinstimmen kann (der hier nur allgemeinere Tendenzen vertritt), ist seine Zuweisung der Altertums- und Volkskunde ("der Elemente der historischen Kontinuität") zum Arbeitsfeld der Philologie; mir scheint damit eine nicht nur unnötige, sondern auch wenig wünschenswerte Verwischung der Grenzen dieser benachbarten Wissenschaften angebahnt zu werden. Der Kernpunkt der Philologie muß immer die Behandlung der Sprache und der literarischen Erzeugnisse bilden, wenn diese nicht zu kurz kommen sollen; nur soweit die "Sachen" zur Aufhellung von Sprache und Literatur dienen (vgl. "Wörter und Sachen") oder umgekehrt durch diese belegt sind und eine Erklärung finden, bilden sie ein Untersuchungsobjekt der Philologie. Andererseits ist die Altertums- und Volkskunde, indem sie die philologischen Ergebnisse voraussetzt, in der Lage, sich ausschließlich und intensiv den "Sachen" widmen zu können. Mit dieser sachlichen Begrenzung decken sich Verschiedenheiten in den Sammelmethoden; auch die vom Forscher benötigte Ausbildung ist nicht die gleiche, wenn wir an das in der Sprachgeschichte eine so wichtige Rolle spielende phonetische Element denken. Wie weit der einzelne Forscher über die so gesteckten Grenzen hinausgehen will, ist seine persönliche Angelegenheit. Wenn schließlich K. einer neuen(!) Prinzipienwissenschaft für die Philologie — wohlverstanden in seinem Sinn! — das Wort redet, so scheint mir das doch wohl auf einer Verkennung der Sachlage zu beruhen. Denn wir haben schon eine solche Prinzipienwissenschaft — die allerdings nicht nur für die Philologieen im einen oder anderen Sinne, sondern für die geschichtlichen Disziplinen überhaupt gilt — in der Völkerpsychologie, nur daß diese nicht, wie es bei Wundt leider der Fall ist, auf Bastian's Lehre vom Elementar- und Völkergedanken, sondern auf einer wahren kulturgeschichtlichen Basis aufbauen müßte: erst sind die einzelnen kausalen Zusammenhänge zu

untersuchen, ehe allgemeine Regeln über die kulturgeschichtlichen Vorgänge (einschließlich der sprachgeschichtlichen) aufgestellt werden können.

Durch sein reiches, noch dazu aus den slavischen Gebieten geschöpftes und daher bisher immer schwer zugängliches volkskundliches Material bedeutsam ist ein Aufsatz von M. Murko "Das Grab als Tisch" (S. 79—160), der an frühere Arbeiten von Strzygowski und Meringer (im ersten Bande der neuen Zeitschrift) anknüpft. Wir erhalten zunächst eine Fülle von Nachrichten über slavische Totenmahle auf dem Friedhofe und zu Hause, wenn es auch nicht gerechtfertigt ist darin "alle Stufen des individuellen und allgemeinen Seelenkultus und speziell auch der Ahnenverehrung" vertreten zu sehen (S. 109f.). Es wird dann gezeigt, wie die altchristlichen Liebesmahle besonders unter Einfluß der antiken Heroenverehrung auf den Gräbern der Märtyrer stattfanden, und dabei wird neues Material für den halbrunden (sigmaförmigen) Tisch auf Gräbern und in sonstigem Gebrauche beigebracht. Wie Murko, beschäftigt sich auch ein kleiner Aufsatz von R. Hartmann mit dem Problem des tischförmigen Grabsteines (S. 195—197), der deshalb gleich hier genannt sei. In ihm werden von Petra, der Hauptstadt des Nabatäerreichs, nicht nur Totenmahlzeiten am Grabe, sondern auch dazu benutzte sigmaförmige Gebilde namhaft macht, die aus dem gewachsenen Felsen gehauen sind. Sprachgeschichtliche Nutzenwendungen der zuvorgenannten Sachbetrachtungen Murko's enthält dann sein nächstes Kapitel über das Fortleben von griech. *τράπεζα* und anderer, mit dem Totenkultus zusammenhängender Fremdwörter in den slavischen Sprachen, das zu interessanten Ausführungen über die Zahl 40 als 'vollkommene Zahl' im Slavischen<sup>1)</sup> und über Tischformen der Balkanslaven Anlaß gibt. Gern würde ich gesehen haben, daß dabei (S. 122) die von Meringer gegebene, rein spekulative Entwicklungsgeschichte des Tisches nicht wiederholt worden wäre. Ein weiterer Abschnitt verfolgt den römisch-griechischen Einfluß auf die Frühjahrstotenfeste der Slaven, der auch sprachlich zum Ausdruck kommt. Ein letztes Kapitel erörtert lat. *silicernium* "Totenmahl", bei dessen Etymologisierung mir die Sachmethode nicht richtig angewendet worden zu sein scheint. Um zu erweisen, daß es sich bei dem lateinischen Wort um Totenmahle handelt, die "auf oder bei Gräbern stattfanden, die mit *silices* bedeckt waren", waren allein aus dem indogermanischen Italien Belege für Gräber mit Steinbedeckungen beizubringen; alle Beispiele aus andern europäischen Gebieten nach Einzug der Indogermanen sind für die fragliche Etymologie so lange ohne Bedeutung, als nicht für die indogermanische Kultur überhaupt Totenmahle auf steinbedeckten (oder, fügen wir hinzu, mit Steinsetzungen verbundenen) Gräbern erschlossen sind; ganz auszuschließen haben aber alle Fälle von steingedeckten Gräbern aus vorindogermanischer Zeit und von sonstiger Steinverwendung beim Begräbnis, z. B. als Unterlagen des Leichnams, wie bei den Skelettfunden von Moustier und La Chapelle-aux-Saints. Fernzuhalten sind auch das Steinwerfen und die daraus entstandenen Steinhäufen, die sich, wenn überhaupt, nur selten mit einem Totenmahl verbinden; welcher Gedanke dem Brauch zugrunde liegt, was er zu ältest bedeutet hat, kann erst nach seiner kulturgeschichtlichen Untersuchung über die ganze Erde hin

1) Vgl. zur Zahl 40 neuerdings auch noch Rescher, ZDMG. 65, S. 517 ff. [Korr.-Note.]

festgestellt werden. Übrigens liegt wiederum eine nicht sehr glückliche Verallgemeinerung in den Worten, daß das Leichenmahl "für alle Epochen nachgewiesen" sei: das trifft schon nach dem europäischen Material nicht zu, falls man nicht mannigfach gegliederte Kulturabschnitte, wie Paläolithikum und Neolithikum, als Einheiten faßt; noch unhaltbarer wird die Behauptung, wenn wir uns die Kulturgeschichte der außereuropäischen Gebiete ansehen und darnach die älteren europäischen Kulturen zu rekonstruieren versuchen. Ebensowenig sind Steine als Grabbedeckung "seit den ältesten Zeiten nachweisbar".

Diese unzulässige Verallgemeinerung, die für kulturgeschichtliche Schlüsse eine nicht zu unterschätzende Gefahr bedeutet und auf die ich deshalb im Interesse der Sache besonders hinweisen möchte, zeigt sich auch in dem kleinen Artikel von Alice Sperber "Zur Animalisierung von Gegenständen" (S. 190—195), wo für romanische Wörter wie frz. *poutre* 'Balken', ital. *poltrona* 'Lehnstuhl', *poltro* 'Bett', frz. *chevron* 'Dachsparren', die mit Tiernamen zusammenhängen, die Erklärung in ursprünglichen Verzierungen dieser Dinge mit Tierköpfen gesucht wird. Es entspricht nämlich in keiner Weise den Tatsachen, wenn behauptet wird, daß fast alle Völker der Erde ihre Häuser, Gehöfte und Umzäunungen mit Tiergeschädeln zu schmücken pflegten, und es ist falsch, deshalb ohne Weiteres die Sitte auch in den romanischen Ländern vorauszusetzen. Wenn ferner ein altfranzösischer Thronsessel (*fauteuil*) mit dem frz. *bûde* verglichen wird, so darf die Verschiebung der Hauptachse bei der letzten Form nicht übersehen werden.

Ein schönes, wenn auch nicht zum Indogermanischen gehöriges Beispiel für eine befriedigende Worterklärung durch Heranziehung der "Sachen" (im weitesten Sinne) bietet die Behandlung von bask. *erbiñudi* (*erbindori*), einer Bezeichnung des Wiesels, die etymologisch 'Hasenamme' meint, durch Richard Riegler (S. 186—190). Dieses merkwürdige Wort findet wahrscheinlich darin seine Erklärung, daß die Bezeichnung 'Hasenamme' oder 'Hasenmutter' und das Wiesel in gleicher Weise zu einer mondmythologischen Gestalt, wie Frau Holle, in Beziehung stehen. Wenn nun aber 'Hasenmutter' (weil eventuell Frau Holle = Stammutter aller Hexen) mit 'Hexe' identifiziert und die schottische Benennung des kleinen Lappentauchers als *mither o' the mawkins* 'Hasenmutter' mit seinem wie Hexerei wirkenden Verschwinden im Wasser begründet wird, so sind hier doch die verbindenden Fäden zu dünn gesponnen.

Auch Theodor Bloch verdanken wir (S. 1—8) einige Etymologien — aus dem altindischen Gebiet —, bei denen die Sachbetrachtungen für ihn von entscheidender Bedeutung gewesen sind. Bei ai. *uḍupa-* 'Kahn und Mond' erinnert er mit Recht daran, daß der Mond vielfach als Kahn aufgefaßt wird (wie auch noch heute im östlichen Bengalen ein aus dem Felsen gehauenes Boot als Fahrzeug des Heiligen Cānd Saudāgar = ai. *candra- sudhākara-*, d. h. 'Mond', verehrt wird) und deshalb von dieser Bedeutung beim Etymologisieren auszugehen ist. Nebenher wird das Darbringen von tönernen Sonnenpferdchen auf den Gräbern mohammedanischer Heiliger erwähnt und deren üblicher Lampenpfiler besprochen, der ja in gewissem Sinne dem alten indischen Grabpfosten entspricht, nur dürfte dessen eigentliche Bedeutung nicht allein in der Erklärung der alten Inder gesucht werden, die z. T. — soweit sie in dem Pfosten ein Symbol der Festigkeit sieht — zweifellos sekundär ist. Nicht recht überzeugend



wirkt auf mich die Auffassung von *ṛṣi-* 'Seher' als eines alten Regenzaubers, zur Wz. *vars* 'regnen' gehörig; namentlich die mythologische Deutung der altindischen Vorstellung von Indra, der die Askese der *Ṛṣi's* durch seine Apsarasen stört, ist doch sehr zweifelhaft und steht zu andern Deutungen (vgl. z. B. Macdonell, *Vedic Mythology* S. 134 ff.; Ehrenreich, *Allgemeine Mythologie* S. 116; siehe zu Apsaras auch Fischel, *Ved. Studien* I, S. 79) im Gegensatz. Bei der Etymologie von *gardabhā-* 'Esel' scheint mir ein logischer Fehler vorzuliegen: ich will es einmal als möglich zugeben, daß der Esel nur wegen seiner grauen Farbe, die an die häßlichen Winternebel erinnerte, ein Reittier von Wintergottheiten wurde und daher Bezeichnungen tragen konnte, die von einem Worte für 'kalt' abgeleitet waren. Wenn aber das Wort für 'Esel' auch in Indien genau, wie bei uns, als Schimpfwort gebraucht wird und wenn das Wort für 'kalt', das man mit *garda-bha-* 'Esel' zusammenbringt, ai. *jaḍa-*, außer 'kalt' auch 'dumm' bedeutet, so ist es doch logisch allein zu rechtfertigen *garda-bha-* an diese zweite Bedeutung von *jaḍa-* anzuknüpfen, und es bliebe dann höchstens zu untersuchen, wie es kommt, daß ein und dasselbe Wort den Sinn von 'kalt' und 'dumm' hat<sup>1)</sup>. Hier scheint mir also das Streben, Worte durch Sachen zu erklären, wie schon mehrfach, etwas zu weit geführt zu haben.

Durch genaue Feststellung der Verbreitung der mit *wil* oder *weil*, *wiler* oder *weiler* gebildeten deutschen Ortsnamen kommt O. Behaghel (S. 9—79) zu dem schönen Resultate, daß es sich nur um *villae* und von Haus aus nur um römische Gründungen handeln kann. Der Aufsatz ist ein Muster für gründliche kulturgeschichtliche Erörterung von Einzelheiten.

Die Behandlung einer isländischen Mahrensage gibt Wolf von Unwerth Gelegenheit (S. 161—182), allerlei Einzelzüge des Mahrenglaubens näher zu beleuchten und die eigentliche nordische Bezeichnung der Mahren in dem isl. Worte *mörn* nachzuweisen, das er zu deutsch *Mahre* und weiter mit *Torp* zur Wz. *mer* 'zerstoßen, zerreißen' stellt. Bei der phallischen Kulthandlung, in deren Verbindung *mörn* im *Volsaþáttur* erscheint, handelt es sich doch wohl von Haus aus um einen apotropäischen Zauber, sodaß hier der Charakter der mit *maurnir* bezeichneten Geister dem sonstigen völlig entsprechen würde.

Auch noch in mehreren kleineren Beiträgen kommt die Verbindung der Wort- und Sachforschung zu gebührender Geltung. Es sind das die folgenden: H. Jacobsohn "Lat. vibia = ῥέφυρα" (S. 198 f.), Henryk Ułaszyn "Zur Semasiologie von slav. \**rykā*, lit. *rankā* 'Hand'" (S. 200—203), Max Leopold Wagner "Sardische Etymologien" (S. 203—210), K. Ettmayer "Tosc. *carena*". Dazu gesellen sich: eine vorläufige Mitteilung von Jalo Kalima über "Alte Berührungen zwischen finnisch-ugrischen und slavischen Sprachen", in der er alte finnisch-ugrische Lehnwörter zur Bezeichnung von 'Schlitten' im Slavischen nachweist, und einige in der Methode nicht über das frühere Verfahren hinausgehende Worterklärungen von F. Holthausen und J. J. Mikkola.

Cöln.

W. Foy.

---

1) Nach dem Material des PW. dürfte die Bedeutungsentwicklung nicht zweifelhaft sein.

**Mélanges d'Indianisme** offerts par ses élèves à M. Sylvain Lévi le 29 janvier 1911 à l'occasion de vingt-cinq ans écoulés depuis son entrée à l'école Pratique des Hautes Études. Paris (Leroux) 1911. 345 S. gr. 8°.

Neben Festschriften, wie die zu Ehren von Böttlingk und von Roth, von Weber und Kern, die ein so wichtiger Besitz der Indologie sind, stellt sich hier als nicht minder willkommen eine neue, die in ihrem Aussehen von den eben genannten einigermaßen abweicht. Die Ehrung gilt keinem Veteranen, sondern einem Forscher, der sich fast noch zu den Jüngeren zählen darf. Und die Darbringenden sind allein seine Schüler oder Zuhörer. So schließt sich dieser Kreis von Aufsätzen fester in sich zusammen, als jene andern Sammlungen; er gestaltet sich zu einem anschaulichen Abbild der Tätigkeit des Gefeierten.

In die 25 Jahre des Arbeitens und Lehrens, deren Ablauf die Festschrift feiert, fiel zuerst jenes Ereignis, dessen Gedächtnis unverändert schmerzlich noch heute lebendig ist und bleiben wird: der tragische Tod Bergaigne's. So wurde Lévi früh und plötzlich die Pflicht auferlegt, an Stelle seines Lehrers in den Mittelpunkt der indologischen Lehrtätigkeit in Paris und Frankreich zu treten.

Später griff dann ein zweites Ereignis ein, das, wenn ich mich nicht täusche, viel dazu beigetragen hat, der indologischen Arbeit des gegenwärtigen Frankreich die Physiognomie zu geben: die Gründung der École française d'Extrême-Orient. Die Bedürfnisse und Interessen der französischen Indologie wurden dadurch modifiziert; der Typus des Indologen dort begann immer entschiedener andere Züge anzunehmen, als sie der gegenwärtig in Deutschland noch überwiegende trägt, den in den vorigen Generationen Frankreich in so großer Dimension in den Gestalten von Burnouf und Bergaigne verkörpert hatte. Der Schwerpunkt des Interesses hörte auf, vorwiegend in das hohe und höchste Altertum zu fallen. Die Richtung auf die jüngeren Traditionen, auf die Gegenwart der indischen Welt im vollsten Umfang, auf die Beeinflussungen der umgebenden Länder durch die Kultur Indiens, auf die Monumentenfunde akzentuierte sich; in die Arbeitsräume hinein wehte Reiseluft. Dem allem die hohe Haltung und den sicheren Mittelpunkt zu geben: das war die Aufgabe, die Lévi zufiel und von deren Lösung der vorliegende Band beredt erzählt.

Ein vollständiges Inhaltsverzeichnis dieses Bandes hier zu geben wäre kaum am Platz, und daß für jeden Berichterstatter bei einem großen Teil der Beiträge die Möglichkeit Kritik zu üben ausgeschlossen ist, versteht sich von selbst. So darf und muß ich mich auf wenige Bemerkungen beschränken.

Daß die Vedaexegese und die Analyse der vedischen Vorstellungswelt (Colinet, Mauss) der Zahl der Beiträge nach weniger hervortritt, als vermutlich in einer in Deutschland entstandenen Festschrift der Fall gewesen wäre, entspricht dem oben Gesagten. Mehr im Vordergrund steht der Buddhismus: wo es denn kein Zufall ist, daß die Richtung auf die frühesten Ursprünge, auf den Buddhismus der vier heiligen Wahrheiten und der mönchischen Askese, zurücktritt hinter dem Interesse für den Buddhismus der Legenden, des Folklore (Foucher, M. Bode), für spätere nordbuddhistische Texte (J. und E. Marouzeau) und Gottheiten (de Blonay). Kein anderer wäre imstande, mit einer so vollendeten und zugleich so graziösen Beherrschung der Literatur und der

Monumente die Materialien zu behandeln, die ein Jātaka (das Saddanta J.) betreffen, wie der Meister auf diesem Gebiet, Foucher. Das Ergebnis ist für uns Verehrer der Pälitraktionen nicht unbefriedigend: an der Spitze der 12 Nummern umfassenden chronologischen Liste stehen die Verse des Pāli-Jātaka. Und es ist bedeutsam, daß sich in der Gruppierung dieser Nummern die Umwälzung widerspiegelt, "qu'une succession de grands bouleversements politiques a fini par provoquer dans la conscience indienne peu après notre ère et qui a déjà été magistralement décrite, à propos d'Āśvaghōṣa, par M. Sylvain Lévi." — Auf dem Gebiet des indischen Epos bewegt sich Roussel, auf dem der älteren indischen Epigraphik Boyer. — Nun aber ist bezeichnend, wie nach allen Seiten die Grenzen Vorderindiens überschritten werden, um die Ausläufer indischer Kultur oder außerindische Zeugnisse über indische Dinge zu betrachten. Natürlich spielen, der politischen Stellung Frankreichs und der Wirksamkeit der École française entsprechend, einige Gebiete Hinterindiens hier eine bedeutende Rolle (Finot, Cœdès). Nicht minder Tibet (Huber, Hackin) und die buddhistische Überlieferung von China (H. Maspero), die Lévi selbst mit solchem Erfolg indologischen Untersuchungen dienstbar zu machen gewußt hat. Die Wirkungen der großen zentralasiatischen Expeditionen, das Hervortreten der durch diese auf die Tagesordnung gesetzten Probleme macht sich fühlbar in dem Beitrag des ruhmvollen Entdeckers selbst, P. Pelliot, und in der weitblickenden Untersuchung von Gauthiot über den Titel paonano paō. Auch die Zusammenhänge mit griechischer Literatur gehen nicht leer aus. Die Umschreibung indischer Namen im *Périplus maris Erythraei* untersucht J. Bloch; mit der These vom indischen Ursprung des griechischen Romans beschäftigt sich Lacôte in einer geistvollen Arbeit, der lebhafteste Opposition nicht fehlen wird. Ihre Grenze erreichen die hier untersuchten Zusammenhänge zwischen Indien und Außerindischem erst im Frankreich der Zeit Voltaires und Diderots; Herold berichtet von der Rolle, die Indien damals im Repertoire der Comédie-Française und der Comédie-Italienne gespielt hat. — Eine besondere Stellung nimmt endlich neben den literarischen und kulturgeschichtlichen Arbeiten die stattliche Gruppe der linguistischen ein. Hier finden wir Meillet mit einer wichtigen Untersuchung über das -uḥ von *pitūḥ* und *viduḥ*; neben ihm Cuny, Ernout, Grammont, Vendryes; in gewissem Sinne kann hierher auch der vorher erwähnte Aufsatz von Bloch gestellt werden, in dem die Untersuchung der von den Griechen überlieferten Ortsnamen natürlich zu Fragen der Präkritlautlehre führt. — Man wird den beglückwünschen, in dessen Freundes- und Schülerkreis eine solche Weite und Tiefe des Forschens zu Hause ist. Die dem Bande vorangestellte Widmung aber trifft das rechte Wort, wenn sie sagt, daß er selbst seiner Tätigkeit in diesem Kreise «avec sa science si variée a donné tout son cœur».

Göttingen.

H. Oldenberg.

---

**H. Reichelt.** Avesta Reader. Texts, notes, glossary and index. Straßburg, Karl J. Trübner 1911. Lex. 8°, XII et 304 p. 15.— M.

Le livre de M. Reichelt n'appelle pas une longue critique; car il ne prétend rien apporter de nouveau. L'auteur reproduit, en général sans aucun changement, les interprétations de son maître, M. Bartholomae, et

le discuter reviendrait presque toujours à discuter obliquement M. Bartholomae. Il s'agit simplement d'une chrestomathie de l'Avesta, comprenant des spécimens de tous les types avestiques, un aperçu du contenu de l'Avesta, un commentaire détaillé, un vocabulaire des mots contenus dans les textes et un index des matières traitées, en somme tout ce dont a besoin l'étudiant qui veut aborder l'étude de l'Avesta, sauf une grammaire, que M. Reichelt a donnée ailleurs en détail. Le tout est fait avec le soin extrême et l'exactitude qui caractérisent les productions de M. Reichelt et qui montrent en lui le fidèle élève de son maître, et l'on aura dans cet ouvrage une introduction excellente à l'étude des ouvrages de M. Bartholomae, indispensable à qui veut connaître l'Avesta.

Le défaut essentiel peut se résumer en peu de mots : cette chrestomathie du grand texte de l'ancien iranien ne marque pas assez les contacts avec le reste des choses iraniennes, et elle n'est pas assez critique.

A lire M. R., on ne soupçonnera pas que l'interprétation de l'Avesta repose essentiellement sur la traduction pehlie et sur l'ensemble de la tradition des Parsis ; il semblerait que la langue de l'Avesta soit, comme le grec ou le latin, un idiome dont la tradition n'ait jamais été perdue et dont les textes se comprennent avec sûreté d'un bout à l'autre. Systématiquement, M. R. s'abstient d'éclairer l'avestique par le persan, et Y. IX, 19 il a pu citer *vahištəm ahūm*, sans faire même une allusion au persan *bīhišt*.

Quant à la critique, elle est absente d'un bout à l'autre. Les textes sont donnés en transcription pour la plupart — ce qui est fâcheux — et sans aucune variante : l'étudiant non informé pourra croire que l'Avesta est, comme la Bible, un texte fixé ne variant et où il n'y ait de déviations que les fautes accidentelles. Sans doute, il aurait été déplacé de reproduire tout l'apparat critique de l'édition Geldner ; mais il est impossible de ne pas faire sentir constamment combien l'orthographe de l'Avesta est flottante. M. R. n'a pas eu connaissance à temps de l'article décisif de MM. Andreas et Wackernagel dans les *Nachrichten* de Göttingen, 1911, p. 1 et suiv. ; mais les vues de M. Andreas sont connues en gros depuis longtemps, ne fût-ce que par les indications données au Congrès de Hambourg en 1902 et par le petit article des *Nachrichten* de Göttingen, en 1909, et personne n'ignore que la langue avestique a été transcrite de l'ancien alphabet pehli très simple dans l'alphabet compliqué et pourvu de voyelles des manuscrits conservées. De cette donnée, M. R. fait entièrement abstraction. Si, par exemple, il cite le locatif *airylene važjahe* Y. IX, 14 et Vd. II, 20, d'abord il n'indique pas que certains manuscrits ont *važjahi* Vd. II, 20 (et de même Yt V, 17) ; puis il omet de remarquer que le texte original avait ici simplement un *y* final, qui indiquait à volonté un *i* ou un *e* ; certains vocalisaient en *e* sous l'influence du mot *airylene* qui précédait *važjahi* ; mais se borner à dire que *važjahe* est une forme thématique, comme le fait M. R., c'est donner une formule linguistique vaine à la place de l'examen d'une réalité.

M. R. a, il est vrai, annoncé dès le début qu'il ne corrige pas le texte. Personne ne le lui reprochera. La critique du texte de l'Avesta est chose trop aventureuse pour être proposée à des débutants. Mais ceci, ne doit pas conduire à tout expliquer, ni à créer des mots pour tout expliquer. En expliquant p. 110, le Yt X, 1, M. Reichelt, rencontre *avāntəm*. Il est évident à première vue que ce *avāntəm* est le mot *avavantəm* mal lu ; la construction *avavantəm yaθa* est courante. Si l'on se reporte à

Yt VIII, 50, qui se trouve aussi dans la chrestomathie, on voit immédiatement que la métrique indique, au lieu de *avāntəm*, un mot de quatre syllabes (M. Reichelt imprime, il est vrai, comme de la prose les vers de l'Avesta récent; mais il a tort). La restitution est donc évidente. Et ce n'est pas une correction apportée au texte, mais seulement une rectification d'une fausse lecture des vocalisateurs anciens de l'Avesta: le texte original devait porter quelque chose comme *\*wuntm*; en éliminant *avāntəm*, on écarte simplement une lubie de quelque lettré de l'époque sassanide, qui, plus familier avec la forme à haplogogie *avāntəm* qu'avec *avavāntəm*, a méconnu la forme qu'il avait sous les yeux et n'a pas su la vocaliser. On conçoit que M. R. n'ait pas fait cette élimination: mais il ne fallait pas, à la suite de M. Bartholomae, créer pour les besoins de la cause un thème verbal *ā-bā-* dont il va sans dire qu'il n'y a trace nulle part ailleurs. L'obscur *fravāiti* d'un passage très peu clair du Yast XIV n'est interprété que par hypothèse; on n'a sur ce morceau aucune indication traditionnelle; cette hypothèse très incertaine ne fournit à l'hypothèse d'un thème verbal *ā-bā-* qu'un appui précaire. Il fallait se borner à signaler une corruption. M. R. n'émet même pas un doute.

Les notes de M. R. ne font pas non plus apparaître que l'Avesta se compose presque partout de fragments isolés qui ont été mis bout à bout, sans qu'on se soit préoccupé de mettre entre eux ni liaison ni harmonie de formes. Le Hōm Yašt, par où commence la chrestomathie, est un exemple frappant de ce caractère fragmentaire de l'Avesta; et, dans son édition, M. Geldner a bien séparé les fragments les uns des autres par des blancs. Par exemple, tout le début du Hōm Yašt, Y. IX, 1—15 est aussi intéressant pour le fond que correct dans la forme; au contraire, tel autre fragment du même morceau, comme 22—24, est de pure logomachie, et la langue en est barbare et incohérente; les cas sont employés au hasard; deux formes différentes d'un même verbe *ānhante* et *ānhaire* (var. *ānhairi*) y voisinent sans raison; le morceau est manifestement très tardif. Dès lors il convenait de signaler que ce n'est pas un hasard si le mot *naska-*, étranger à tout le reste de l'Avesta, se rencontre ici par exception, Y. IX, 22; M. R. ne signale pas dans son commentaire ce détail important.

Au point de vue de l'orthographe, M. R. est parfois trop fidèle à l'édition Geldner. Pourquoi par exemple écrire *aēnānhaiti* Y. IX, 29, dans le premier texte mis sous les yeux de l'étudiant, alors que la graphie correcte par *n'*, *aēnan'haiti*, est celle des deux meilleurs manuscrits dont M. Geldner donne ici la leçon, J<sub>2</sub> et Mf<sub>2</sub> (K<sub>5</sub> manque; la leçon de Pt<sub>4</sub> n'est pas indiquée; *aēnānhaiti* n'est donné que d'après des manuscrits inférieurs)?

Il serait assez vain de poursuivre ces discussions. M. R. a eu raison de s'inspirer largement de la grande édition de M. Geldner et de l'Altiranisches Wörterbuch de M. Bartholomae; le dictionnaire de M. Bartholomae est un livre admirable et qu'on n'apprécie à toute sa valeur qu'après l'avoir pratiqué durant de longues années. Mais il ne faut pas borner là la recherche: il n'y a pas de texte plus trouble, plus incertain à tous égards que l'Avesta. La première leçon à donner à l'étudiant est une leçon de défiance; et il faut d'un bout à l'autre maintenir vis-à-vis du fond et de la forme du texte l'attitude d'esprit la plus critique. En présentant le texte comme s'il était établi, la composition

comme s'il s'agissait d'un ouvrage qui a une suite régulière, l'interprétation comme si elle était définitive, M. R. donne au débutant une idée fausse de l'état réel des choses, et sa chrestomathie, si soignée qu'elle soit et quels que soient les services qu'elle peut rendre, présente à cet égard un véritable danger. Ceux qui s'en serviront ne devront jamais perdre de vue que c'est seulement pour les besoins de la clarté et pour faciliter le travail aux débutants que M. R. expose les choses comme s'il s'agissait d'une langue bien transmise et bien connue, de sanskrit, de latin ou de grec. En fait on ne possède de l'Avesta qu'une collection de fragments, transcrits par des vocalisateurs qui, surtout pour les gâthâs, ne disposaient que d'une tradition incertaine, et ces fragments ne sont interprétés bien souvent que par hypothèse.

Paris.

A. Meillet.

---

**van Herwerden, H.** *Lexicon Graecum suppletorium et dialecticum*. Editio altera auctior et correctior. Lugduni Batavorum, Sijthoff 1910. XIX u. 1678 S. gr. 8°. Ungeb. 48.— M.

Wenn ein so kostspieliges Werk wie van Herwerdens Lexikon in einer kurzen Spanne Zeit zwei Auflagen erlebt, muß das Bedürfnis dafür recht groß sein. Auch läßt sich nimmermehr eine so große Menge mehr oder weniger entlegener griechischer Wörter wie hier zusammentragen ohne langanhaltenden, entsagungsvollen Fleiß. Jeder Benutzer des Wörterbuchs wird daher mit mir einverstanden sein, wenn ich sage, daß wir dem inzwischen verstorbenen greisen Verfasser zu lebhaftem Danke für seine Arbeit verpflichtet sind.

Dieses Gefühl der Dankbarkeit kann mich aber nicht von der Pflicht entbinden, klar auszusprechen, wie ich die Leistung des verdienten holländischen Gelehrten einschätze.

Da möchte ich erstens feststellen, daß schon der Zuwachs an Seiten (von 1234 auf 1678) recht erfreulich ist. Ferner ist die Benutzung erheblich erleichtert worden. In der ersten Ausgabe hatte man ein Wort erst in dem Hauptteil des Wörterbuchs S. 1—926 zu suchen; wenn es da nicht zu finden war, konnte es vielleicht in den *Addenda et Corrigenda* S. 927—973 stehen. Sehr häufig kam es aber vor, daß man auch hier vergebens blätterte, so daß man zu dem 1904 erschienenen *Appendix* greifen und hier sein Glück S. 1—243, vielleicht auch noch in den *Addenda* 243—261 versuchte. Aber nicht gar zu selten war alles Blättern umsonst gewesen. Jetzt reicht die alphabetische Anordnung von S. 1—1642, also gegen 926 der ersten Auflage ein sehr großer Fortschritt. Außerdem gibt es jetzt abgesehen von den wenigen Wörtern des *corolarium* S. 1672—1676 nur noch die *Addenda* 1643—1671.

Aber der Hauptmangel der ersten Auflage ist leider nur zu wenig verbessert. Immer noch läßt einen das Wörterbuch in sehr, sehr vielen Fällen gänzlich im Stich. Als ich das Werk in die Hand bekam, arbeitete ich gerade in den koischen Inschriften. Von den ersten dreißig Wörtern, die ich nachschlug, um das Buch zu prüfen, fand ich überhaupt keines. Ich habe es dann bald aufgegeben, die Zuverlässigkeit systematisch zu prüfen, nur *Audollents Defixionum tabellae* habe ich zu dem Zweck häufiger herangezogen. Im übrigen habe ich bloß notiert, was mir gerade auffiel. Ich scheine aber mit den koischen Inschriften zufällig eine

ganz besonders schwache Seite des Wörterbuchs gefunden zu haben. Für andere Dialekte habe ich wenigstens so gewaltige Lücken nicht bemerkt. Die Inschriften sind aber überhaupt schlechter durchgearbeitet, als die andern Texte, z. B. Bakchylides scheint mir gut ausgezogen zu sein. Für die nichtlitterarischen Papyri habe ich keine Stichproben gemacht. Eigentümlich ist, daß H. selbst Bücher wie Solmsens Beiträge zur griechischen Wortforschung, die er S. XIX noch besonders aufführt, eine Fundgrube ersten Ranges, nicht entfernt durchgearbeitet hat. Für mehr als die Titelüberschriften hat er wohl kaum Interesse gehabt. Um meine Behauptungen zu erweisen, gebe ich hier eine kleine Liste, die sich im Handumdrehen verdoppeln ließe. Aber es ist nicht meine Sache, das Wörterbuch zu ergänzen; da müßte man ja auch die ganze Arbeit noch einmal machen.

S. 1 A longum, vgl. Solmsen, Rh. M. 59, 494. — S. 12 ἀγιαστῆρες Defixionum tabellae 129, Syr. Nr. 16. — S. 16 ἀγνεύειν, Knidos, Coll. 3500. — S. 21 ἀρχιτεύς, Kos, Arch. Rel. 10, 403. — S. 23 ἀδαλοῦν, Rh. M. 59, 169. — S. 39 αἶα, Def. tab. 135, 84 B. — S. 39 Αἰγλάτας, Sparta, Annual, 15, 82. — S. 43 ἡμικκος, Kos, Arch. Rel. 10, 211; Calched. Coll. 3052 a, 7 Nachtr. — S. 58 ἀκρέα, Thumb, I. A. 18, 44. — S. 58 ἀκρίχιον, Kos, Coll. 3636, 22. — S. 60 ἀκρουροβόρη, Def. tab. 75, 41, 7. — S. 67 Ἀλθαία Κόρη, ebda 75, 41, 8. — S. 80 ἄματα, Glotta I, 384. — S. 107 ἀνακρινάντω, ἀνάκρισις Kalymna, Coll. 3591, a, 46, 44. — S. 183 ἀποροαί Heraklea, Coll. 4629. — S. 183 ἀπορραίνομαι, Kos, Coll. 3637, 23. — S. 203 ἀρκυία, Def. tab. 70, 38, 14. — S. 207 ἄρην, Kos, Coll. 3731, 15. — S. 212 ἀρυστήρ, Kos, Coll. 3641, 5. — S. 231 ἀτιταλλομένα, Kos, Herzog, 112, 169, 14. — S. 232 Sparta ἀτροπάμπαις, Annual 15, 52. — S. 256 ἄωρος, Def. tab. 41, 22, 31. — S. 277 βιοθάνατος, Kypern, Def. tab. 41, 22, 31. — S. 293 βροχέως, Solmsen, Rh. M. 59, 491. — S. 308 γέρας, Milet, Coll. 5496, 8; Kos, Coll. 3634, b, 2; 3636, 22. — S. 310 γεματικός, R. E. G. 12, 61. — S. 332 δαμαλὶς κύς, Kos, Coll. 3737, 5. — S. 334 δαμοτελής, Kos, Coll. 3719, 17. — S. 338 δεδοῦλος, Karthago, Def. tab. 326, 242, 40. — S. 372 διατέφω, Syrien, Def. tab. 29, 16, 5. — S. 404 δρόμιον, Rom, ebda 226, 163, 30. — S. 407 δυνάστειρα, Ägypten, ebda, 69, 38, 11. — S. 417 ἐργενεῖς οἱ ἐντὸς τοῦ γένους, Kos, Coll. 3668. — S. 432 εἰ μὲν, Delphi, Coll. 2322, 8. — S. 464 ἐκτιτρώσκειν, Kos, Arch. Rel. 10, 402, A, 24. — S. 469 ἐλατήρ, Kos, Coll. 3637, 9. — S. 481 ἐμίν, Kalymna, Coll. 3591, 8. — S. 484 ἐμπεφιασμένα, ἐμπεφιασμένην, Dittenberger<sup>2</sup> II, 583. — S. 493 ἐνατρί, Solmsen, Rh. M. 59, 162. — S. 511 ἐνωτρίδια, Tanagra, R. E. S. 12, 61. — S. 520 ἐξειδιζομαι, Kos, Coll. 3634, b, 8. — S. 526 ἐπαγγελία, Ziebarth, Griech. Schulwesen, 11. — S. 532 ἐπανχωρίζειν, Def. tab. 209, 155, b, 11. — S. 542 ἐπιβοάω, Knidos, Coll. 3504. — S. 545 ἐπιδέκατον, Kos, Herzog, 220. — S. 548 ἐπιθυσικ, Knidos, Coll. 3505. — ἐπιθῦσιος, Nordjon. Steine, 68. — S. 550 ἐπικατεργάζεσθαι, Def. tab. 124, 83. — S. 561 ἐπικανθαλὶς, R. E. G. 12, 61. — S. 580 ἐργολαβεῖν, Kos, Herzog, 27 und 220. — S. 587 ἔρην, Kos, Coll. 3640, a, 2 und 3732. — S. 589 ἐσέρπεν, Kos, Arch. Rel. 10, 402. — S. 593 ἐσέρην, Dittenberger<sup>2</sup> II, 548, 8; Solmsen, Griech. Wortforsch. I, 138. — S. 610 εὔρεμα, Kos, Coll. 3627, 11. — S. 621 ἐχθύω, Kos, Coll. 3627, 3634, b; ἐκχθέματα 3705, 81. — S. 641 ἡμέα attisch, Buck, Papers Am. School V, 99. — S. 643 ἡμίνα, Sophron, Kaibel I, 171, 105. — S. 645 ἀνηνίκαμες, Kalymna, Coll. 3591, b, 21. — S. 649 ἡρωνα, Kos, Arch. Rel. 10, 402; ἡρώνεα, Sophron, Fragm. 154. — S. 653 θαλάσσημον, Megara, Def. tab. 75, 41, a, 1. — θάλασσα 'Seewasser', Kos, Coll.

3637, <sup>24</sup>. — S. 666 θηκαίων, Kos, Coll. 3678 fg., ὄρος θηκαῖος, Herzog, 71, 40. — S. 670 Θιόκοτος etc., vgl. Solmsen, Rh. M. 59, 498. — S. 671 θοίνα, Hoffmann, Gr. Dial. I, 29, <sup>11</sup>. — S. 673 θρεμμάτιον, Kalymna, Coll. 3601, vgl. 3599. — S. 679 θυρουρός, Def. tab. 40, 22, <sup>18</sup>. — S. 685 τὰν ἱερὴν, Kos, Arch. Rel. 10, 402; ἱαρεωσύνα, Kos, Coll. 3639, <sup>11</sup>; Astypalaea, BCH 15, 635, Nr. 13. — S. 686 ἱατρικόν, Kos, Coll. 3632, <sup>16</sup>. — S. 724 καβαδία, Def. tab. 23, 15, <sup>23</sup>. — καβάτας, Solmsen, Rh. M. 62, 329 fg. — κᾶπος, Kos, Coll. 3634. — S. 754 κάκες, Annual, 15, 52. — S. 758 καταβολά, Kos, Coll. 3627, <sup>17</sup>. — S. 768 καταπάγιον, Keos, Coll. 5404, <sup>19</sup>. — S. 769 καταπατταλεύω, Athen, Def. tab. 84, 49, <sup>17</sup>. — S. 775 κατατιμωρέω, ebda. 105, 76. — S. 813 κλυτόπαις, Kos, Herzog, 112, 169, <sup>11</sup>. — S. 830 κοράκιον, Solmsen, Rh. M. 59, 504. — S. 831 κορικός, R.E.G. 12, 61. — S. 846 κτέρεα, S.B. Berl. Ak. 1905, 534. — S. 862 κωποεύεται, Kos, Coll. 3632, <sup>17</sup>. — S. 866 λᾶδδουσθη, bdot. J. G. VII, 3054. — ελατίζετο, äol. J. G. XII, 2, 526. — S. 873 λαίεταν, ebda. — S. 884 Λευτυχίδας, Solmsen, Rh. M. 62, 329 fg. — S. 888 λιβανοπωλὴν, Kos, Coll. 3632, <sup>16</sup>. — S. 915 μαῖα, Kos, Coll. 3706, I, <sup>26</sup>. — S. 925 μέδιμος, Solmsen, Griech. Wortforsch. I, 49. — S. 930 μελανοκνοεργός, Def. tab. 355, 255. — S. 932 μελιούχος, ebda 41 fg. — S. 933 μελλείρενες, Annual 12. — μελλέφηρος, Ziebarth, Griech. Schulwesen, 29. — S. 949 μηθαμοῦ φαίνεσθαι, Def. tab. 84, 49, <sup>19</sup>. — S. 958 μιζθοποιήωνται, Kos, Coll. 3632, <sup>18</sup>. — S. 976 μυσαρός, Kos, Arch. Rel. 10, 402, A, <sup>22</sup>. — S. 977 μῶα, Sparta, Annual, 12 fg. — S. 1006 ξενών, Kos, Coll. 3634, <sup>3</sup>. — S. 1013 ὀβελία, ebda 3632, <sup>3</sup>. — S. 1019 οἰκετήα, Olus, Ἐφ ἄρχ. 1902, 222. — S. 1041 Ὀνύμανδρος, Kos, Coll. 3624, b, <sup>26</sup>. — S. 1047 ὀπλά, ebda 3637, <sup>19</sup>. — S. 1052 ὄργιον, Erythrae, Nordjon. Steine, Nr. 8. — ὄρεοβαζάγρα, ὄρεοβαρζάγρα, Def. tab. 75, 41, <sup>6</sup> und 342, 250, B, <sup>1</sup>. — S. 1054 ὄρθός, S.B. Berl. Ak. 1905, 536. — S. 1055 ὀρκίσματα, Def. tab. 75, 41, <sup>15</sup>. — S. 1062 ὀρχηστέω, ebda 23, 15, <sup>23</sup>. — S. 1069 οὔατα, Kos, Coll. 3636, <sup>22</sup>. — S. 1095 πανδυνάκτειρα, Def. tab. 70, 38, <sup>27</sup>. — S. 1125 παρορφνιδωτός, R.E.G. 12, 61. — S. 1128 παστὰς, παστάτας, Solmsen, Griech. Wortforsch. I, 2 und 4. — S. 1131 πατριατεῖ, Kos, S.B. Berl. Ak. 1901, 183. — S. 1136 πέλιε, Solmsen, Rh. M. 59, 481. — S. 1137 πέλανος, Kos, Arch. Rel. 10, 205. — S. 1143 πεντόκι, Sparta, Annual, 15, 82. — S. 1159 περιρανάτω, Kos, Arch. Rel. 10, 402 fg. — S. 1189 πνικτός, ebda. — S. 1199 πολυάνδριος, Def. tab. 41, 22, <sup>30</sup>. — S. 1218 πράστιος, Kos, Arch. Rel. 10, 403. — S. 1251 προσιαγόνες, Def. tab. 75, 41, <sup>18</sup>. — S. 1255 προσπερμεία, Kos, Arch. Rel. 10, 409. — S. 1264 πρόχοι, Kos, Coll. 3637, <sup>25</sup>. — S. 1275 πυριπηγάζουσα, Def. tab. 70, 38, <sup>29</sup>. — S. 1286 ρησίχθων etc., ebda 40 fg. — S. 1292 ρυσιδῶ, ρύσιον, Delphi, Coll. 2615. — S. 1318 κυρὴν 'berühren', Aristoph. Lysisch. 1004. — S. 1357 στενακτὰ θάπτειν, Def. tab. 42 und 45. — S. 1361 στηλογραφεῖν, R.E.G. 12, 385. — S. 1399 συνέφηρος, Annual, 15, 52; Ziebarth, Griech. Schulwesen, 29; 81 (συνήτης). — S. 1428 ταραντίνα, Tanagra, R.E.G. 12, 61. — S. 1430 ταρός, Kos, Coll. 3637, <sup>19</sup>. — S. 1435 τεγίδιου, R.E.G. 12, 75. — S. 1489 τυρώδης, Kos, Coll. 3636, <sup>49</sup>. — S. 1543 φάκος, Solmsen, Griech. Wortforsch. I, 5. — S. 1549 φθοῖας, Kos, Coll. 3636, <sup>28</sup>. — S. 1555 φιλοκλαύδιος, Kos, Herzog, 65; Kalymna, ebda 198 (φιλονέρων). — S. 1558 φιμοῦν, Def. tab. 41, 22, <sup>42</sup>. — S. 1571 φρύγανον, Kos, Coll. 3638, <sup>14</sup>. — S. 1601 χλανιδίσκα, R.E.G. 12, 61. — S. 1631 ὦδε, S.B. Berl. Ak. 1905, 536. — S. 1635 ὠνά, Kos, Coll. 3632, <sup>1</sup>. —

Diese Liste möge genügen! Ich habe das Buch weiter zu charakterisieren. Man betrachte die SS. XVIII und XIX: hier werden die gramma-



tischen Hilfsmittel aufgezählt, deren H. sich bedient hat. Es ist alles gesagt, wenn ich erwähne, daß Kühner-Blass-Gerth genannt ist, mit dem er sich auch — manchmal zu breit — auseinandersetzt, daß aber Brugmanns Griechische Grammatik fehlt. Ich habe Br. auch nirgends zitiert gefunden, oft kann er also nicht herangezogen sein. Auch ich verehere in Blass einen großen Gräzisten und benutze selber seine Grammatik sehr ausgiebig, aber Beherrschung der historischen griechischen Grammatik war nun einmal nicht seine Stärke. Man braucht denn auch nur einmal irgend einen allgemeinen Artikel herauszugreifen, um sich zu überzeugen, daß hier der V. besser geschwiegen hätte.

Leider sind die Angaben auch nicht immer zuverlässig; Zahlen oder Namen sind manchmal verwechselt. Ich greife nur noch ein beliebiges Beispiel heraus, um daran zu zeigen, wie wenig man mit den Angaben H's. machen kann. S. 136 liest man: "ἀνίκα, πανίκα, ὀπανίκα doricæ = ἡνίκα etc. passim leguntur. Cf. Meister I, 59". Danach wäre die Form ἀνίκα nur dorisch, und an der zitierten Stelle bei Meister müßte man die Nachweise dafür finden. Schlägt man aber die Stelle nach, dann findet man, daß Meister ἀνίκα zwar auch für dorisch hält, daß er aber einen seiner Meinung nach äolischen Beleg aus dem äolisierenden Gedicht Theokrits 29 beibringt. Ob diese Form äolisch ist oder nicht, mag bei Seite bleiben. Jedenfalls aber kommt ἀνίκα auch in Böotien vor, nicht nur in dem Vers JG VII, 2462, sondern auch bei Korinna Rh. M. 63, 171, <sup>16</sup> vgl. 168, <sup>15</sup> τανίκα; außerdem gibt es in den Inschriften von Magnesia die arkadische Form ἀνάκα (bei Kern, 38, <sup>20</sup>).

Doch damit genug! Nur noch eins! Bei einer großen Zahl von Vokabeln, auch recht unbekannten, fehlt die Angabe der Bedeutung. Es ist dann nur in den meisten Fällen, auch nicht immer, auf die Werke verwiesen, wo man Genaueres über das Wort findet. Aber wie umständlich ist das, wenn man da erst wieder in anderen Werken nachschlagen soll! Wer hat denn die J. G. oder die Zeitschriftenbände gleich alle in seinem Arbeitszimmer stehen!

Das Wörterbuch hat in 8 Jahren zum zweiten Mal aufgelegt werden müssen. Vermutlich werden noch weitere Auflagen folgen — trotz des Todes des Verfassers. Zwar soll der neue Passow, dessen Druck schon begonnen hat, alles das, was wir bei Herwerden vermissen, mit umfassen. Aber dieser neue Passow wird wegen seines Umfanges so teuer sein müssen, daß für Herwerden immer noch Platz bleibt. Darum möchte ich für eine dritte Auflage einige Wünsche vortragen.

Wenn man sich überlegt, warum das Werk H's. so unzureichend ausgefallen ist, wird man wohl zwei Gründe erkennen. Der eine ist das zu hohe Alter des Verfassers gewesen, der nicht mehr mit der nötigen Sorgfalt alles umfassen konnte. Der zweite Grund aber liegt tiefer. Jedes derartige Lexikon wird sehr zu wünschen übrig lassen, wenn es ein Philologe verfertigt, der in der modernen Sprachwissenschaft nicht zu Hause ist. Es ist sonnenklar, daß ein Lexikograph über sehr viel philologisch-sachliches Wissen verfügen muß, aber die sprachwissenschaftliche Schulung darf unter keinen Umständen fehlen. Etymologien brauchen allerdings nur in den seltensten Fällen aufgenommen zu werden. Der Verfasser muß aber genau wissen, was sprachlich von Wichtigkeit ist. Wenn ἄλλοι in den Tafeln von Gortyn ein λ hat, so gehört das nicht in

das Wörterbuch (vgl. S. 74), weil diese Inschrift die Geminata nicht zu schreiben pflegt. Es kann doch unmöglich die Aufgabe des Lexikons sein, alle Formen zu nennen, die in den epichorischen Alphabeten Geminata einfach schreiben. Ebenso wenig verdient eine Schreibung wie γέγραφα (S. 304), böotisch ἀνεῖρ (S. 126) oder ἐπειδί (S. 535) eine Erwähnung, wenn nicht prinzipiell alle solche Fälle aufgezählt werden sollen. Das wird aber nicht möglich sein. Solche Dinge gehören nur in die Grammatik. Hierbei gilt es also, immer die richtige Grenze zu finden. Dazu gehört viel Takt, aber vor allem auch der Blick des Sprachhistorikers. Es fragt sich, ob Formen, die ja nichts besonders Mundartliches zeigen, doch erwähnt werden müssen: also, ob z. B. aufgeführt werden soll, in welchen Dialektbezirken die Inschriften ἐπειδή gebrauchen. Meiner Meinung nach muß da auf die Schriften hingewiesen werden, die sich über die mundartliche Geltung eines Wortes auslassen; auf Grund hiervon ist dann eine zusammenfassende Bemerkung zu machen und das Fehlende zu ergänzen, so daß man sehen kann, wo das Wort anzutreffen ist.

Der zukünftige Verfasser muß sich ferner darüber klar sein, daß er durch sein Werk ein gut Teil dazu beitragen kann, die Sprachwissenschaft dem Gymnasiallehrer näher zu bringen und damit das alte humanistische Gymnasium zu stärken. So wie jetzt schon sicherlich Thumbs Handbuch der griechischen Dialekte gar manchem das Studium des nicht attisch-jonischen Griechisch erleichtern und ihm die Wege zu einem historischen Verständnis der Sprachformen ebnen kann, so wird das ein in jeder Beziehung zuverlässiges und möglichst lückenloses Supplement- und Dialektlexikon des Griechischen in noch höherem Maße leisten können. In dieser Richtung ist die Bedeutung eines Dialektlexikons nicht zu unterschätzen. Vorläufig liegt es doch noch so, daß der größere Teil der klassischen Philologen die griechischen Dialekttexte recht wenig kennt. Die Hilfsmittel dafür waren bisher immer zu umständlich zu beschaffen; daher war es ein pädagogischer Mißgriff, wenn Solmsen seinen *Inscriptiones selectae* kein Wörterbuch beigeben durfte, wie das Buck tut. Von dem Augenblick an, wo wir ein wirkliches Dialektlexikon — nicht wie jetzt ein Lexikon mit Dialektwörtern — besitzen, müssen die Dialekttexte einem viel größeren Kreis von Philologen zugänglich werden. Das vermehrte Interesse an solchen Texten wird dann gewiß das Interesse auch an der historischen Sprachbetrachtung wesentlich fördern. Will sich aber auch die Verlagsbuchhandlung in den Dienst dieses Gedankens stellen, dann muß sie den Preis des Buches ganz gewaltig herabsetzen, wie das in so vernünftiger Weise die Wintersche Buchhandlung mit Waldes etymologischem Wörterbuch getan hat. Ich glaube, sie wird selber damit nicht schlecht fahren! Und noch einen Wunsch! Wäre es nicht richtiger, die dritte Auflage erschiene deutsch statt in lateinischer Sprache? Ich traue den Philologen Hollands zu, daß sie alle genügend deutsch verstehen, um darin nirgends ein Hindernis zu finden. Ich möchte aber bezweifeln, daß die lateinischen Übersetzungen seltner Vokabeln dem Durchschnittsphilologen geläufig sind. Hoffen wir also von einer neuen Auflage das Beste!

Bergedorf.

Eduard Hermann.

**Wolf K.** Studien zur Sprache des Malalas. I. Teil: Formenlehre. Programm des Kgl. Ludwigs-Gymnasiums in München für das Studienjahr 1910—1911. München 1911. 80 S.

Noch vor einigen Jahren sprach man von einer époque pré-historique du néo-grec (Ref.'s Einleitung in die neugriechische Grammatik S. 287), und jetzt unternimmt Verf. "ein Bild von der Volkssprache zu gewinnen, die ungefähr in der Mitte des ersten Jahrtausends gesprochen wurde" (S. 7); und er bringt es in der Tat fertig, ein durchaus beredtes Zeugnis der großen Entwicklung der mittel- und neugriechischen Studien in den drei letzten Dezennien. Nach einer kurzen Einleitung, worin Verf. eine klare Übersicht über die spätere griechische Sprache und über Malalas gibt, kommt er zu seiner Aufgabe, zu einer Darstellung der griechischen Formenlehre. Wie natürlich, handelte es sich dabei meistens nicht um ganz neue Erklärungen, sondern um die Konstatierung, daß diese und jene Spracherscheinung, die man gewöhnlich als dem späten Mittelalter oder sogar als dem Neugriechischen selbst angehörend betrachtete, in Wirklichkeit schon vor 500 n. Chr. in voller Kraft da stand.

So bemerkt er S. 16, daß die bei uns so gewöhnlichen und deshalb als neugriechisch angesehenen Wörter ἡ κυρά statt ἡ κυρία, ὁ κύρις, ὁ πατῆρ = Pfarrer, ὁ πᾶπας = der Papst schon bei Malalas gelesen werden; S. 34, daß die Superlativa nur als Elativa noch in jenen Zeiten üblich waren, nicht aber als eigentliche Superlativa; S. 39, daß das neutr. ἐνα statt ἐν ebd. steht (vom mittelalt. maskul. τὸν ἐναν gebildet ganz wie τὸν μέγαν : τὸ μέγα); S. 42, daß das moderne Pronomen τοῦ statt αὐτοῦ sich bei Malalas findet; S. 48, daß das Adv. ὅπου bei Leontios ein mehr fortgeschrittenes Stadium als bei Malalas aufweist, da es sich an Personen anschließt und nicht mehr mit *wo* zu übersetzen ist; S. 65, daß das Perfektum deshalb verloren gegangen ist, weil es in bezug auf die Bedeutung mit dem Aoriste zusammenfiel; S. 66, daß der Ausdruck τριάκοντα ἔτη ἔχω δικαζομένη ganz modern aussieht; S. 69, daß das Futurum so selten bei Malalas vorkommt, daß man zu dem Schluß kommt, es sei der Volkssprache schon damals nicht mehr geläufig gewesen.

Derartige Bemerkungen über einzelne Spracherscheinungen und über die Datierung anderer finden sich recht viele in dieser inhaltreichen und methodisch trefflich angelegten Abhandlung, und es wird auf diese Weise ein reicher Beitrag zum Verständnis des Griechischen jener Zeiten geliefert.

Damit nun aber Ref. nicht ganz ἀσύμβολος zu dieser πανδακσία abgeht, sei es ihm gestattet, Folgendes zu bemerken: Es wird wohl nicht richtig sein, daß, da die kurzen und langen Vokale ausgeglichen wurden und das auslautende *v* der Endung schwand, Dativ und Akkusativ in der II. Deklination bei den Maskulinen auf -oc und Neutren auf -ov, in der I. Deklination bei den Femininen auf -η, auf -α purum, den Maskulinen auf -ac und den Kontrakten zusammenfielen, oder daß ταῖς ἀρεταῖς mit τῆς ἀρετῆς in der Aussprache zusammengefallen ist. Denn das auslautende -v ist im gewöhnlichen Neugriechischen erst nach vielen Jahrhunderten verschwunden, in einigen Dialekten, z. B. im Pontischen, wird es sogar bis auf den heutigen Tag klar ausgesprochen. Auch αἱ (ταῖς ἀρεταῖς) ist nie ganz ähnlich mit η (τῆς ἀρετῆς) ausgesprochen worden. Sonst wäre der heutzutage überall bestehende Unterschied in der Aussprache der beiden Vokale (αἱ = e, η = i) durchaus unverständlich. Die Ursache, weshalb der Dativ aller Deklinationen und aller Numeri schwand, liegt nicht in

der Phonetik, sondern in dem immer und immer selteneren Gebrauch desselben in der Volkssprache. Dasselbe ist bekanntlich der Fall auch in bezug auf den Verlust des Optativs, des Infinitivs, der dritten Personen des Imperativs, des Futurums, des Medialaorists, des Perfekts und Plusquamperfekts usw. Auch die Schwankungen zwischen den Formen τὸ μέγαν und τὸ μέγα (S. 29) erklären sich nicht aus der häufigen Unterdrückung des auslautenden ν in der Volkssprache, sondern im Gegenteil aus der Ausdehnung desselben auf alle Neutra, Adjektiva wie Substantiva, wie τὸ ἄλλον, τοῦτον, ἐκείνον, πράγμαν, ὄνομα, τάγμαν usw., mit Ausnahme des Artikels τὸ.

Auch daß die Nomina auf -εύς in ihrer Deklination dem Volke ganz unverständlich geworden sind, da die veränderte Aussprache das Bildungsgesetz nicht mehr erkennen ließ (S. 19), ist wohl nicht richtig. Denn wie gerade aus der Auseinandersetzung des Herrn Verf.'s (S. 20) in bezug auf den Akk. τοὺς βορεῖς = βασιλεῖς klar wird, schon vor dem Eintritt der neuen Aussprache des -εύς als εῖς waren diese Nomina durch Metaplasmus in die I. Deklination übergegangen. Vgl. auch τοῦ Γάρφαρι, τοῦ Οὐτίγρι, τῆς Μέμφης usw. S. 22—23, welche eine ganz neue Deklinationsweise, d. h. einen vollständigen Übertritt dieser Nomina der III. Deklination in die I. bekunden.

Über die Neutra auf -ος wie τὸ ἦχος, τὸ αὔρος, τὸ νίκος usw. denkt Ref., es sei richtiger von einer neuen Entstehung derselben aus den analogen Verben als von einem Genuswechsel zu sprechen; vgl. τὸ φίλος bei Wagner Epigram. 38 aus Karien, τὸ πρέπος, τὸ πᾶτος, τὸ κῶστος usw. in Einleitung 366. Von ἀτός glaubt Ref., es sei nicht durch Monophthongisierung des αὐ aus αὐτός, sondern aus dem Reflexivum αὐτοῦ αὐτόν usw., das durch Ausstoßung des υ zu ἀτοῦ, ἀτόν usw. wurde (vgl. J. Wackernagel in KZ. 33, 2 ff.), entstanden. So begreift man auch, wie es geschehen ist, daß sowohl αὐτός mit αὐ vom alten αὐτός als auch ἀτοῦ, τοῦ usw. vom alten αὐτοῦ heutzutage gesagt wird.

Daß ἔδωκα und nicht ἔδοκα zu schreiben ist, hat Ref. vor Jahren in KZ. 33, 105 ff. nachgewiesen; vgl. auch Ἀθηναῖ 1, 520. Die Formen ἔδομεν, ἔδοτε, ἔδοσαν wie auch ἔθεμεν, ἔθετε, ἔθεσαν sind der Koine ganz fremd (vgl. auch Mayser Grammatik der Ptol. Papyr. 367); mithin konnten die Formen ἔδωκα, ἔθηκα, δώκα, θήκα usw. nur aus dem Futurum δώσω, θήσω, wie ἀφηκα aus ἀφήσω entstehen. Der relative Gebrauch des Artikels τόν, τήν, τό, τά usw. ist in allen Idiomen des Neugriechischen bekannt, und nicht nur im Südgriechischen; Thumb's Handbuch S. 150 Anm. 1 ist danach zu korrigieren.

Doch genug der Bemerkungen! Das Büchlein darf als ein vortrefflicher Beitrag zum Verständnis des mittelalterlichen Griechisch angesehen und bewillkommet werden, und das ist gerade genug.

Athen.

N. G. Hatzidakis.

Walde A., Lateinisches etymologisches Wörterbuch. Zweite umgearbeitete Auflage. XXXI u. 1044 S. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung 1910. 10.40 M.

Daß von diesem Buche schon so bald nach seinem ersten Erscheinen eine zweite Auflage nötig geworden ist, ist nicht allein ein Beweis für das starke Bedürfnis, das nach einem solchen Hilfsmittel vorlag, sondern auch eine lobende Anerkennung der Art, wie der Verfasser diesem Bedürfnis genügt hat. Was wir vor allen Dingen brauchten, war eine möglichst

umfassende Sammlung und kritische Sichtung der bisherigen Ergebnisse der etymologischen Erforschung des lateinischen Wortschatzes, und die hat Walde mit einer Gewissenhaftigkeit und Sachkenntnis durchgeführt, für die wir ihm nicht dankbar genug sein können. Von dem Ideal eines lateinischen etymologischen Wörterbuchs, nämlich einer Bedeutungsgeschichte des lateinischen Wortschatzes, die namentlich auch die Entwicklung der Wortsippen im Sonderleben der Einzelsprache darzustellen und allseitig zu beleuchten hätte, sind wir ja freilich noch weit entfernt, allein, wenn Walde auch diese Arbeit hätte leisten wollen, so würden wir wahrscheinlich noch immer auf sein Buch warten. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß die philologische Seite der Aufgabe nicht etwas stärker betont, die chronologischen Unterschiede und die Zugehörigkeit des mitgeteilten Materials zu den verschiedenen Stilgattungen etwas schärfer hätten herausgehoben werden können und sollen. Es ist eine unabweisbare Forderung für uns Linguisten, daß wir mehr mit den Texten als mit dem Wörterbuch arbeiten sollen, daß wir uns bemühen, ein selbständiges und unmittelbares Verhältnis zur Überlieferung zu gewinnen. Darauf wird Walde inskünftig meiner Meinung nach sein Hauptaugenmerk zu richten haben. Des weitern könnte noch etwas mehr Sorgfalt auf die Disposition des Stoffes verwendet, eine größere Übersichtlichkeit und bessere Gruppierung angestrebt werden. Ich habe öfters darüber klagen hören, daß es schwer und mühsam sei, sich in dem Schachtelsystem der einzelnen Artikel zurechtzufinden und habe das auch teilweise selber empfunden. Doch es wäre ungerecht, diese Kritiken zu urgieren angesichts der sonstigen Vortrefflichkeit des Gebotenen, und ich zolle das Lob, das ich seinerzeit in dieser Zeitschrift Anz. 18, S. 72 ff. und 19, S. 31 ff. der ersten Auflage gespendet habe, auch der zweiten aus voller Überzeugung. Die neue Bearbeitung weist gegenüber der ersten Auflage einen Zuwachs von rund 160 Seiten auf, was allein schon eine achtunggebietende Leistung repräsentiert. Daneben ist auf Schritt und Tritt die bessernde Hand an die frühere Fassung gelegt worden, sodaß die Bezeichnung der zweiten Auflage als 'umgearbeitete' auf dem Titel in vollem Maße gerechtfertigt erscheint. Ich glaube dem Dank, den ich dem Werke für die vielseitige Förderung schulde, die ich bei fortgesetzter eifriger Benutzung daraus geschöpft habe (wobei ich namentlich auch seine absolute Zuverlässigkeit gebührend schätzen lernte), am besten dadurch Ausdruck zu verleihen, daß ich eine Anzahl von Bemerkungen anschließe, die ich mir zu einzelnen Artikeln aufgeschrieben habe, hoffend, daß sich die eine und andere darunter dem verehrten Herrn Verfasser brauchbar erweisen werde.

S. 53. *aquila*. — Auf Grund der methodischen Einsicht, die wir dem lehrreichen Programm von R. Findeis, Über das Alter und die Entstehung der indogermanischen Farbennamen (Triest 1908) verdanken, war auch die Möglichkeit der Priorität dieses Tiernamens vor dem Farbenadjektiv *aquilus* zu erwägen, die übrigens bereits in den früheren Auflagen des Dictionnaire étymologique latin von Bréal und Bailly angedeutet war.

S. 70. *aububulcus*. — Die Behandlung dieser merkwürdigen Glosse befriedigt nicht. Die Überlieferung lautet im Cod. Amplonianus 42 *aububulcus*: *pastor bovirum*, im Cod. Epinalensis 7 *aububulcus*: *pastor bovirum*. Zunächst mußte die von Bährens, Jenaer Literaturztg. 1877, S. 156 vorgeschlagene Änderung des Lemmas zu *aubulcus* als auf einer falschen Prämisse beruhend ausdrücklich abgelehnt werden; das zeigt mit aller wünschenswerten Deutlichkeit der Hinweis auf R. V. I, 101, 4 *yó áçvānāṃ*

*γὸ γάων γόπατιρ*, Il. XX 221 τοῦ τριχίλια ἴπποι ἔλος κἀτα βουκολέοντο und ἵπποβουκόλος bei Euripides, Phoen. 28 (s. Fraenkel, IF. 28, S. 219)<sup>1)</sup>, denen ich als hübsche Parallele eine neulich gelesene Zeitungsnotiz an die Seite, in der gesagt war, ein Automobil sei in eine Schafherde hineingefahren, die ein Küher auf der Straße habe stehen lassen. Auch die Konjektur von Löwe, Prodrömus corp. gloss. S. 348, der im Interpretament *ovium* schreiben will, kann ich nicht als zwingend anerkennen. Man beachte Junii Philargyri gramm. explanatio in Bucolica Vergilii (in der Appendix Serviana ed. Hagen = Band III, 2 der Serviusausgabe von Thilo und Hagen) zu Ecl. X, 19: *opiliones dicuntur ovium et pastores haedorum*, ferner Glossen wie *opilio*: αἰπόλος C. G. L. II, 139, 6 und αἰπόλος αἰρονόμος: *caprarius*, *upilio* III, 262, 9; wenn hier *opilio*, *upilio* Schafhirt durch *pastor haedorum*, *caprarius*, αἰπόλος, αἰρονόμος glossiert wird, so dürfte auch *pastor bovum* als Interpretament von *aububulcus* möglich sein. Freilich sieht andererseits *pastor bovium* im Cod. Amplonianus danach aus, als habe im Archetypus *pastor ovium* gestanden und als habe ein Korrektor, dem an *aububulcus* nur das zweite Glied klar war, daraus *pastor bovium* gemacht, was dann der Schreiber des Epinalensis weiterhin zu *pastor bovum* geändert hätte. Aber, wie gesagt, zwingend ist diese Annahme nicht. Sodann läßt Waldes bloße Bemerkung, *aububulcus* sei aus *ovis* und *bubulcus* zusammengesetzt, die Lautgestalt *aububulcus* im Dunkeln, denn aus *\*ov(i)-bubulcus* hätte doch *\*ūbubulcus* entstehen müssen. Mir scheint, *aububulcus* ist eine Übersetzung von ländlichem *ōbūfulcus* ins Stadtrömische mit fehlgreifender Substitution von *au* an Stelle von *ō*. Der von Zimmermann, Archiv f. lat. Lexikogr. 12, S. 132 beigebrachte Eigenname *Obulcius* ist entweder durch Haplogie aus nur teilweise urbanisiertem *\*Obubulcius* entstanden oder aber er hat von Anfang an als Hinterglied nur *-bulcus* enthalten und wäre alsdann eine Dublette zu jenem Glossenwort.

S. 83. *barba*. — Daß italien. *farfecchie* 'Schnurrbart' auf ein osk.-umbr. *\*farfa* hinweisen soll, ist, wie Schuchardt, Zschr. f. roman. Philol. 34, S. 216 f. zeigt, höchst unwahrscheinlich. Das Wort ist nur aus einem scherzhaften Heldengedicht des Pistojesen Francesco Bracciolini aus dem Anfang des 17. Jahrh. zu belegen und stellt hier jedenfalls nur eine individuelle scherzhafte Augenblicksbildung dar.

S. 94. An dieser Stelle vermisse ich *bōlētus*, in Bezug auf das dem Irrtum hätte entgegengetreten werden müssen, der darin besteht, das Wort

1) Entsprechend wird in der späteren Gräzität προβατεύω auch vom Hornvieh gesagt, zu dem πρόβατον von Hause aus ja gerade im Gegensatz stand; vgl. Appian, Bell. civ. I, 7: ὤριστο δὲ καὶ τοῖς προβατεύουσιν τέλη μειζόνων καὶ ἐλαττόνων ζῴων. Vgl. ferner noch Tibull II 1, 57 f.: *huic datus a pleno, memorabile munus, ovili | dux pecoris hircus, auxerat hircus oves*, wo *oves* und *ovile* allgemein 'Kleinvieh' und 'Stall für Kleinvieh' bedeuten. In dieser allgemeineren Bedeutung steht *ovile* auch bei Ovid, Metam. XIII 827 f.: *sunt, foetura minor, tepidis in ovilibus agni | sunt quoque, par aetas, aliis in ovilibus haedi*. — Die Entwicklung von *ai. gópatih* und von griech. βουκόλος zur allgemeinen Bedeutung 'Hirt' erhellt übrigens schon aus den tautologischen Verbindungen *gávām gópatih* (außer an der oben angeführten Stelle z. B. auch noch R. V. VII, 98, 6; X, 108, 3), βῶν ἐπιβουκόλος (ἀνήρ) (Od. XXII, 268, 285, 292 usw.), βοῦς βουκολέεσκες (Il. XXI, 448); vgl. ferner αἰπόλος αἰγῶν Od. XVII, 247, 369; αἰπόλια αἰγῶν Il. II, 474; XI, 679, Od. XIV, 101, σῶν κυβόκια Il. XI, 679, Od. XIV, 101.

als Lehnwort aus dem Griechischen zu erklären (wie es sogar Thurneysen im Thes. ling. Lat. s. v. tut). Der Kaiserschwamm wurde in Rom zur Zeit des älteren Plinius bekannt (vgl. Plinius n. h. XVI, 31 *boletos suillosque* [Steinpilze], *gulae novissima inritamenta*) und, wie wir namentlich durch Martial wissen, bald als Leckerbissen sehr gesucht. In griechischen Texten erscheint das Wort βωλήτης vor dem ersten Jahrh. unserer Zeitrechnung nie, im ersten Jahrh. nur zweimal und zwar beidemal unter Umständen, die keinen Zweifel daran aufkommen lassen, daß es sich um das herübergenommene lateinische *bōletus* handelt. So heißt es bei Athenaeus III, 113 c in einem Exzerpt aus dem Ἀρτοποιικόν des Pemmatologen Chrysippos von Tyana, der um die Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. geschrieben zu haben scheint (s. M. Wellmann in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie 3, Sp. 2511): ὁ δὲ βωλητίνος καλούμενος ἄρτος πλάττεται μὲν ὡς βωλήτης. Dieser ganze Passus aber ist voll von lateinischen Wörtern wie z. B. φοῦρνος, φουρνάκιος ἄρτος, ματερία, φουμῶκος τυρός, woraus bereits in Stephanus' Thes. Graecae ling. s. v. βωλητίνος der richtige Schluß gezogen wird: videtur Latina esse vox. Die zweite Erwähnung findet sich in dem Silbergeschirrinventar B. G. U. 781 aus dem 1. Jahrh. n. Chr., wo Kol. I 1 und Kol. III 8, 10 von πινάκια βωλητάρια die Rede ist. Dieses βωλητάρια ist klärlich das lateinische *bōletāria* 'Champignonschlüsseln' und πινάκια ist nur zur Verdeutlichung zugefügt. Auch dieser Text wimmelt von lateinischen Ausdrücken wie γαράρια 'Schüsseln für Fischsauce' Kol. III 7 (nach der Lesung von Schubart in den Nachträgen zu Band III der B. G. U. S. 5), σκότουλα (*scutula*) Kol. IV 8 (Schubart *ibid.*), λίνγυλα (*lingula*) Kol. VI 3, 16, λάνκλα, λάνκκλη (*lancula*) Kol. V 18, VI 9 (Schubart *ibid.*). Die Herkunft des lat. *bōletus* bleibt vorläufig unbestimmt. *Boletum* hieß eine Stadt im Nordwesten der Hispania Tarraconensis. Sollte eine Benennungsweise wie *Perigordtrüffel*, frz. *cantaloup* 'eine Melonenart' nach *Cantalupo*, einer ehemaligen päpstlichen Villa in der Umgebung Roms, vorliegen?

S. 97. *brigantes*. — Dazu wohl auch die Glosse *briensis* (vermutlich späte und vulgäre Aussprache von *brigensis*): *honduyrm*, *hondveorm*; siehe Glotta 2, S. 54.

S. 118. *camera*. — Vgl. auch Erich Willisch Zur Geschichte des Wortes Kammer, Zittau 1902, und Felix Solmsen, Berl. philol. Wochenschrift 1906, Sp. 853, welcher zeigt, daß *καμδρα* karischer Herkunft ist.

S. 123. *cano*. — Lit. *kañklēs* ist entlehnt aus finn. *kantele* nach Nikolai Anderson, Trudy 10. arch. sjězda 3 (1900), S. 122.

S. 158. *cicer*. — Hier ist die wichtige Hesychglosse κίκερροι (durch die alphabetische Reihenfolge gebotene Verbesserung für überliefertes κίβερροι). ὥρποι. Μακεδόνας übersehen, auf die Bücheler, Rhein. Mus. 62, S. 476 f. aufmerksam gemacht hat.

S. 175 *cohus*. — Nach O. Keller, Fleckeisens Jahrb. f. klass. Philol. 155 (1897), S. 347 ff. wäre *inchoare* und nicht *incohare* die Schreibung aller Handschriften von Wert und *incohare* im Monumentum Ancyranum durch Grammatikertheorien beeinflusst. Seine Erklärung von *inchoare* als hybrides Kompositum aus *in-* und einer Ableitung von gr. χοή 'Weiheguß' (sakralen Ursprung vermuten auch Bréal und Bailly, Dictionnaire étymol. latin<sup>4</sup>, S. 133) hätte meines Erachtens wohl verdient, erwähnt zu werden.

S. 176. *collum*, *collus*. — *collus* war als die ältere und ursprünglichere Form voranzustellen. In der Tat ist *collum* erst aus dem kollektiven *colla* (das sich zu *collus* so verhielt wie gr. μήρα zu μηρός) rück-

gebildet so wie ai. *cakrám* aus dem kollektiven *\*cakrā*; s. Meillet *De quelques innovations de la déclinaison latine* (Paris 1906), S. 15.

S. 208. *culīna*. — "Aus *\*coc-stīna* . . .; *ū* für *ō* nicht sicher erklärt". Sollte heißen: *ū* für *ō*; denn aus *\*coc-stīna* hätte doch lautgesetzlich *\*cōlīna* werden müssen.

S. 243. *drungus*. — Unter den Literaturangaben vermisste ich einen Hinweis auf Kempf, *Romanorum sermonis castrensis reliquiae collectae et illustratae* in *Fleckeisens Jahrb. f. klass. Philol.*, 26. Supplementband, S. 369 f.

S. 257. *equus*. — Als kulturhistorisch interessant hätte Erwähnung verdient *eculeus* 'Folter' mit den Bedeutungsparallelen span. *poltro* 'Martergestell in Form eines Pferdes' und deutsch *Folter* aus lat. *pullitrus*, das in der Form *poledrus* in merowingischen und karolingischen Urkunden öfters begegnet, ferner frz. *chevalet* 'Folterbank'.

S. 282. *fēnus*. — Das in diesem Artikel genannte griech. *φόνος* 'Klumpen, Masse', mit dem die Linguisten immer und immer wieder operieren, ist, wie ich glaube, eine vox nihili. Die Bedeutung 'Klumpen, Masse' wird lediglich aus dem Homervers II. XVI 162:

. . . ἐπευρόμενοι φόνον αἵματος

gefolgert, hier aber dürfte *φόνον αἵματος* für *αἶμα φόνου* 'das Blut des Mordes' (d. h. des getöteten Hirsches) stehen; vgl. über derartige Vertauschungen Meringer und Mayer, *Versprechen und Verlesen*, S. 13 ff., Meringer, *Aus dem Leben der Sprache*, S. 11 ff.

S. 387. *incolumis*. — Im Nachtrag zu diesem Artikel zeigt sich Walde geneigt, der Etymologie von Vetter, *Glotta* 2, S. 247 ff. beizustimmen, der *incolumis* als Hypostase aus *in columine* 'auf dem Stützbalken ruhend' fassen möchte. Ich kann das nicht für richtig halten. Erstens macht mir die ganze Bedeutungsentwicklung Vettters einen sehr gekünstelten Eindruck, und es dürfte nicht schwer sein, aus den von ihm angezogenen Stellen etwas ganz anderes herauszulesen, als er in sie hineinlegt. Nehmen wir beispielsweise gleich das älteste, plautinische Beispiel *Persa* 324: *atque ego omne argentum tibi hoc actutum incolume redigam*, so heißt hier *incolume* 'bei Heller und Pfennig', also 'unverkürzt', was doch ganz entschieden eher auf eine Grundbedeutung 'unverstümmelt' als 'aufrecht stehend' hindeutet. Und wenn später z. B. bei Cicero, *Pro Cluentio* 81: *ut . . . mearum omnium fortunarum status incolumis maneret* eine Beziehung zu *columen* 'Stützpfeiler' durchzuschimmern scheint, so ist das offenbar für die Etymologie des Adjektivums *incolumis* nicht entscheidend. Wir haben hier vielmehr denselben Fall, wie wenn heute viele Franzosen *jour ouvrable* als «jour où l'on ouvre les magasins» fassen, also *ouvrable* mit *ouvrir* verknüpfen, während es tatsächlich von *ouvrer* 'arbeiten' kommt (vgl. Bally, *Traité de stylistique française* 1, § 68). Auch bleibt bei der von Vetter vorausgesetzten Herkunft von *incolumis* das nach seiner Ansicht alte *columis* 'salvus' morphologisch dunkel. Das von Skutsch a. a. O. S. 252, Anm. 2 zum Vergleich herangezogene *amussim* aus *adamussim* ist anders geartet; denn hier handelt es sich um Ellipse einer einen Kasus regierenden Präposition in adverbiallem Verband. Es dürfte also wenigstens vorläufig bei dem sein Bewenden haben, was ich über *incolumis* und *columis* IF. 26, S. 52 ff. gesagt habe. Das mit dem letzteren nach meiner Meinung auf eine Linie zu stellende spätlateinische *becillis*, *becillus* kann ich, wie hier nachgetragen sei, nunmehr außer aus C. G. L. V, 442, 50 und



563, 6 auch noch aus der in der Handschrift von Laon Nr. 424 überlieferten lateinischen Oribasiusübersetzung Eupor. IV, 63 (= Bussemaker und Daremberg VI, S. 579) belegen, wo die Kapitelüberschrift πρὸς τοὺς ἡθρονηκότας ὀδόντας durch *ad beccillos dentes* wiedergegeben ist. Zu vergleichen wäre auch noch *ne quis pos me juriam* (= *injuriam*) *faciat* auf einer vulgärlateinischen Inschrift der Kaiserzeit aus Rom, C. I. L. VI, 17072.

S. 389 f. *interpres*. — Weder zu *pretium*, noch zu got. *frapi* und dessen Sippe, sondern wie bereits Isidor, Orig. X, 124 richtig erklärt *quod inter partes medius sit*. Dieselbe Deutung ist in neuerer Zeit unabhängig von Bergk, Philologus 14, S. 185 gefunden und von Usener, Fleckeisens Jahrb. f. klass. Philol. 117 (1878), S. 73 dahin präzisiert worden, daß er als Grundform ein durch Hypostase aus *inter partes* gewonnenes *\*interpars* ansetzt. *\*interpars* > *\*interpars* > *interpres*. In der von Consentius G. L. V, p. 392 K getadelten späten Vulgärförm *interpertor* möchte ich jedoch nicht, wie Bergk und Usener es tun, eine Bewahrung des älteren Lautstandes sehen, sondern sie mir lieber als durch eine das Ergebnis der ersten rückgängig machende zweite Metathesis aus dem schulgerechten *interpretor* entstanden denken <sup>1)</sup>.

S. 405 f. *lacrima*. — griech. δάκρυ und ai. *ákrū* habe ich bei Boisacq, Dict. étym. de la langue grecque, S. 164, Anm. 1 durch die Hypothese zu vermitteln gesucht, daß δάκρυ das Produkt falscher Wortabtrennung in der Verbindung idg. *\*tod ákrū* darstelle. Es würde sich verlohnen, solchen Beispielen im älteren Indogermanischen einmal systematisch nachzugehen; die Häufigkeit, mit der sie in modernen Sprachen auftreten (vgl. Tappolet, Festschrift zur 49. Philologenversammlung, Basel 1907, S. 324 ff. für die französischen Mundarten, Fehr, Festschrift zum 14. Neuphilologentag in Zürich, Zürich 1910, S. 303 ff. für das Neuenglische und seine Dialekte, Gust. Meyer, Analecta Graeciensia, Graz 1893, S. 1 ff. für das Neugriechische) läßt von vornherein eine schöne Ausbeute erwarten.

S. 412. *lapis*. — Daß der wurzelhafte Vokal des lateinischen Wortes gegenüber dem *ε* von griech. λίπας auf idg. Ablaut beruhen soll, will mir nicht in den Sinn. Eher möchte ich glauben, daß *\*lapedes*, *\*lapedem*, die unmittelbaren Vorstufen von *lapidis*, *lapidem*, durch Vokalmetathese aus *\*lepades*, *\*lepadem* hervorgegangen seien.

S. 431. *līmen*. — *līmen* bezeichnete sowohl die obere als die untere Türschwelle, also die Türschwelle und den Türsturz, was nicht zugunsten der übrigens auch lautlich sehr anfechtbaren Herleitung aus *\*lengmen* 'Sprung, Auftritt, Tritt' spricht.

S. 443. *lūcius*. — Ich benütze die Gelegenheit, um zu den von mir IF. 26, S. 55 ff. beigebrachten Beispielen von Tiernamen aus menschlichen Eigennamen ein paar Nachträge zu liefern. Für die Übertragung von Personennamen auf Vögel bietet weiteres Material H. Suolahti, Die deutschen Vogelnamen (Straßburg 1909) S. 32 ff. Aus dem Französischen füge ich noch bei *Margot* als volkstümlichen Namen der Elster (vgl. La Fontaine,

1) [Korrekturnote: Die von Lindsay anno 1904 auf der Basler Universitätsbibliothek entdeckte zweite Consentius-hdschr. des 9. Jahrh. (cod. Basiliensis F III 15 d), die im allgemeinen einen besseren Text bietet als der von Keil reproduzierte Monacensis, hat übrigens *interpertor*; am Rande steht allerdings *interpertor*, ob als Korrektur oder als varia lectio einer andern Handschrift muß dahingestellt bleiben].

L'aigle et la pie: L'aigle, reine des airs, avec *Margot*, la pie), ferner dial. *Fouquet* und *Jaquet* als Bezeichnungen für das Eichhörnchen (siehe L. Gauchat, *Mélanges Wilmolte*, S. 185 ff.). Eine Sammlung einschlägiger Beispiele aus dem Slavischen gibt (mit allerdings vielfach problematischer Interpretation) R. Brandt, *Grammatičeskija zamětki* I, 2. Aufl., St. Petersburg 1886, einiges auch P. Boyer et N. Spéranski, *Manuel pour l'étude de la langue russe*, S. 85, Anm. 2.

S. 446. *lumbus*. — Meine Verknüpfung von *lumbus* mit ai. *randhrum* 'Öffnung, Höhle' kann ich jetzt, außer durch den Hinweis auf griech. κελεύν 'Weichen' auch noch durch die Parallele griech. κύβος 'Höhlung vor der Hüfte beim Vieh', got. *hups* 'Hüfte': ae. *hop* 'Schlupfwinkel' (s. Holthausen, IF. 20, S. 322) stützen.

S. 446. *lumpa*, *limpa*. — Die Wackernagelsche Herleitung von lat. *lumpa* aus griech. λύμφη erfährt eine schöne Bestätigung durch die Vergleichung der beiden folgenden Dedikationsinschriften: C. I. L. III, 1395 (= Bücheler, *Carm. lat. epigr.* 864), 1:

*hanc tibi marmoreo caesam de monte d[icavit]  
regina undarum, Nympha, decus nemo[rum]*

und C. I. L. XIV, 3911 (= Bücheler, *Carm. lat. epigr.* 865), 7:

*dat tibi pro meritis semet de marmore donum  
qua media(m) gaudes, Lymfa, subire viam*

S. 463. *manus*. — Die Idee Hempls, *Amer. Journal of Philol.* 22, S. 426 ff., lat. *manus* 'Hand' mit ai. *mdnuh* 'Mann, Mensch' zu identifizieren, halte ich für sehr ansprechend, nur war die Bedeutungsentwicklung wohl nicht 'Hand' > 'Arbeiter' > 'Mann', sondern 'Hand' > 'Handvoll Leute, Mannschaft' > 'Mann'; vgl. nhd. *Stute* aus ahd. *stuota* 'Pferdeherde', rumän. *femie* 'Frau', in der älteren Sprache 'Familie' (aus lat. *familia*).

S. 587. *pius*. — Dazu nach Rozwadowski, *Rocznik slawistyczny* 2, S. 102 auch griech. ἥπιος aus \*ἥ-πιῖος, der die Bedeutungen durch den Hinweis auf eine deutsche Wendung wie 'ein frommes Pferd' zu vermitteln sucht.

S. 601. *porrigo*. — Zu der im Nachtrag zu diesem Artikel gebuchten Etymologie Ehrlichs bemerke ich, daß bereits Pott, *Etym. Forschungen* 2 (Lemgo 1836), S. 511 *porrigo* mit poln. *parch* 'Grind' verbunden hat.

S. 604. *posco*. — Der Ansatz \**porcsc-tlo* als Grundform von *postulo* ist mir unverständlich. Es dürfte vielmehr auszugehen sein von einem \**posci-tulo* (Bildung wie *grā[tī]-tulor*) 'ich überbringe eine Forderung' (\**posca* = ai. *prcchā*).

S. 608. *praes*. — Zusammensetzung aus *prae* und *vas* wird außer durch *praevidēs* in der *Lex agraria* C. I. L. I, 200, 46 auch durch πρῶντος aus \**προέρντος* auf der ersten herakleischen Tafel 100, 104, 154, 184 gewährleistet, das zweifelsohne eine Nachbildung, gewissermaßen ein Abklatsch des lateinischen Wortes aus der Zeit ist, da dieses etymologisch noch durchsichtig war.

S. 625 f. *pūpus*. — Der Gröberschen Auffassung von *pūpilla* 'Pupille' als 'Wärzchen im Auge' zieht Walde mit Recht die andere vor, wonach das lat. Wort eine Übersetzung von griech. κόρη 'Pupille' oder eine in derselben Anschauung wurzelnde Benennung wäre. Er hätte hinzufügen können, daß die Pupille im Spanischen als *la niña* (*del ojo*), im Portugiesischen als *la menina* (*do olho*), im Genuesischen als *fantinetta* (s. Zauner,

Roman. Forschungen 14, S. 366 f.) und in manchen deutschen Mundarten als 'das Kindlein' (s. Grimms Wörterbuch V, Sp. 729 und 767 f.) bezeichnet wird. Die Benennung rührt davon her, daß sich im Augenstein ein Menschlein, das Spiegelbild des Beschauers, zeigt.

S. 642. *ratis*. — Im Hinblick auf die Plautusstelle *Mostellaria* 740: *quia venit navis nostrae navi quae frangat ratem*, wo die Lesart *ratem* mit Unrecht verdächtigt worden ist, möchte es vielleicht scheinen, als hätte Walde etymologischen Zusammenhang von *ratis* und *rēmus* nicht so ohne weiteres abweisen dürfen. Es ist ihm indessen darin doch beizupflichten, denn die aus dem eben zitierten Plautusvers für *ratis* zu erschließende Bedeutung 'Ruderwerk' ist offenbar nicht primär, sondern sekundär, d. h. der Terminus *ratis* wurde auf das ausgerichtete Ruderwerk der Schiffe übertragen, weil dieses an das Balkengefüge eines Floßes erinnerte.

S. 687. *scintilla*. — Genau dasselbe wie Ref. IF. 26, S. 58 f. lehrt jetzt über *scintilla* auch Cuny *Revue des études anciennes* 12, S. 158.

S. 689. *scribita*. — Zur Bildung vgl. auch griech. (ἄρτος) τυρίτης, ζυμίτης, ἐχαρίτης, ὀλυρίτης, ἡραμίτης, σποδίτης, τυρίτης, χοιδρίτης; siehe Valkenaer, *Opusc.* 1 (Leipzig 1802) S. 175 f. und Heraeus *Die Sprache des Petronius und die Glossen* (Gymnasialprogr. von Offenbach a. M., Leipzig 1899), S. 4 f.

S. 711. *silva*. — Die vom Ref. in seiner Dissertation über 'ē und i im Lateinischen' S. 71 ff. vorgeschlagene Verknüpfung mit griech. ἔλος und ai. *sarāḥ*, der Walde in der ersten Auflage zugeneigt hatte, wird jetzt von ihm verworfen zugunsten des von Solmsen, IF. 26, S. 109 ff. vermuteten Zusammenhangs von *silva* mit *Sila saltus* 'Name eines Waldgebirges im Gebiet der Bruttier' und ion. ἰδη 'δρυῶν ὅρος' (in den Nachträgen nimmt er allerdings diese Zustimmung teilweise wieder zurück, indem er ἰδη ferngehalten wissen will). Ich unterlasse es, mich an dieser Stelle über den Wert oder Unwert von Solmsens Etymologie zu äußern; dagegen möchte ich versuchen, zu zeigen, daß von den Argumenten, die er gegen mich ins Feld führt und die sich Walde zu eigen macht, keines probenhaltig ist. Erstens, meint Solmsen, sei der durch meine Deutung vorausgesetzte Übergang von ē zu i durch mein 'Dreikonsonantengesetz' nicht hinreichend begründet, zweitens lasse meine Grundform \**selsvā* die zweifellos ältere dreisilbige Messung *silūa* unberücksichtigt, und drittens sei trotz der von mir für die Bedeutung 'feuchte, mit Gebüsch oder Bäumen bestandene Niederung' der Bedeutungsgehalt von griech. ἔλος ein ganz anderer. Hierauf erlaube ich mir folgendes zu erwidern: Auch wer nicht an mein 'Dreikonsonantengesetz' glaubt, wird im Hinblick auf Beispiele wie *millus* neben *mellum*, *villus* neben *vellus* die Möglichkeit des von mir supponierten Wandels von ē zu i zugeben müssen. Die dreisilbige Messung *silūa* bei Horaz, Od. I 23, 4 und Epod. 13, 2 kann auf sekundärer Distraction von zweisilbigem *silva* metri causa beruhen, so wie die Messungen *insūētis*, *adsūētam* bei Phaedrus

I, 2, 8 *omne insuetis onus, et coepissent queri*

III pr., 14 *ut adsuetam fortius praestes vicem.*

Endlich bliebe, auch wenn wir für ἔλος von der Bedeutung 'Sumpf' ausgehen, meine Etymologie semasiologisch noch immer genügend fundiert, wie der Hinweis auf rumän. *pădure* 'Wald' aus lat. *paludem* 'Sumpf' (mit reziproker Metathesis der Inlautkonsonanten) zeigt.

S. 762. *tam*. — Die Bedeutungsentwicklung erhellt aus Stellen wie Plautus, Captivi 308f.: *tam mihi quam illi libertatem eripuit hostilis manus, tam ille* (sc. *servitutem*) *apud nos servit quam ego nunc hic apud te servio*.

S. 774. *termen*. — Man möchte gerne erfahren, wie sich der Verfasser das spezifisch lateinische (d. h. nicht wie *termen* altererbte) *terminus* entstanden denkt. Zwei diesbezügliche Hypothesen trägt Hruška Et'udy po latinskomu imennomu osnovobrazovaniju (Moskau 1906) S. 19ff. vor. Nach diesem Gelehrten wäre *terminus* entweder ursprünglich nomen proprium eines Grenzgottes gewesen und sein Verhältnis zu *termen* so zu beurteilen wie das von *Flōra* zu *flōs*, oder aber es stellte *terminus* als Appellativum eine Rückbildung aus dem von *termen* abgeleiteten Verbum *termināre* dar. Die Tatsache, daß in der Sententia Minuciorum C. I. L. I. 199, wo das Wort *terminus* sehr häufig vorkommt, der Plural dazu nicht *termini* lautet, sondern *termina*, läßt, glaube ich, eine dritte Erklärungsmöglichkeit als näher liegend erscheinen, nämlich die Annahme, daß *terminus* aus *termina*, dem Plural von *termen*, rückgebildet sei in Nachahmung des Verhältnisses *loca* : *locus*.

S. 793. *tritium*. — Als morphologische und semasiologische Parallele war in erster Linie ksl. *pišeniča* 'c'itoc' zu vergleichen.

S. 809 *vatax*. — *vatax* ist nach Cichorius, Untersuchungen zu Lucilius S. 155 ff. eine individuelle Augenblicksbildung des Lucilius, der damit anscheinend eine spielende Umbildung des Namens *Vatia* geben wollte; das Wort dürfte demnach besser mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben werden.

S. 853. *vola*. — Davon *involare* 'stehlen'; vgl. zur Bedeutung *manuāri* 'furari', das Gellius, N. A. XVI 7, 2 aus Laberius belegt (*Laberius in mimis . . . manuatus est pro furatus est*).

S. 854. *volēmum* (*volaemum*). 'Name einer Art großer Birnen'. — Die Identifikation mit osk. *valaemom* 'optimum' kann gestützt werden durch den Hinweis auf französische Namen von Birnensorten wie *belle angevine*, *bonne de Malines*, *beurré magnifique*. Das *o* des lateinischen Wortes ist wohl nicht auf lautlichem Wege entstanden, sondern durch volksetymologische Umdeutung nach *vola*.

Basel.

Max Niedermann.

Muller Fr. De veterum, imprimis Romanorum studiis etymologicis. Pars prior. Specimen litterarium inaugurale. Trajecti ad Rhenum. Oosthoek 1910. V u. 268 S. 5.— M.

Einer Anregung Bechtels und Wissowas folgend, untersucht der Verf. die Frage, inwieweit die Römer auch in ihren etymologischen Studien auf den Schultern der Griechen stehn. Er hat sich zu diesem Behufe zunächst eine Sammlung aller lateinischen Etymologien des Altertums angelegt und sie chronologisch geordnet und dadurch ein sehr umfangreiches und verlässliches Material als Grundlage seiner Untersuchung gewonnen. Gerade für die Mitteilung dieses Materials, die künftigen Behandlungen einschlägiger Fragen die Bahn geebnet hätte, wäre man dem Verf. am meisten dankbar gewesen. Leider hat er diesen Wunsch unerfüllt gelassen, wir hoffen, nur vorläufig, damit nicht spätere die ganze Arbeit neu zu machen haben werden. Wenn buchhändlerische Rücksichten dabei ausschlaggebend waren — wenigstens sagt der Verf. selbst, daß

er auf die Vorlegung wenigstens des dafür schon ausgearbeiteten Buchstabens A aus Rücksicht auf den Raum verzichtet habe —, so glauben wir im Gegenteile, daß gerade ein solches Repertorium der alten lateinischen Etymologien auf viel größeren buchhändlerischen Erfolg zu rechnen berechtigt wäre, als der uns vorliegende Band, der, um dies gleich hier abzutun, durch seine recht weitschweifige, die Trockenheit des untersuchten Gegenstandes unnötig unterstreichende Darstellung und durch ein Latein von recht zweifelhafter Güte die Ausdauer des Lesers recht hart auf die Probe stellt.

Die Bearbeitung dieses Materials hat den Verf. zur Überzeugung geführt, daß die Römer auch auf diesem Gebiete nicht bloß den Anstoß von Griechenland her empfangen haben, sondern daß sie durchaus mit den Gedanken der griechischen Philosophie und Grammatik arbeiten, ohne daran viel zu neuern und zu bessern. Bei dieser Sachlage war es unerlässlich, eine Darstellung der Entwicklung der Etymologie bei den Griechen bis auf Varros Zeit voranzuschicken, da man an die Etymologie der Römer nicht ohne Kenntnis der der Griechen herantreten kann, und es war andererseits besonders zu untersuchen, wie die Römer die Theorie und Praxis ihrer griechischen Lehrmeister auf die Verhältnisse ihrer eigenen Sprache übertragen haben.

Der vorliegende erste Band schließt mit Varro ab. Dieser Schnitt ist darum geführt, weil die nachvarronische Zeit, Isidor ausgenommen, nur mehr sehr beschränkten positiven Gewinn abwirft; denn mit Varro erlischt das freie Schaffen auf etymologischem Gebiete, und der Hauptwert der nachvarronischen Etymologie liegt also nicht in ihren Leistungen, sondern in dem Einblicke, den sie uns in die Quellen der römischen Grammatiker gestattet.

Der Darstellung der griechischen Systeme ist S. 1—98 gewidmet. Kap. I De iis qui Platoni fuerunt aetate superiores (S. 9 wird inbetreff der θεός ὁνομαζόμενος auf den Unterschied zwischen κατὰ φύσιν = 'secundum rerum naturam' = 'richtig' und φύσει = 'natura datum' aufmerksam gemacht); in Kap. II De Platone steht natürlich der Kratylos im Mittelpunkt der Betrachtung, wobei der Verf. sich wesentlich im Sinne Steinthals dahin entscheidet, daß Plato wenn auch nicht alle darin vorgelegten Etymologien geglaubt, so doch jedenfalls mit ihrer Hilfe seine tatsächliche Ansicht über Etymologie sorgfältig illustriert habe. Er war sich aber bewußt, daß 'ea quae indagasset, neque satis bene neque omnia explicare vocabula, quorum originem scrutaretur', und diese Selbsterkenntnis ist der Grund, weshalb er seine Ansichten über den Ursprung der Sprache und die Etymologien, die diesen illustrieren sollten, oft in scherzhafter, ja sogar spottender Weise vortrug. Seine Methode, die besonders in Erklärungen von Worten durch Zusammensetzung schwelgte, wird an der Hand ausgewählter Beispiele veranschaulicht. Kap. III De Aristotele. Kap. IV De Stoicis; sie bahnen für unsere Wissenschaft eine neue Zeit an, indem ihre Beschäftigung mit der Sprache überhaupt auch die Etymologie aus der dienenden Stellung zu befreien begann, die sie bisher der Logik gegenüber eingenommen hatte. Eine kurze Sonderbetrachtung wird Krates, dem bekannten Verfechter der Anomalie gegenüber Aristarch, zuteil; an ihm wird seine Kenntnis fremder Sprachen hervorgehoben, sowie daß er, gestützt auf die Etymologie, auch Änderungen der Wortform wagte. Kap. V-VII behandeln Epikur, die Alexandriner,

von denen nur jene gestreift werden, die für die römische Etymologie vielleicht einige Bedeutung hatten, und unter ihnen besonders Philoxenos, der als erster der derivatio den ihr gebührenden Platz in der Wortbildung anweist; dazu kann er durch seine alphabetische Anordnung der Worte (im Gegensatz zur stoischen Anordnung nach sachlichen Gruppen), wodurch nun die verwandten Worte nebeneinander erschienen und die Aufmerksamkeit auf ihre suffixalen Verschiedenheiten lenkten, die ja auch in anderen Wortsippen in derselben Weise wiederkehrten. Damit war eine erfreuliche Abkehr von der ältern Manie, überall Zusammensetzungen zu wittern, angebahnt. Er war es auch, der in ausführlicher Weise die Herkunft der lateinischen Sprache aus der griechischen zu erweisen suchte. Mit einem VIII. Kap. über das von Reitzenstein behandelte älteste griechische Etymologikon schließt der den Griechen gewidmete erste Teil.

Mit dem zweiten Abschnitte *Etymologica apud Romanos quomodo comparata sit*, tritt M. an seine eigentliche Aufgabe heran. Da er für Lucilius, Aurelius Opillus, Hysicrates und Nigidius Figulus nichts neues vorzubringen hat, behandelt er aus der vorvarronischen Zeit nur L. Aelius Stilo ausführlicher, „quod primus linguam latinam universam ratione etymologica perquirere instituisse videtur“. Daß er nicht Analogist war, scheint mir hinlänglich begründet. Muller hat nun die in den sichern und den zweifelhaften Fragmenten Stilos überlieferten Etymologien einer Würdigung unterzogen; der Prozentsatz jener, welche mit der stoischen Methode der Zusammensetzung arbeiten, ist beträchtlich; trotz der zur Vorsicht mahnenden Spärlichkeit der Fragmente glaubt aber Muller dennoch, aus ihnen eine gemäßigtere und weniger zu halb philosophischen Spekulationen hinneigende Denkweise herausfühlen zu können. Aber auch wenn dieser Gesamteindruck zutrifft, so reicht er doch, wie gegen Muller gesagt werden muß, keinesfalls aus, um Stilo andererseits von so schlimmen Leistungen, wie nuscitiosus aus nisi usque ad oculos freizusprechen; ebensowenig darf die treffliche Erklärung von *monstrum* a *monendo*, velut *monestrum* uns verleiten, in anderen Fällen Etymologien, die unter Stilos Namen gehn, ihm rein deshalb abzuerkennen, weil sie eben bedeutend schlechter sind, als jenes Paradebeispiel; wenn diese Schlußweise auch von kommenden Geschichtsschreibern der Grammatik gehandhabt werden sollte, wie viele moderne Etymologen dürften sich dann wohl vor der Gefahr gefeit fühlen, der einst in zwei Personen auseinander gelegt zu werden? Es folgen Bemerkungen über die Annahme von Entlehnung, über die Erklärung κατ' ἀντίφασιν, über die Ableitungen, wobei Stilo, ohne sich über die suffixalen Bestandteile den Kopf zu zerbrechen, sich mit der Anknüpfung bloß des Wortanfanges an andere Worte begnügt, endlich über die lautlichen Annahmen, mit denen er arbeitet.

Mit S. 115 wendet sich der Verf. endlich zu Varro selbst, und zwar zunächst zur Quellenfrage der Bücher de lingua latina, wobei er sich mit den Ansichten Reitzensteins und Kriegshammers auseinander setzt. Daß Varro aus Aelius Stilo so rücksichtslos ganze Partien ausgeschrieben habe, wie beide genannten annehmen, glaubt M. nicht vertreten zu können. An den nach ihnen dem Aelius entlehnten Partien des varronischen Werkes findet er Züge, die nicht zu Aelius passen; er vermißt in diesen angeblich aelianischen Teilen die sonst an Aelius beobachtete genauere Berücksichtigung der Laute, sowie das Vorwiegen der Erklärung durch

Zusammensetzung und κατ' ἀντίφρασιν. Gegen die von Reitzenstein und Kriegshammer versuchte Auseinanderlegung der uns erhaltenen Bücher in ganze aelianische und in ganze varronische Teile wird auch noch manches andere, wie mir scheint, Stichhaltige eingewendet, vor allem, daß auch in den dem Aelius in die Schuhe geschobenen Teilen sich manches findet, was durchaus besser zu den Verhältnissen Varros paßt. So kommt er dazu, die Scheidung in rein aelianische und in wesentlich varronische Teile aufzugeben; vielmehr sei in den Büchern de lingua latina eigenes und von Aelius übernommenes überall durchaus vermischt. Dadurch nähert sich seine Vorstellung von Varro doch wieder jenem bessern Bilde, das Götz Abhandl. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1909, S. 67 ff. in mich überzeugender Weise wiedergewonnen hat, und wonach der Mann, der von so ehrlichem und lebhaftem Interesse für Etymologie erfüllt war, sich zwar natürlich alles aneignete, was von anderen, bes. seinem Lehrer Stilo geleistet war, aber das Überkommene durch reiche eigene Betätigung zu mehren und fortzubilden nicht müde ward. Wenn freilich Muller trotzdem aus anderen Erwägungen allgemeinerer Art heraus noch das aelianische Gut vom varronischen scheiden zu können glaubt, so daß z. B. 'Aeli sunt vel esse possunt secundum argumentum etyma ad caeli, terrae, temporum descriptiones pertinentia' u. dgl., so ist es klar, daß derartige Erwägungen, selbst das Prinzip als richtig vorausgesetzt, gar keine Scheidung im einzelnen gestatten.

Nach Erörterung der Quellenfrage charakterisiert Muller Varros Anschauungen über die Etymologie, wobei auch seine Stellung zu den großen philosophischen Streitfragen der damaligen Zeit, Analogie oder Anomalie, Wortschöpfung φύσις oder θεοίς berührt wird. Daß der Polyhistor sich dabei zu keiner selbständigen und folgerichtigen Durchdenkung der Probleme aufschwang, wird bei ihm, dem gebornen Sammler, nicht überraschen. Am dankenswertesten erscheinen mir die nun folgenden Abschnitte, in denen ausgeführt wird, wie Varro seine etymologischen Anschauungen in Praxi handhabte. Hier erhebt sich die Darstellung, da nun in weiterem Umfange greifbares Material vorgelegt wird, auch zu etwas größerer Anschaulichkeit und Lebendigkeit, als in den vorhergehenden Teilen; gewiß würde es auch dem in Aussicht gestellten zweiten Bande nur zum Vorteile gereichen, wenn abstrakte Deduktionen durch ebensolchemöglichst weitherzige Mitteilung des zugrundeliegenden Materials, statt durch bloße körperlose Verweisungen, dem Leser mundgerechter gemacht würden. Im übrigen wird man mit einem endgültigen Urteil über die Ergebnisse des Herrn Verfassers billigerweise bis zum Erscheinen dieses zweiten Bandes zurückhalten müssen.

Gießen.

A. Walde.

**Bartholomae Chr.** Der Dat.-Sing.-Ausgang der *o*-Deklination im Lateinischen (Sonderabdruck aus den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philos.-histor. Klasse, Jahrg. 1910, 5. Abhandlung), 14 S. gr. 8°.

Vom lat. Dat. Sing. auf -*o* der *o*-Stämme der sogenannten 2. Deklination lehren unsere Handbücher, daß er die im Laufe der Zeit verallgemeinerte Pausaform der ursprünglichen Endung -*oi* (= griech. -*ωι* in λύκωι u. dgl.) darstelle. Diese Lehre sucht der Verfasser der vorliegenden Studie mit dem eindringenden kritischen Scharfsinn, der allen seinen

Forschungen den Stempel aufdrückt, als unzutreffend zu erweisen und durch eine andere, nach seinem Dafürhalten richtigere, zu ersetzen. Seine Argumentation ist kurz folgende. Wenn der Ausgang *-ōi* des Dat. Sing. der *o*-Deklination unter gewissen Sandhibedingungen in *-ō* überging, so wäre zu erwarten, daß auch der Ausgang *-āi* des entsprechenden Kasus der *ā*-Deklination unter denselben Bedingungen *-ā* ergeben hätte, und wenn dann weiterhin eine Verallgemeinerung der einen der beiden Satzdoubletten stattgefunden hätte, so müßte diese in den beiden Formenpaaren die gleichgearteten Endungen zur Herrschaft gebracht haben. Nun liegen aber die tatsächlichen Verhältnisse so, daß das literarische Latein dem *-ōi* der griech. Dative vom Typus *λόκωι* ein *-ō* (lat. *lupō*), dem *-āi* der griech. Dative vom Typus *χώρῳι* dagegen nicht ein *-ā*, sondern ein *-ae* (lat. *terrāe*) gegenüberstellt. Überdies könne *-ō* nicht Pausaform von *-ōi* sein. Denn da die Endung *-ōis* (= ai. *-āih* in *vrkūih*) im Dat. Plur. der *o*-Deklination über *-ois* zu *-īs* geworden sei, so hätte der Dat. Sing. Ausgang *-āi* der *ā*-Deklination antekonsonantisch sich über *-ai* zu *-ī* entwickeln müssen. Antesonantisch aber hätte der Langdiphthong seine zweite Komponente einbüßen, d. h. in *-ā* übergehen müssen. Der tatsächlich bezeugte Ausgang *-ae* sei also die verallgemeinerte Pausaform, woraus folge, daß aus *-ōi* im Dat. Sing. der *o*-Deklination in Pausa nicht *-ō*, sondern vielmehr *-oe* entstanden wäre. Auch sehe man nicht ein, warum, wenn das neben klass. lat. *-ae* auf altlateinischen, besonders pränestinischen Inschriften begegnende dativische *-ā* eine Satzdoublette von *-āi* gewesen sei, neben dem lokativischen *-āi* dieser Deklinationsklasse nicht ebenfalls eine Doublette *-ā* auftrete. Es sei also jenes vereinzelte dativische *-ā* erst dem *-ō* des Dat. Sing. der 2. Deklination nachgebildet, und die Doppelheit *-ōi* : *-ō* im Dat. Sing. der 2. Deklination könne nicht aus einer gemeinsamen Quelle geflossen sein, sondern die Ausgangsverschiedenheit *-ōi* (osk. *hūrūi*, alat. *duenōi*) : *-ō* (klass. lat. *lupō*) sei der arischen Doppelheit awest. *ahurāi* : ai. *dsurāya* gleichzusetzen, mit andern Worten urital. *-ōi* setze idg. *-ōi* fort, urital. *-ō* dagegen idg. *-ōia<sup>x</sup>*. Allerdings biete die Annahme, daß im Uritalischen einst bei den *o*-Stämmen zwei verschiedene Dativausgänge, *-ōi* und *-ō*, vorhanden gewesen seien, bei der *ā*-Deklination dagegen nur einer, *-āi*, auf den ersten Blick ebenfalls eine Schwierigkeit, denn man könne sich billig darüber wundern, daß der Ausgang *-ō* schließlich den Ausgang *-ōi* verdrängt habe und nicht umgekehrt, da doch *-ōi* an dem *-āi* der 1. Deklination eine Stütze gehabt habe. Diese Schwierigkeit hebt Bartholomae durch den Hinweis darauf, daß bei den geschlechtigen *i*-Stämmen der 3. Deklination der Nom., Akk., Dat. Sing. bis etwa ins 6. Jahrh. d. St. die Ausgänge *-is*, *em* und *-ē* hatten, die den Ausgängen *-us*, *-om* (wo sich *o* nachweislich länger gehalten hat als im Nom.) und *-ō* der entsprechenden Kasus der 2. Deklination vollkommen parallel waren. Dies habe dem Dativausgang *-ō* in der *o*-Deklination allmählich das Übergewicht verschafft und zum schließlichen Untergang von *-ōi* geführt. Eine hervorragende Wirksamkeit sei dabei den Verbindungen von *i*-Substantiven mit *o*-Adjektiven beizumessen. In der Tat sei es ohne weiteres verständlich, daß man einem Nom. *ceivis romanus* und einem Akk. *ceivem romanom* den Dativ in der Form *ceivē romanō* und nicht *ceivē romanōi* an die Seite gestellt habe, und so sei die altererbte *oi*-Form außer Gebrauch gesetzt worden. Daß sich der Einfluß der *i*-Deklination nicht in gleicher Weise auch auf die *ā*-Stämme geltend gemacht



und hier das neben *-āi* neu aufgekommene *-ā* verallgemeinert habe, liege in der ungleichartigen Nominativform, dort *-is*, hier *-ā*, begründet.

Für sehr glücklich halte ich unter diesen Ausführungen Bartholomae die Erklärung der Verallgemeinerung des Dativausgangs *-ō* der zweiten Deklination durch die Annahme analogischer Beeinflussung seitens der in älterer Zeit in der dritten Deklination herrschenden Verhältnisse. Dagegen erscheint mir seine Bestreitung der etymologischen Gleichwertigkeit der Ausgänge von alat. *duenoi* und klass. lat. *lupō* nicht als zwingend. Gewiß, diese beiden Ausgänge können verschiedener Herkunft sein und jener arischen Doppelheit awest. *-āi* : ai. *-āya* entsprechen, aber sie müssen es nicht. Vielmehr läßt sich m. E. sehr wohl mit der Voraussetzung durchkommen, daß sich ursprünglich allein vorhandenes *-ōi* im Satzinnern vor sonantischem Anlaut des folgenden Wortes lautgesetzlich zu *-ō* entwickelt habe, während es antekonsonantisch *-oi* ergab, und daß sich ebenso bei den *ā*-Stämmen der altererbte Dativausgang *-āi* in ein antesonantisches *-ā* und ein antekonsonantisches *-ai* gespalten habe (die Behandlung in Pausa bleibt fraglich und wird daher am besten aus dem Spiel gelassen). Denn aus Dativen Plur. wie *lupis* ergibt sich nicht mit Notwendigkeit, daß im Dat. Sing. vor konsonantischem Anlaut des folgenden Wortes bei den *ō*-Stämmen *-ōi* über *-oi* zu *-ī* und bei den *ā*-Stämmen *-āi* über *-ai* ebenfalls zu *-ī* hätte werden müssen, da jener Dat. Plur. auf *-is* ebensogut einen alten Lokativ auf *-oisi* wie einen Instrumentalis auf *-ōis* fortsetzen kann. Und wenn neben dem Lok. Sing. auf *-ai*, *-ae* der 1. Deklination (osk. *viāi*, umbr. *tafte*, lat. *Romae*) keine antevokalische Dublette auf *ā* zu belegen ist, so ist das kein Grund, den altlateinisch-pränestinischen Dativausgang *-ā* als Analogieform nach dem Dativ auf *-ō* der 2. Deklination zu fassen, denn im Lateinischen sind ja ohnehin vom Lokativ nur ganz wenige Spuren bewahrt, und im Oskisch-Umbrischen, wo dieser Kasus noch lebendig ist, hat auch der Dativ auf *-ūi*, *-e* bei den *o*-Stämmen keine Dublette auf *u*. Wenn man an dem gemeinsamen Ursprung der Dativausgänge *-oi* und *-ō* in der 2. und *-ai* (*-ae*) und *ā* in der 1. Deklination festhält, so wird man sich die Sache ungefähr so zurechtlegen. Die antekonsonantisch entstandenen Ausgänge *-oi* und *-ai* waren von jeher gegenüber den antesonantischen Ausgängen *-ō* und *-ā* in der Überzahl, da im Sandhi offenbar konsonantischer Anlaut des folgenden Wortes häufiger vorkam als sonantischer. Die Verallgemeinerung von *-ai* und der Untergang von *-ā* in der 1. Deklination begreift sich daher ohne weiteres. Auch in der 2. Deklination hätte die Entwicklung zweifellos denselben Verlauf genommen, wenn nicht die analogische Einwirkung der *i*-Stämme der 3. Deklination dazwischengetreten wäre, deren Dativ auf *-ē* dem bedrohten Dativ auf *-ō* der 2. Deklination zum Triumph verhalf. Weshalb sich dieser Einfluß der 3. Deklination nicht in gleicher Weise auch auf die 1. erstreckte, hat Bartholomae selber treffend aus der Verschiedenheit der Ausgänge des Nom. Sing. erklärt. Es bleibt somit Bartholomae das Verdienst, gezeigt zu haben, daß neben der traditionellen Auffassung auch noch eine andere, damit gleichberechtigte existiert, aber den von ihm versuchten Nachweis, daß die bisher allein herrschende Auffassung nicht soll zu Recht bestehen können, vermag ich nicht für erbracht zu halten.

Ein kleines Versehen ist die zweimalige Schreibung Ernoust statt Ernout auf S. 4 und 10.

Basel.

Max Niedermann.

**Minnesskrift** utgifven af Filologiska samfundet i Göteborg på tioårsdagen af dess stiftande den 22 oktober 1910 (= Göteborgs högskolas Årsskrift 1910, II). Wettergren & Kerber. Göteborg. 128 S. 4.—Kr.

Das vorliegende Sammelheft ist, wie sein Titel angibt, zur Feier des zehnjährigen Bestehens des 'Filologiska samfundet' in Gothenburg erschienen; es enthält neben einem kurzen geschichtlichen Überblick über die bisherige Wirksamkeit der Gesellschaft kleinere philologische Beiträge von zwanzig ihrer Mitglieder. Davon kommt ungefähr die Hälfte auf die Germanistik, sieben Beiträge behandeln Fragen der klassischen Philologie, und auf die semitische und die romanische Philologie entfällt je ein Aufsatz.

Unter den germanistischen Beiträgen gehören nicht weniger als sieben dem Gebiet der nordischen Philologie an. Ich bespreche sie hier gemäß dem Inhaltsverzeichnis in alphabetischer Folge der Verfasseramen. Professor Gustaf Cederschiöld behandelt drei Stellen des Fäfnismáls der poetischen Edda: er weist überzeugend nach, daß die richtige Lesart Str. 4, 1, 2 *Ætterni mitt kveðk þér ofkunnigt vesa*, nicht *ökunnigt*, lauten muß; er stellt die Str. 26, deren Inhalt (: Sigurd wird von Reginn der Feigheit beschuldigt) in der eddischen Erzählung sonst keine Stütze hat, nicht bloß mit der entsprechenden Stelle der Völsungasaga (Kap. 18), sondern auch mit einer in Sverres Saga aufbewahrten Halbstrophe ähnlichen Inhalts zusammen und glaubt, daß diese, wie auch einige Strophen des jetzigen Reginsmáls, eigentlich zu einem verschollenen Eddagedicht von Sigurðs Kampf mit Fäfnir gehört habe; schließlich sucht C. im Gespräch der Vögel (Str. 32—44) die Möglichkeit verschiedener, ursprünglich nicht zusammengehöriger Teile nachzuweisen: er hält es für denkbar, daß die Fornyrðislagsstrophen drei verschiedenen, von einander unabhängigen Gedichten angehören, daß aber die in Ljóðaháttir abgefaßten ihre ursprüngliche Stelle in Fäfnismál bewahrt haben; der Verf. geht jedoch dabei kaum über allgemeine Erwägungen hinaus. Wilhelm Cederschiöld behandelt das Etymon der schwedischen Wörter *grina*, in der jetzigen Reichssprache gewöhnlich 'heulen' u. dgl., in Dialekten aber auch 'klaffen, auseinanderstehen', *gren*, jetzt bes. 'Zweig', und *grind* F. 'Heckentor, Zauntür'. Er verknüpft die drei Wörter miteinander und führt sie auf ein germanisches \**grein-*, \**grin-* 'klaffen' u. dgl. zurück. Alles offenbar ganz richtig. Nur möchte ich darauf hinweisen, daß alle diese Deutungen, nicht bloß die von *grina*, hinsichtlich deren es der Verf. selbst erwähnt, im wesentlichen nur eine Neuaufnahme der schon von Ihre 1769 ange deuteten Erklärungen besagen. Der Umstand, daß dessen Meinung in jüngerer Zeit teilweise ausdrücklich zurückgewiesen worden ist, sowie die sorgfältige Beweisführung des Verf. lassen jedoch die neue Behandlung der Wörter völlig gerechtfertigt erscheinen.

G. Danell sucht glaubhaft zu machen, daß ostschwed. *flade*, im Runöndialekt *flan* 'flache (und gewöhnlich kleine) Bucht' usw. ein dänisches, aus der Seemannssprache aufgenommenes Lehnwort sei, oder genauer gesagt 'eine von der dänischen Seemannssprache beeinflusste Substantivierung des Adj. *flat*', mit *d* statt *t*. Ich kann meine schweren Bedenken dagegen nicht unterdrücken. Ganz abgesehen davon, daß der Verf. eine genau entsprechende Bedeutung beim dän. *flade* nicht nachgewiesen hat, darf man wohl nicht allzuleicht über die Verschiedenheit im Geschlecht der beiden Wörter — dän. *flade* F., ostschwed. *flade*, -a (urspr.) M. — hinweggehen, besonders da die Form des Runöndialekts eben die Beibehaltung

des alten maskulinen Nominativs voraussetzt. Vor allem aber ist zu betonen, daß wenn der Verf. für das Wort *flade*, -a nur ein Lokal westlich des bottnischen Meerbusens — und zwar in Svealand — angeben kann, dies nur dem Mangel an zugänglichem Material zuzuschreiben ist. Selbst kenne ich das Wort aus wenigstens zwei verschiedenen Gegenden an der Küste von Södermanland und Uppland, in letzterer Provinz teilweise mit bewahrter Kürze der Stammsilbe — was, obgleich der Verf. nichts davon sagt, natürlich auch im allgemeinen für die ostschwed. Formen gilt (s. Vendell Ordb. öfver. östsv. dial.); das macht aber einen direkten Zusammenhang mit dän. *flade* (mit früh gedehnter Stammsilbe) noch unwahrscheinlicher — obwohl die Möglichkeit einer quantitativen Substitution nicht ganz bestritten werden kann. Aber auch literarische Belege lassen sich finden. Von Hellquist Sv. Landsm. 20. 1, 125 f. wird dasselbe *Fladen* als Seename in Uppland (Härad Nördinghundra, nicht an die Küste reichend) angeführt, derselbe kennt *flade*, *flada* 'liten undervattenssamling, liten vik' auch aus nordschwed. Dialekten und verzeichnet schließlich ein värm-ländisches *Fla'en*, das sicher mit Recht als Adjektivierung zu einem \**fladher*, wie *Fladen* (mit Akzent 2) aus *flādhi* erklärt wird. Die formelle Identität des letzteren mit ahd. *flado* wird auch von H. hervorgehoben, und ich sehe in der Tat keinen Grund sie aufzugeben.

E. Hellquist erörtert den Ursprung von neuschwed. *nippertippa* 'en litet näsvis och viktig kvinna', teilweise mit der Nebenbedeutung des kleinen Wuchses, das der Klasse der von Weise (ZfdWortf. 2, 8 f.) aufgestellten Reduplikationsbildungen zugeführt wird, die Konsonantenwechsel im Anlaut aufweist. Der erste Teil ist, wie schon Rietz gesehen hat, ein Adjektiv schwed. dial. *nipper* 'fein, zierlich', der zweite braucht eben nur eine variierende Wiederholung zu sein, kann jedoch nach der Meinung des Verf. auch als mit dem *tippa* in *nüstippa* (in ungefähr gleicher Bedeutung) identisch aufgefaßt werden, in welchem Falle es von *tipp* 'Spitze' abgeleitet sein könnte. H. führt zur Verdeutlichung noch andere ähnliche Bildungen an.

Evald Lidén, der seinen Aufsatz 'Ett bidrag till nordisk ordhistoria' betitelt, macht zum Gegenstand der Untersuchung neuisl. *kvos* F. 'convallis, lacuna, locus respirationi ineptus' usw., neuronweg. *kaas* F. 'dybt Seiløb mellem Bankerne' = schwed. dial. *kås* F. 'aflång, trång dal mellan berg eller höjder', endlich schwed. dial. *kås* F. 'utgräfnig vid stranden eller sammankastade stenrader, hvaremellan båtar uppläggas, båtställe, båthamn'. Das erste Wort wird als keltisches Lehnwort betrachtet (vgl. mir. *cúass*, *cúas* 'a hollow, cavity', nir. *cuas*, sowie gäl. *còs*, Gen. *còis* 'a hollow, crevice, recess, cavern, hole') und in färöisch *kós* F. mit ähnlicher Bedeutung wiedergefunden. Die beiden letzten Wörter, bei denen auch eine Nebenform *koks*, *kåks* u. dgl. begegnet, sind eigentlich identisch, und dazu gehört auch das bekanntere schwed. *kås(a)* 'Schale, Schöpfkelle', norw. *kaus*, *koks* u. a. Formen. Auch hier liegt nach L. ein Fremdwort vor, und der Wechsel von Formen mit und ohne *k* weist auf Entlehnung aus verschiedenen Sprachen und zu verschiedenen Zeiten hin. Die Erörterung ist mit dem klaren Blick und der überlegenen Kenntnis des Stoffes geschrieben, die man bei diesem hervorragenden Gelehrten zu finden gewohnt ist.

Hugo Pipping sucht eine neue Deutung des vielbehandelten schwed. *biltog*, altschwed. *biltogher* 'friedlos, geächtet' zu geben. Mit wenig

Glück. Was der Verf. an einem der späteren Erklärungsversuche, dem von Hultman, u. a. auszusetzen hat, nämlich, daß er sich an etwas für die Friedlosigkeit Unwesentliches, an 'eine vorübergehende Episode' hält, eben das scheint mir ähnlich gegen seine eigene Erklärung geltend gemacht werden zu können; diese geht darauf hinaus, daß *bil-togher* eigentlich bedeutet 'der, der die festgesetzte Zeit (nämlich die bewilligte kurze Frist) in die Länge zieht oder gezogen hat'. Das zentrale Element muß doch die Friedlosigkeit selbst (oder das Urteil), nicht etwa die vorübergehende Frist oder deren Verwendung sein.

Der Beitrag von Otto Sylwan behandelt den 'Vikingabalken' der Frithiofssaga von Tegnér, und Verf. sucht wahrscheinlich zu machen, daß dies Gedicht, das den Zusammenhang der beiden Hauptteile des ganzen Zyklus vermitteln sollte, in zwei zu verschiedenen Zeitpunkten abgefaßte Abschnitte zerfällt, deren Grenze zwischen die Strophen 11 und 12 zu setzen sei.

Von den übrigen germanistischen Beiträgen behandeln drei deutsche Themata. Carl O. Koch bespricht die lateinisch-deutschen Glossen des Cod. Berolinensis Lat. 73, 8° und sucht Beiträge zur Deutung einiger der dunkelsten deutschen Wörter (*kiuino*, *donicliiri*, *vuertlo*, *maredioh*, *ingiscede*, *fluica*, *ouoldro*, *weglus*, *cupiro*, *vuenuurz*, *vera*, *gidropigzari*, *sprinco*, *cina*, *citharbein*, *spialg*) zu liefern. Das Ergebnis erscheint mir recht mager. Der Verf. kennt offenbar das Buch von Hugo Suolahti: 'Die deutschen Vogelnamen' (1909) nicht; für *kiuino* findet sich in diesem (S. 317) die zweifellos richtige Lösung: das Wort ist das ital. *chiuino* 'Zwergohreule', eine Ableitung von dem gleichbedeutenden onomatopoëtischen *chiiu*. Kochs Erklärung von *vuertlo*: Identität mit dem *wrendo*, *wrendilo* 'Zaunkönig' der verwandten Handschriften, hätte eine noch bessere Grundlage bekommen, wenn diese verwandten Lesarten völlig diplomatarisch angeführt worden wären, was nicht der Fall zu sein scheint. Wenigstens führt Suolahti, der die Form *vuertlo* keiner besonderen Besprechung gewürdigt hat, obgleich er sie erwähnt, jene (a. a. O. S. 80) als *uurendo*, *uurendilo* und *vurendilo* auf.

Edvard Strömberg, der früher den Ausgleich im neuhochdeutschen starken Präteritum behandelt hat, gibt jetzt eine kurze Darstellung der entsprechenden Erscheinung im starken Präsens. Der Verf. hat im allgemeinen grammatische Einzeldarstellungen anderer benutzen können; er selbst hat außer den älteren deutschen Grammatikern eine Untersuchung der Sprache Brants und Fischarts zugrunde gelegt. Bei ersterem ist danach der Ausgleich *i—e* nicht so vollständig durchgedrungen, wie es Zarncke in seinem Kommentar behauptet.

Elis Wadstein gibt eine, wie mir scheint, ansprechende Lösung des vielbehandelten *Wëttu irmingot* des Hildebrandsliedes. Zuerst behandelt der Verf. die Stelle rein paläographisch, um die an sich wahrscheinlichste Lesung des ersten Wortes festzustellen, er findet diese in *w[ë]ttu*, das zu *wittū* ergänzt und als *wittun* aufgefaßt wird. *Wittun irmingot* bedeute 'die hohen Götter wissen', was eine heidnische Bestätigungsformel sei, die inhaltliche Entsprechungen im Altnordischen habe; der Verf. vergleicht besonders altisl. *nefna öll goð í vitni* 'alle Götter als Zeugen anrufen'. Die ganze Stelle wird so übersetzt: 'Die gewaltigen Götter vom Himmel oben bezeugen, daß du trotzdem (daß du behauptest, dein Vater sei gestorben) niemals mit einem so nahverwandten Manne (wie mir)

Händel gehabt hast'. Die Form — *wittun* statt etwa *witun* —, worüber der Verf. nichts sagt, würde auch nichts im Hildebrandsliede Unerhörtes bedeuten; finden wir doch hier auch *heittu*, *lëttun*, *huittu* (Braune Ahd. Gr.<sup>3</sup> § 160 Anm. 2).

Erik Björkman schreibt über einige Eigennamen, und zwar über meng. *Guenboden*, *Gwenloden* (Name einer der Töchter König Ebraucs in Laſamons Brut), über meng. *Coningesburg* u. dgl., wobei Spuren des alt-nord. *konungr* im Mittelhochdeutschen verzeichnet werden, über engl. *Sprot* (Personenname), das mit norw. dial. *sprott* 'liten stång, metspö' zusammengestellt wird, endlich über alt-nord. *Sunnifa* (Name einer norwegischen Heiligen), das, offenbar richtig, aus dem Englischen hergeleitet und auf \**Sun(n)zifu* zurückgeführt wird.

Hinsichtlich der außermanischen Beiträge muß ich mich als nicht fachkundig auf ganz kurze Referate beschränken. Elias Janzon kommentiert vv. 33—38 der 32. Elegie des zweiten Buches des Propertius, Otto Lagercrantz deutet das lateinische Gesetzeswort *siremps(e)* als aus *si* (= sic) *rem empse* (Perf. Inf. von *emere*) entstanden, nimmt *emere* in der Bedeutung 'nehmen' und übersetzt also *siremps lex esto quasi* 'sic rem accepisse lex esto quasi', d. h. 'es soll Gesetz sein, die Sache so zu nehmen wie wenn'. C. Lindsten handelt über 'versum 47 Ætnæ carminis' — der längste Aufsatz des Buches (14 S.) —, Vilh. Lundström gibt eine vorläufige Übersicht und Klassifizierung der botanischen Wörterbücher des griechischen Mittelalters, die er auf zehn Typen + ein alleinstehendes verteilt. Zwei seiner Schüler, Einar Engström und Einar Pontán, veröffentlichen einige ihnen von ihm zur Verfügung gestellte neu aufgefundenen lateinischen Inschriften. Johannes Paulson gibt eine metrische Übersetzung zweier vergilischen Eklogen (V und VI) ins Schwedische.

Von den zwei oben erwähnten mehr isolierten Beiträgen fällt nur der eine innerhalb des Interessengebiets dieser Zeitschrift, nämlich die beiden 'étymologies françaises' von Johan Vising. Der Verf. behandelt hier *wivre* (*guivre*) im Anglonormannischen und das moderne franz. *guêtres* 'Gamaschen'. Ersteres wird mit Paul Meyer (der jedoch später, nach dem Verf. mit Unrecht, seine Ansicht darüber geändert hat) mit 'mobile, excitable' u. dgl. wiedergegeben und als Ableitung des Verbum engl. dial. *wiver* 'shake, tremble, quiver, flutter, move, veer round' aufgefaßt, dessen weitere Etymologie jedoch nicht berührt wird. *Guêtres* wird als ein eigentlich auf Nordfrankreich beschränktes Wort aufgewiesen, dessen Ursprung in dem germanischen Wort altfries. *wrist* (*wriust*), *wirst*, *werst*, ags. *wrist*, *wyrst*, schwed. *vríst* 'Spann, Fußbeuge' zu suchen sei. Der Plur. *wirsta*, *wersta* usw. habe altfranz. *güestre(s)* und *güeste(s)* ergeben, gerade wie das deutsche *firste*, *ferste* zu *festre*, *feste* geworden ist.

Lund.

Hjalmar Lindroth.

---

**Biró, L. A.** Der germanische *i*-Umlaut mit besonderer Rücksicht auf den indogermanischen Wortakzent, als auf einen Grund der Regressivität jenes Umlautes. Sonderabdruck aus dem 'Jahrbuch der Hochschule Pannonhalma' Budapest, 1911. Gr. 8°, 109 S.

So lautet der Titel einer in ungarischer Sprache erschienenen Abhandlung wortgetreu übersetzt. Wie aber aus der originalen Fassung desselben doch besser hervorleuchtet, sieht Verfasser den idg. Wortakzent

nur als den einen, nicht aber einzigen Grund der Regressivität des germ. *i*-Umlautes an. Diese seine Ansicht wird im Vorworte als Hypothese hingestellt. Die Basis derselben ist einerseits jenes Prinzip, daß im Leben der Sprachen manche Erscheinungen erst lange nach Schwund der Ursache auftreten, wie es gerade auch in der späteren Geschichte des Umlautes beobachtet wurde, anderseits jene Tatsache, daß die idg. Wortbetonung im Urgermanischen lange noch treu bewahrt blieb, und somit auch nach der germ. Akzentverschiebung in Lautentwicklungen Spuren hinterlassen konnte. Verfasser kann jene im Titel ausgedrückte Vermutung zwar noch nicht beweisen, er will sie jedoch möglichst wahrscheinlich machen, und zu diesem Zwecke sämtliche Fälle des germ. *i*-Umlautes auf den idg. Wortakzent hin untersuchen. Dem mußte aber eine Orientierung über den heutigen Stand der ganzen Umlautsfrage vorangehen.

Im ersten Kapitel wird darum die ganze Entwicklung des Umlautbegriffes sprachhistorisch, phonetisch und psychologisch untersucht, (S. 5—27.) Ickelsamer, Oelinger, Joh. Clajus, Schottelius, Gottsched, Klopstock — (dieser, und nicht J. Grimm, prägte und benützte das Wort 'Umlaut' zuerst als grammatischen Terminus in seiner 1778 herausgegebenen Abhandlung 'Über die deutsche Rechtschreibung') — Adelung, Rask, J. Grimm, Schleicher, Scherer, Sievers, Braune, Blomberg, Leffler, Edzardi, Willmanns, H. Paul, Brugmann, Wundt, Noreen, Sütterlin werden da besonders in den Bereich der Betrachtungen gezogen. Resultat: unter den Gelehrten besteht gegenwärtig nicht einmal in der Auffassung über das Wesen des Umlautes eine Einheitlichkeit; mit dem Worte werden sprachhistorisch und auch phonetisch ganz verschiedene Erscheinungen bezeichnet. Einem Irrtum vorzubeugen wird der Umlaut heutzutage durch den induzierenden Laut stets näher bestimmt als: *i*-, *j*-, *u*-, *w*-, *R*-, *Nasal*-, *Palatal*-, *Labial*-Umlaut.

Im zweiten Kapitel (S. 27—30) wird die ungarische (finnisch-ugrische) Vokalassimilation in Bezug auf die entgegengesetzte Richtung mit dem germ. *i*-Umlaut verglichen. Da auch die Richtung der ungarischen Vokalassimilation, somit deren Ergebnis, die Vokalharmonie, teils durch den Wortakzent begründet wird, fühlt sich Verfasser bestärkt in seiner Hypothese von einem kausalen Zusammenhange der germ. Vokalassimilationsrichtung mit dem vorgerm. resp. idg. Wortakzente.

Im dritten Kapitel (S. 30—36) werden die bisherigen Erklärungen der Regressivität des Umlautes kurz revidiert. Besonders W. Wundts Auffassungen diesbezüglich werden teils unter Zustimmung, teils unter Verwerfung nachgeprüft. Verfasser kommt zu dem Resultat, daß die Psychologie allein nicht imstande sei die Ursache der Assimilationsrichtungen zu ergründen. "Alle spezielle Bestimmung des Assimilationsprozesses muß auf einer Untersuchung über die physische Erzeugung der betreffenden Laute basiert werden" (H. Paul Prinzipien<sup>4</sup> S. 56.) Einer der wichtigsten Faktoren in der Erzeugung der Vokale ist jener stärkere oder schwächere dynamische Wortakzent, den die Vokale tragen. Auch Wundt ist der Auffassung, daß die Richtung der Vokalassimilation vor allem von der akustischen Schallkraft der betreffenden Laute abhängt; vgl. Völkerpsychologie I, 2, 429: "... daß ... die progressive (Assimilation) die akustisch Wirksamsten, die Vokale trifft". — Desto auffallender ist es, daß im Germanischen gerade die akustisch wirksamsten Laute, Laute stärkster Schallkraft, starkbetonte Vokale regressiv und an gänzlich un-

betonte assimilieren. Die Erklärung dieser Sonderbarkeit findet nun Verfasser darin, daß die im Historisch-Germanischen schon unbetonten induzierenden Laute im Indogermanischen und im Urgermanischen meist den Wortakzent tragen, oder wenigstens die umgelauteten Vokale der Wurzelsilbe in der vorgerm. Zeit nicht stark betont, nicht die akustisch wirksamsten waren, da im Indogermanischen meist Endbetonung der Nomina und Verba herrschte.

Im vierten, umfangreichsten Kapitel (S. 37—102) werden nun, nach kurzer Betrachtung des idg. bzw. vorgerm. Wortakzentes im allgemeinen, sämtliche Kategorien des germ. *i*-Umlautes auf den idg.-vorgerm. Wortakzent hin geprüft; dieser wird stets auf Grund von Autoritäten festgestellt. Zuerst wird der *i*-Umlaut am Gebiete der Verba, dann jener der Nomina behandelt.

Im Präs. Ind. Sing. 2. und 3. Person der germ. starken Verba nimmt Verfasser trotz O. Bremers neuerer Auffassung (IF. 26, 148 ff.) den Übergang des idg. wurzelhaften *e* zu germ. *i* für die älteste Schicht des germ. *i*-Umlautes an. In Bezug auf die idg.-vorgerm. Wortbetonung dieser Formen stützt sich Verfasser auf die nach Hirt (Ablaut § 782, 789) stets betonte qualitative *e*-Stufe eines wechselnden Ablautes, auf Kluge — (Vorgeschichte der altgerm. Dialekte<sup>2</sup> § 196: "Der Spirant ist tonlos nach ahd. -*is*, ags. -*es*", und für die 3. Person "ags. -*id*, -*ed* aus urgerm. -*éþi*") — auf Hirts<sup>1)</sup> Rekonstruktionen — (Akzent S. 190: \**bhéro*, \**bhrrési*, \**bhrréti* . . . auch IF. 8, 267: \**bhéudō*, \**bhudési* \**bhudéti* usw.) — und nimmt mit Streitberg (Urgerm. Gramm. § 200, II.) an, daß die Wortbetonung der germ. starken Verba durch eine im Indogermanischen und Vorgermanischen sehr verbreitete suffixbetonte Kategorie derselben stark beeinflusst wurde, namentlich gerade in der 2. und 3. Person. Auch die gotischen tonlosen Personalendungen der 2. und 3. Person Sing. Präs. Ind. findet Verfasser ohne Auslautgesetz durch den urgerm. Wortakzent des vorhergehenden Themavokals am einfachsten erklärbar. Auf Grund all dieser Beweise neigt Verfasser — trotz entgegengesetzter Ansicht auch hervorragender Autoritäten — eine indogermanische \**ghébhesi*, *ghébéti*, bzw. vorgermanische \**ǵǵési*, \**ǵǵéti*-Wortbetonungsart anzunehmen. Er sucht auch die Schwierigkeiten dieser seiner Auffassung zu lösen und macht durch die große Zahl dieser Umlauterscheinungen im Althochdeutschen die Häufigkeit derselben für das Germanische einigermaßen anschaulich.

Nach kurzen diesbezüglichen Bemerkungen über das athematische Verb: (*bim*, (*bis*, *ist* behandelt Verfasser den Umlaut des Optat. Prät. der ablautenden Verba. Dieser Umlaut wird für einen schon in germ. Zeit infizierten, begonnenen Lautwandel aufgefaßt, da er im ganzen Nord- und Westgermanischen durchgeführt ist. Auf Streitbergs (Urgerm. Gr. 225 B) und Hirts (Der idg. Akz. S. 178) Zeugnisse, sowie auf die Ablautsstufe des Wurzelsvokals und auf die häufige Stimmhaftigkeit des wurzelauslautenden Endkonsonanten gestützt, behauptet Verfasser, daß die athematischen Optat.-Formen des starken Prät. (ahd. *zugīs*, *zugīt*) im Vorgermanischen und Indogermanischen Endbetonung hatten, was bei konjunkten (sekundären) Personalendungen Suffixbetonung bedeutet. Im Altnordischen fielen durch regelmäßige Lautentwicklung die Vokale der Endungen im Optat. Präs. und Optat. Prät. gänzlich zusammen, hier

1) wie Verf. leider zu spät erfuhr, schon aufgegebenen . . .

induzierten diese Vokale Umlaut, im Optat. Präs. aber nicht, trotz der qualitativen Gleichheit zur Zeit der Umlautsentwicklung. Die Ursache sucht Verfasser in der verschiedenen vorgerm. Wortbetonung dieser beiden Formen: Optat. Präs. hatte Anfangsbetonung, Optat. Prät. aber Suffixbetonung.

Dieselbe Betonungsart behauptet Verfasser auch für die vorgerm. Form der spezialwestgerm. 2. Pers. Prät. Indic.: ahd. *stigi*, *bugi*, *zigi* usw. Siehe Streitherg: (Urgerm. Gr. § 214, 4) *\*tizis*, *\*tuzis*, oder Brugmann: (K. vergl. Gramm. § 710, 5, b) "ahd. *zigi* . . . aus *\*dikés*". — Für das im Nord- und Westgermanischen durchaus *i*-Umlaut induzierende kausative Verbal-Suffix *-jan* wird eine indogerman. *-éje-* | *-éjo-* Wortbetonung angenommen, und der induzierende Laut aus *-éj-* hergeleitet. — Somit findet Verfasser bestätigt, daß in sämtlichen Fällen des germ. *i*-Umlautes am Gebiete der Verba die idg. Entsprechung des induzierenden Lautes stark betont war.

Was die Nomina betrifft, wird für die meisten *i*-Stämme wegen der großen Zahl hierher gehörender Verbalabstrakta, die alle aus schwundstufiger Wurzel gebildet sind, auch Endbetonung angenommen, was in den meisten Fällen des Sing. sowie Plur. Suffixbetonung ist, zweifelsohne da, wo das Suffix Vollstufe aufweist. (*\*flugí-*, *\*tuzí-*, *\*wɣptí-*, *\*slazí-* usw. *Flug*, *Zug*, *Wurf*, *Schlag*). — Nachträglich sei hier betont, daß die *u*-Stämme des Altnordischen (siehe Noreen Altnord. Gramm. 1<sup>3</sup> § 383, 384, 386) gerade in jenen Fällen *i*-Umlaut zeigen, in welchen der Wortakzent auf der idg. Entsprechung des induzierenden Lautes lag: im Dat. Sing. und Nom. Plur., in diesen Fällen hatte das vorgerm. *\*sunēu-* und *sunēu-es* Betonung. — Ebenso wird auch die idg.-vorgerm. Betontheit des induzierenden Lautes für die germ. *-jā-* Stämme angenommen: für die Mask. — *ios*, für die Neutra erst nach Schwund des *o*: *rikí(-on)*. — Auch die nominalen *-jān*, *-jōn*, *-in* Suffixa führt Verf. auf idg. Formen mit betontem *i* zurück. So nimmt er auch für die femininen *-jō* resp. *-jē* Stämme vorgerm. Betontheit des induzierenden Lautes an: *\*maguot*, *\*frijondí*, *\*hulundí* usw. — Sicher ist diese Betonung des induzierenden Lautes noch bei den Suffixen — *ina* (ahd. *magatīn* aus *maguō*) und *-īpa-* idg. *éta* (ahd. *gisemidi*, *jukhidi*, wo ahd. *d* auf germ. *p* zurückgeht), sowie *-iz* > *ir* idg. *es* | *os*; letzteres trotz des späteren stimmhaften Endkonsonanten, da es in *-isōn*, als erstes Bestandteil dieses Verbalsuffixes nur stimmlose Konsonanz hat.

Minder gewiß ist der vorgerm. Wortakzent auf den induzierenden Laut gefallen bei den Bildungen mit germ. *-ila(n)* *-ilō*, *-inā* *-injō*, *ingā-* (*-linga*, *ilinga-*), *-ig-*, *iska-*; hier kann nur von einer Endbetonung im Vorgermanischen mit Sicherheit gesprochen werden, was Verf. für all diese Bildungen einzeln zu beweisen sucht, und somit der Meinung ist, mit einiger Wahrscheinlichkeit gezeigt zu haben, daß in allen Fällen des in germ. Zeit wenigstens schon infizierten *i*-Umlautes — außer im Komparativ und Superlativ — der umgelautete Wurzelvokal im Indogermanischen und im Vorgermanischen nicht stark betont war, ja in den meisten Fällen der induzierende Laut, bzw. dessen vorgerm. Entsprechung den Wortakzent trug. Diese Tatsache gibt uns nun den Schlüssel dafür, daß trotz der ausgeprägt starken dynamischen Anfangs-, respektive Wurzelbetonung des Germanischen, die Vokalassimilation doch eine regressive ist. — Es werden in der Schlußbetrachtung auch die übrigen



möglichen Gründe dieser Regressivität behandelt: der musikalische Akzent, die viel gespanntere Zungenartikulation der *i-j*-Laute. Es werden dann auch die Schwierigkeiten jener Hypothese, die eventuellen Einwände dagegen besprochen. Besonders der scheinbare Widerspruch, daß im Alt- und Mittelhochdeutschen die Nebentonigkeit des induzierenden Lautes die Entwicklung des Umlautes verhindert. Da ist nun wohl zu beachten, daß nicht das Zustandekommen des Umlautes selbst, sondern nur die Regressivität desselben mit der allgemeinen idg. Endbetonung in einen wahrscheinlichen, kausalen Zusammenhang gebracht wurde. Verf. motiviert jene Verhinderung des ahd., mhd. Umlauts in erster Linie durch den Mangel der expiratorischen Akzenteinheit des Wortes. So lange vom umzulautenden Vokal der induzierende durch einen Nebenakzent, oder durch ursprüngliche Selbständigkeit des Suffixes als eigenes Wort — expiratorisch getrennt ist, kann sich keine Vokalassimilation herausbilden. Verf. zeigt dann an dem mundartlichen *Wienernerüstädt*, daß der Nebenakzent am Ende des Wortes auf die expiratorische Betonungseinheit (Akzenteinheit) desselben, eine ganz andere Wirkung hat, als ein Nebenakzent am Anfange des Wortes. Jener zerstört die expiratorische Akzenteinheit eines Wortes, dieser aber nicht, weil dieser dem folgenden Hauptiktus vielmehr untergeordnet ist, als jener.

Pannonhalma.

L. A. Biró.

**Weinberg** Isr. Zu Notkers Anlautgesetz. 8<sup>o</sup>. V. 40 S. (Sprache und Dichtung, Forschungen zur Linguistik und Literaturwissenschaft, herausgegeben von H. Maync und S. Singer. Heft 5.) Tübingen, J. C. B. Mohr 1911. 2.— M.

Die bisherige Formulierung von Notkers Anlautgesetz wird durch diese Arbeit im wesentlichen bestätigt; sie bringt vier Zahlentabellen, aus denen man ersehen kann, wie sich die einzelnen Bücher der gut überlieferten Werke Notkers zum Anlautgesetze stellen. Daraus ergibt sich, daß die gegen das Gesetz verstoßenden Schreibungen im Anlaute eines Satzes in Boetius V und Capella II eine mechanische Regelung zeigen, es wird *p, t, k* gesetzt, wenn der vorausgehende Satz auf einen Geräuschlaut endigt, *b, d, g* nach Sonorlauten (*pluribus. Tūa rēda — inquam. Dō chād*); das entspricht der Schreibung im Satzinnern, die im ganzen das Gesetz genau spiegelt und in zwanzig Fällen, in denen es zur Anwendung kommt, neunzehnmal das Richtige hat; da dem Verfasser das Material zur Hand war, hätten hier die Ausnahmen genauer besehen werden können. Er zählt für Bo. und Cat. z. B. 37 Fälle mit *b, d, g* nach Geräuschlauten, darunter finde ich 14 *gagen* und 3 *danne*, 3 *darba*, -en, diese Cat. III und IV, das entwertet die Ausnahmen noch mehr. Wie der entsprechende Wechsel von *f* und *u* im Satzinnern nur mangelhaft vertreten ist, zeigt die vierte Tabelle. Eine fünfte veranschaulicht, wie die Bücher der Werke das Anlautgesetz verschieden befolgen oder verletzen; daraus kann die Notkerphilologie Nutzen ziehen, und W. glaubt die Meinung, daß die ersten zwei Bücher Boetius de consolatione philosophiae für sich entstanden seien, durch die Anlautschreibung bestätigen zu können.

Bei der Wertung des Anlautgesetzes geht W. recht vorsichtig vor, er stellt auch die verschiedenen Erklärungen zusammen, welche seit der ersten Feststellung durch J. Grimm gegeben worden sind. Aus der ungleichen Behandlung der Schreibung im Satzinnern einerseits, im Anlaut

des Satzes oder Satzteiles andererseits, möchte W. schließen, daß Notker selbst schon im letzteren Falle geschwankt habe, weil hier andere phonetische Verhältnisse geherrscht hätten als im Satzinnern. Die verstärkte Bildung der Laute im Satzanfange und nach Pause ist bisher nur vereinzelt nachgewiesen (z. B. in Westtirol, Mundart von Imst), während die Verstärkung der mit Geräuschlauten zusammentreffenden Geräuschlenes zu halben oder vollen Fortes im Obd. weit verbreitet ist. Die Grundlage des obd. Konsonantismus ist durch die hd. Lautverschiebung geschaffen worden und ein charakteristischer Teil davon, die Stimmlosigkeit der Geräuschlaute, im geschlossenen alten Sprachgebiet bereits im Ahd. vorhanden gewesen. Ich sehe kein Hindernis dafür, daß man ansetzt, in Notkers Mundart seien die Verhältnisse gleichartig gewesen wie in Imst (sie müssen nicht völlig gleich gewesen sein); er hat im Anlaut des Satztaktes die Geräuschlenes ebenso verstärkt gesprochen und geschrieben wie im Innern. Abschreiber seiner Niederschriften können aus Gegenden gewesen sein, in welchen der Satzanlaut ohne Verstärkung blieb, sie hatten dann fürs Satzinnere Notkers Schreibregel in Übereinstimmung mit ihrer Aussprache, für den Anfang des Satztaktes davon verschieden, das erklärt die Ungleichmäßigkeit und mechanische Regelung ihrer Schreibung im Satzanlaut in befriedigender Weise.

J. Schatz.

**Elaborator grammatica hungarica**, von Joh. Nic. Révai, volumen tertium, herausgegeben von Sigmund Simonyi, Budapest 1908. 358 S.

Fast allgemein gilt noch heute Bopp als der Begründer der vergleichenden Sprachforschung. Das ist nur bedingt richtig. Die Ungarn Sajnovics und Gyarmathi haben vor Bopp die vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des finnischen Sprachstammes in durchaus wissenschaftlichem Sinne auf das glücklichste inaugurirt. Auch Révai ist von der tiefen Zusammengehörigkeit des Magyarischen mit dem Lappischen und Suomifinnischen vor Bopps Entdeckung klar überzeugt und behandelt diese Verwandtschaft im einzelnen vielfach durchaus treffend in einer noch heut einwandfreien Weise. Es war ein glücklicher Gedanke der ungarischen Akademie der Wissenschaften, Révais Grammatik herausgeben zu lassen, deren dritter Band hier vorliegt, von Simonyis Meisterhand bearbeitet; darum so glücklich, weil man daraus mit ehrlicher Bewunderung ersieht, mit welcher Klarheit und echt wissenschaftlichen Methode vor 100 Jahren schon Révai Ursprung, Bedeutung und Entwicklung des unermeßlichen Formenreichtums seiner schönen Muttersprache beleuchtet. Auch der mit dem Wesen des Magyarischen nicht vertraute Sprachforscher wird aus dieser Arbeit zunächst einen Überblick gewinnen über diesen Reichtum auf Gebieten, die dem Indogermanischen z. T. ganz fremd, z. T. in ihm kaum andeutungsweise vertreten sind; dann aber wird er mit Staunen sehen, mit welcher Klarheit und Schärfe dieser Mann vor mehr als einem Jahrhundert im weitesten Umfange die formbildenden und oft stark gehäuften Elemente seiner Sprache anatomisch zergliedert und deutet. Freilich wird diese Fülle manchmal verwirrend wirken, da Révai viele innere Zusammenhänge nicht kennen kann, die das vergangene Jahrhundert allmählich festgestellt hat, und da er infolgedessen oft eigentlich Zusammengehöriges als gesonderte Erscheinungen behandelt, wodurch die Übersicht über das eigentliche Wesen nicht gerade erleichtert wird; jedenfalls aber

tritt hier gerade das, was man als das Wesentliche in Bopps Forschungsmethode anzusehen hat, klar hervor.

Die wenigen einleitenden Bemerkungen über die sog. Wurzeln und deren Ursprung und Bedeutung sind veraltet und verdienen keine Beachtung, überhaupt die allgemeinen sprachwissenschaftlichen Ansichten, was man ihm nicht anrechnen darf, da im wesentlichen gleiche Ansichten noch heute einen großen Teil der Spezialforscher auf dem Gebiete des Indogermanischen, Semitischen beherrscht; so die, daß jede Sprache neben dem Aktiv ein Passiv besitzen müsse, daß es keine einzige ohne ein solches gebe, eine geradezu abenteuerliche Ansicht, aber dadurch erklärlich, daß man sich eben ein Verb nicht anders denken kann als im Sinne einer klar ausgeprägten subjektiven Tätigkeitsform oder eines ebenso subjektiv gedachten Zustandes; während doch gerade diese unsere Auffassung eine recht seltene Erscheinung im Leben der Sprache darstellt. Überhaupt ist R. natürlich, ebenso wie noch heute sehr viele Sprachgelehrte, von der Ansicht beherrscht, als ob im wesentlichen die Sprachen von gleicher Auffassung ausgehen und somit auch zu innerlich wesentlich denselben Ausdrucksformen gelangen müßten; eine der unheilvollsten Ansichten, die jede klare Erkenntnis der so unendlich verschiedenen Grundlagen des Baues und der Ausführung dieses Baues im Einzelnen unmöglich macht. Ebenso ist R. in dem ebenfalls von vielen Gelehrten seiner und noch weit späterer Zeit geteilten Irrtum befangen, daß das Semitische und insbesondere das Hebräische unbedingt mit den anderen bekannten Sprachtypen, so dem Finnischen, in Verbindung stehen müsse und, wenn auch nicht die Ursprache, so doch eine der Ursprache recht nahestehende Gestaltung aufweise; und infolge dieser unseligen vorgefaßten Meinung verläßt den in der Beurteilung seiner Muttersprache und der wirklich mit dieser verwandten Idiome so kritisch und geistvoll vorgehende Mann hier vollständig das Urteil. Es lohnt sich nicht, ihm auf diesen Irrwegen zu folgen, wobei er bis ins einzelnte die Formelemente seiner Sprache oder deren Urgestalten aus dem ihm nebenbei recht fernliegenden Semitischen ableitet<sup>1)</sup>.

Bezüglich seiner eigenen Sprache hat R. ein feines Gefühl, das selten irregeleitet wird, ein viel feineres als viele heutige gebildete und selbst sprachkundige Magyaren. Wenn er da einmal irrt, da sind das vorwiegend Punkte, in denen auch sprachwissenschaftlich gebildete Magyaren heute noch ebenso im Dunkeln tappen; so wenn er, ganz wie das jetzt gewöhnlich geschieht, in der Anwendung des singularischen Possessivs bei einer Mehrheit von Besitzern eine fehlerhafte Lizenz sieht. Er konnte nicht wissen, daß die gleiche Erscheinung uns oft und in verschiedenen uraltaitschen Sprachen begegnet und durchaus berechtigt ist. Es soll nämlich wie beim lateinischen *sibi*, *se* nur die Vorstellung der dritten Person, gleichviel ob der Zusammenhang einen Singular oder Plural er-

1) Das geht soweit, daß er z. B. die gewöhnlichen und meistgebrauchten örtlichen Kasussuffixe und Postpositionen meist glatt aus dem Hebräischen herleitet; so setzt er *nek* = *nakah*, *nál* = *mül*!!, *óta* = *eth*, *hoz* = *chäge*!, *vá* = *hā*!, *ig* = *ad*!, *ben* = *bain*, *bēn*! Zum Glück bleibt diese unglückselige Gleichmacherei meist eine ganz äußerliche, ohne auf die Beurteilung der magyarischen Spracherscheinungen unheilvoll einzuwirken. Auch bei den Ableitungsformen tritt sie vielfach hervor.

gibt, zum Ausdruck kommen, und das *ja, je . . .*, welches sich naturgemäß zunächst als ein *sein* (αὐτοῦ) darstellt, bedeutet eigentlich nur: *der dritten Person angehörig*, im Gegenteil zu *n, d*, die *mir, dir angehörig* heißen, und es ist geradezu zu einem determinierenden Artikel geworden: *der von ihm oder der von ihnen, der ihm oder der ihnen angehörige*, so bedeutet also ein von R. als fehlerhaft bezeichnetes *sok nemzetségeknék atyja: der Ahnherr* (Vater) vieler Geschlechter, während das regelrechter scheinende *aty-jok* heißt *ihr Vater*.

Nach dem kurzen einleitenden Teile bespricht R. zuerst die im Magyarischen unendlich reiche Gestaltung der Ableitungen von der einfachen Verbalwurzel, also die Bildungen mit inchoativem, frequentativem, momentanem, intensivem, deminutivem, reflexivem, reziprokem, kausativem . . . Sinne. Um zu zeigen, wie scharf und klar er hier in einwandfrei sprachwissenschaftlicher Weise die noch heute maßgebenden Punkte trifft, möge wörtlich die diesen Gegenstand zusammenfassende Hauptstelle folgen: *"Habent ea significationem ut plurimum inchoandi, mutandi in aliquid, continuandi, frequentandi; quibus accedit intensio, diminutio, praesertim in compositis. Aliud indicat reflexionem agentis in se, immo et status puri in subiectum, item reciprocationem; aliud exprimit priorum omnium effectorem per alium; aliud denique potentiam. Atque ita horum usu, prima verborum genera increverunt speciebus pluribus: inchoativis, mutativis, continuativis, frequentativis, intensivis, diminutivis; deinde reflexis et reciprocis; demum factitivis et potentialibus."* Wie R. diesen für indogermanische Auffassung fast unfaßbar reichhaltigen Gegenstand von S. 17—181 im einzelnen ausführt, das muß noch heute für einen Kenner ein Genuß sein, dem sich oft eine Art Bewunderung beimischt. Natürlich kann man heute nicht jedes Wort unterschreiben; so z. B. hat er die so charakteristische und so ungemein wesentliche Richtung des Momentanen nicht immer <sup>1)</sup> scharf genug erfaßt und zu sehr das Intensive betont, hat manches Zusammengehörige oder Verwandte auseinandergerissen, überhaupt manche Ansichten geäußert und Aufstellungen gemacht, die sich heute nicht mehr halten lassen, auch andere zu Unrecht mit großer Schärfe angegriffen — das ist alles nicht zu leugnen, und doch bleibt das Gebäude, das er aufgeführt hat, in seiner Grundlage unerschüttert; dabei soll nicht verschwiegen werden, daß er keineswegs diesen Gegenstand zuerst behandelt hat, daß er auf diesem Wege Vorgänger hat; er setzt sich mit ihnen auseinander, und dabei sieht wieder auch der diesem Studium Fernstehende, wie energisch, sachgemäß und echt wissenschaftlich diese Dinge doch vielfach schon mehrere Jahrzehnte früher in Angriff genommen worden sind <sup>2)</sup>. Mit

1) Entgangen ist Révai die Bezeichnung des Momentanen am Verb nicht.

2) Es lohnt sich wohl, daß Indogermanisten sich von diesem Stande der Dinge überzeugen, er ist im allgemeinen sehr wenig bekannt und geeignet, einen gewissen Dünkel stark zurückzudämmen, der gar zu leicht wirklich systematische Sprachwissenschaft für den Beginn des vorigen Jahrhunderts als die alleinige Domäne der Indogermanisten anzusehen pflegt. Hier sehen wir Sprachwissenschaft im besten Sinne des Wortes vor 140 Jahren betrieben, und mit einem Eifer und Erfolg betrieben, der geradezu den Neid von indogermanistischer Seite herausfordern könnte,

voller Klarheit und oft durchaus treffend, zieht R. hier und da auch die Art zu Rate, wie dieselben Bildungselemente in den verwandten Sprachen, dem Suomifinnischen, Lappischen in derselben oder ähnlicher Weise verwendet werden. Für den des Magyarischen weniger Kundigen, der kaum die ganze Entwicklung dieses lehrreichsten Hauptteiles der Arbeit Schritt für Schritt verfolgen dürfte, sei besonders auf die Partie hingewiesen, wo er zusammenfassend von S. 171—179 in größter Kürze und unübertrefflicher Klarheit eine Übersicht über die Hauptbildungen und insbesondere über die ein- und vielfach komplizierten Verbindungen gibt<sup>1)</sup>; aber auch der Kenner des Magyarischen wird hier auf manches aufmerksam gemacht werden, was er vielleicht bisher weniger beachtet hat. Schließlich noch eine Bemerkung. Wir müssen ehrlich staunen über die Weise, wie R. die in dieses Gebiet schlagenden Erscheinungen seiner Sprache in den zahllosen Einzelheiten und Einzelfällen, auch bezüglich der obsolet gewordenen, aber oft gerade sehr bezeichnenden Bildungen der älteren Sprache, beherrscht, und wie er überall Ordnung und Zusammenhang hineinzubringen bestrebt ist. Das Gleiche gilt von der darauf folgenden Behandlung der nominalen Ableitung, und ganz besonders von dem reichhaltigen Kapitel über die Anwendung der Possessivsuffixe am Substantiv, wenn wir auch nicht immer mit ihm übereinstimmen können; kritischen, echt wissenschaftlichen Geist vermissen wir selten.

Ebenso eingehend wie die Ableitung der Verba behandelt R. die der Nomina, zuerst der Substantiva, dann der Adjektiva; bei beiden bespricht er zuerst die Ableitungen von Verben, dann solche, die von Verbal- wie Nominalstämmen stattfinden können, zuletzt die von Nomina; im Streben nach Genauigkeit und Klarheit unterscheidet er wieder unter den Bildungselementen frequentissima, frequentiora und rariora, und, so wenig das im allgemeinen das Wesen der Sache berührt, kann man doch nicht leugnen, daß auch diese Unterscheidung gerade für den Fernerstehenden einen gewissen informatorischen Wert hat. Mit dem meisten hier Gesagten wird man sich auch heute noch einverstanden erklären

wenn man eben davon Kenntnis hätte. Jedenfalls sind die Ergebnisse dieser Forschung auf dem Boden des Magyarischen bedeutender und nachhaltiger, d. h. bis zum heutigen Tage unerschütterter als die meisten gleichzeitigen Ergebnisse auf indogermanischem Gebiete. Allerdings muß, um Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen, zugegeben werden, daß eine Sprache wie die magyarische mit ihren bei aller Kompliziertheit so wunderbar klaren und durchsichtigen Formen ein Eindringen in ihr innerstes Wesen ungleich mehr begünstigt und mit einer gewissen Naturnotwendigkeit erheischt als die unverhältnismäßig weniger durchsichtigen indogermanischen Sprachen. Trotzdem sei auf das nachdrücklichste auf diese schönen Ergebnisse hingewiesen.

1) Er tut hier auf engstem Raume einen Blick in eine dem Indogermanischen ganz neue, unerschöpflich reiche Welt; da es unmöglich ist, hier die vielen Hunderte von ganz regelmäßigen, gehäuften und dabei doch absolut nicht mißzudeutenden Verbindungen auch nur anzudeuten, so mag eine Bemerkung genügen. In einer einzigen, durchsichtigen Verbalform kann der Magyare Gedankengänge klar zum Ausdruck bringen wie: ich bin imstande, ihn (sie . . .) zu veranlassen, etwas plötzlich wiederholt ein wenig zu tun.

dürfen; auch hier schimmert in seiner Darstellung vielfach der ganz eigenartige Charakter der Sprache deutlich durch, wenn auch naturgemäß viel weniger als bei der Behandlung der verbalen Ableitungen, und auch dieser Teil verdient volle Beachtung gerade von seiten der Forscher auf anderen Sprachgebieten. Allerdings irrt er oft bei Vergleichen mit fremden Erscheinungen, so natürlich wieder bei denen mit semitischen, aber die vielen treffenden Vergleichen mit solchen auf uralaltaischem Gebiet, besonders aus anderen finnischen Sprachen, sind keineswegs wertlos; und auch, wo er irrt, wird dadurch kaum irgendwo die richtige Auffassung der magyarischen Erscheinung ungünstig beeinflusst. Einzelne Kapitel dieses Teiles sind auch heute in hohem Grade lesenswert und belehrend, so neben vielen anderen das über das Bildungselement *ség*, über die Deminutivbildungen, über *talan* (*atlan*); überall aber fällt uns die kritische, streng wägende und vergleichende, weitsichtige Richtung der Forschung von R. auch auf diesem Gebiet auf.

Der dritte Hauptteil handelt von den überaus zahlreichen Postpositionen, wieder in aner kennenswert methodischer Weise und so streng wissenschaftlich, daß dieses Kapitel zum allergrößten Teile einfach in eine heutige Darstellung der magyarischen Sprache übernommen werden könnte. So erkennt er klar, daß ein *nál-am*, *nál-ad* . . . = 'bei mir, bei dir', in Wirklichkeit bedeutet: 'meine Nähe, deine Nähe'. Ebenso erliegt er nicht der gerade in der damaligen Zeit recht naheliegenden Versuchung, z. B. *nek* von anderen ähnlichen Elementen zu trennen und dem indogermanischen Dativzeichen gleichzusetzen, sondern er behandelt es durchaus richtig wie alle die anderen mit dem Substantiv zu einer Worteinheit verwachsenen Formen *nál*, *hoz*, *ig*, *be* . . .; nur das Akkusativzeichen *t* spielt hierbei doch eine etwas andere Rolle, es ist ein determinierender Artikel, aber das konnte er nicht wissen<sup>1)</sup>. Auch mancher andere kleine Irrtum läuft mit unter, ohne aber dem Werte seiner klaren, scharfen, oft geradezu überraschend richtigen Ausführungen irgend wesentlichen Abbruch zu tun. So sieht er z. B., daß ein *ért* = 'für' schon eine Ableitung von *ér* = 'Ursache' darstellt mit der Bedeutung *in, aus der Ursache, Veranlassung* = 'zum Zweck von', und weiß vieles andere, was heute verdunkelt einer festgewordenen Funktion dient, aufzulösen und seine ursprüngliche Form und Bedeutung herauszuschälen. So vorurteilslos und richtig R. hier überall die magyarischen Erscheinungen selbst beurteilt, so störend wirkt gerade bei diesem Kapitel nun die unselige erwähnte

1) Ähnlich liegt es bei einigen anderen sehr einfachen Elementen, z. B. dem allen finnischen Sprachen gemeinsamen, unbestimmtesten und allgemeinsten Ortsweiser *n* und dem ebenfalls im Altaischen überaus häufigen bestimmteren Ortsweiser *t*; beide bezeichnen die Ruhe an einem Orte und sind uralte Bildungen anscheinend eher pronominaler, hinweisender Art, wodurch etwa im Sinne eines *da*, *dort*, lediglich die Handlung oder der Zustand leicht mit dem Orte der Handlung oder des Zustandes deutend in Verbindung gebracht wird, ähnlich wie beim Akkusativ Handlung und Objekt, nur hier im rein örtlichen Sinne. Jedenfalls können wir beide kaum als eigentliche Postpositionen ansehen oder nachweisen, so nahe es zu liegen scheint, ihnen eine ursprünglich materielle Bedeutung wie *Ort* unterzuschieben. Doch das sind geringfügige Bedenken, die wenig ins Gewicht fallen.

Neigung Révais, wo möglich alle diese so echt magyarischen und finnischen Elemente auf semitische Formen zurückzuführen, diese größte Schwäche der ganzen Arbeit. Daß R. die recht verschiedenen Arten von Postpositionen streng auseinanderhält, ist selbstverständlich; also die suffixartigen, mit dem Substantiv zu einer Worteinheit verbundenen, die dann großenteils auch den Gesetzen der Verbalharmonie folgen, wie *nek* (später auch *nak*), *nál* (später auch *nél*), die von ihrem zu bestimmenden Substantiv getrennten, die wieder z. T. ohne Bildungselemente auftreten, wie *túl*, oder doch wenigstens nicht immer mit klar erkennbarem Bildungselement; die vielen getrennten oder selbständigen Postpositionen mit einem deutlich erkennbaren kasusartigen Zeichen wie *n*, *tt*, *é*, *ül*, wodurch das 'wo? wohin? woher?' zum Ausdruck kommt, wie *alá* = 'nach unten', *alatt* = 'unten', *alúl* = 'von unten'; die dem Substantiv suffigierten, die nebenbei auch als selbständige Nomina Possessivsuffixe annehmen, wie *nek*, welches *nekem*, *neked*, *neki*, *nekünk* . . . bildet; die vom Substantiv getrennten, die die gleichen Suffixe annehmen wie *előtt* = 'vor', welches ebenso *előttem*, *előtéd*, *előtti*, *előttünk* . . . bildet. [Die kurze Übersichtstafel S. 264—266 ist ein Muster von innerer Ordnung und Klarheit.] Diese letzteren, d. h. alle die Postpositionen, die mit Possessiven sich verbinden, werden dann nach der Besprechung der Possessiva im letzten Hauptteile noch einmal in dieser ihrer Possessivanwendung eingehend behandelt, und es werden ihnen sehr treffend ebenso geordnet und systematisch lappische Bildungen gegenübergestellt, die ebenfalls Postpositionen mit und ohne klar erkennbare Kasusbildung und mit Possessivsuffixen enthalten und überdies in der Form der Possessiva großenteils die innigste Verwandtschaft mit den magyarischen zeigen.

Auch bei dem letzten Hauptteile, der von der Form und Anwendung der Possessivsuffixe handelt, müssen wir, abgesehen von dem einen schon genannten Irrtum, den auch heutigen Tages noch die meisten selbst wissenschaftlich geschulten Magyaren teilen, zugeben, daß R. tief in den Geist seiner Sprache eingedrungen ist; wie tief, das wird jedem Kenner des Magyarischen ein einziges Beispiel schon deutlich zeigen. S. 295 spricht er von der Verbindung eines mit dem Possessiv verbundenen Substantivs mit einem vorangehenden Substantiv in der Dativform; eine Verbindung, die er entschieden richtig als eine verhältnismäßig späte, pointierte, emphatische erklärt gegenüber der von ihm mit Recht als ursprünglicher angesehenen mit vorangehendem unflektiertem Nomen des Besitzers, indem er meint, der Deutlichkeit werde genügt durch ein *a paraszt csűrje* = 'der Bauer seine Scheuer = die Scheuer des Bauern', während ein *a parasztnak csűrje* bedeute: 'für den Bauern, inbezug auf den Bauern — seine Scheuer'. Solche feine kleine Züge sprechen eine deutlichere Sprache als lange Ausführungen. Im übrigen legt er in einer ungemein reichen Auswahl von allen möglichen Kombinationen, aus der seine vollständige Beherrschung aller Erscheinungen aus der älteren und aus der Sprache seiner Zeit hervorgeht, die ganze höchst charakteristische Fülle von Tatsachen dar, die die Entwicklung der Sprache auf diesem reichen Gebiete gezeitigt hat; wobei er freilich eine große Menge gerade in hohem Grade bezeichnender, freier gestalteter Fälle für fehlerhaft erklärt, vgl. oben die Bemerkung über die Anwendung des scheinbar singularischen Possessivs, wo man eines erwartet, das auf eine Mehrheit von Besitzern hinweist. R. konnte nicht gut anders urteilen, als er tut, aber

jedenfalls muß dieses Kapitel, so lehrreich es gerade durch die vielen anscheinend fehlerhaften Beispiele für einen Eingeweihten ist, auf einen Fernerstehenden irreführend wirken, es ist einem solchen nicht anzuempfehlen, und es ist auch infolge dieser irrtümlichen Auffassung das schwächste von allen. Störend wirkt auch hier wieder die Vorstellung, als ob die Erklärung dieser echtfinnischen und echtaltaischen<sup>1)</sup> Erscheinungen eigentlich aus dem Hebräischen hergeleitet werden müßte. Für denjenigen aber, der alle die so zahlreichen Beispiele, besonders aus der älteren Zeit, und besonders auch die von R. zwar angeführten, aber für fehlerhaft erklärten, auf sich wirken läßt, die noch nicht in bewußt hergestellter schematischer, nüchterner Regelmäßigkeit das heutige konventionelle Gepräge tragen, sind gerade diese in ihrer freieren, oft nur andeutenden, nicht allseitig korrekt ausgeführten Fälle sprachwissenschaftlich und psychologisch gerade die anregendsten, und überall auf altaischem Gebiete bieten sich ihm ganz unerwartete Parallelen und Perspektiven; für ihn ist auch dieses breit ausgeführte Kapitel ein Genuß, wie es ein hoher solcher für den Schreiber dieser Zeilen gewesen ist. Und so sei dieses eigentümliche Buch, dessen jedenfalls nicht gerade leichte Herstellung in der vorliegenden, klaren und übersichtlichen Gestalt wir dem unermüdlichen Eifer Simonyis, des besten und ersten Kenners und Bearbeiters des Magyarischen, verdanken, Indogermanisten und Forschern auf anderen Sprachgebieten angelegentlich empfohlen.

Breslau.

Heinrich Winkler.

---

1) Es verdient die höchste Beachtung, daß gerade auch diese scheinbar regellose Anwendung des sonst singularischen Possessivs der 3. Person trotz einer Mehrheit der Besitzer sich in ganz ähnlicher und derselben Weise auch in anderen altaischen Sprachgruppen ganz gewöhnlich findet, so in bezeichnender Weise im Türkischen, weil eben die oben gegebene Erklärung auch für dieses zutrifft.

---



## Mitteilungen.

---

### **Bericht über die Tagung des Gymnasialvereins und die Philologenversammlung zu Posen 1911.**

Die diesmalige Versammlung war von den Indogermanisten ganz besonders schlecht besucht. Es war das umsomehr zu bedauern, als die Bedeutung der Sprachwissenschaft für das humanistische Gymnasium zweimal auf der Tagesordnung stand. Wenn den Sprachvergleichern an den Universitäten so häufig zu Unrecht der Vorwurf gemacht worden ist, daß sie sich die enge Verbindung mit der klassischen Philologie nicht genügend am Herzen liegen ließen, so wird man dieses Mal leider mit Recht behaupten dürfen, daß es die Herren Indogermanisten an sich haben fehlen lassen.

Der erste der beiden Vorträge wurde in der Sitzung des Gymnasialvereins, die regelmäßig mit der Philologenversammlung verknüpft ist, am Montag, 2. Oktober, von Herrn Gymnasialdirektor Niepmann aus Bonn gehalten. Er behandelte die Einführung der historischen vergleichenden Betrachtungsweise in den grammatischen Unterricht, vornehmlich des Lateinischen. Leider war kein einziger Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft von den Universitäten zugegen. Die Stimmung für die sprachwissenschaftliche Methode hat — wohl auch dank der Brugmannschen Schrift und ihrer verschiedenen Besprechungen — sehr zugenommen, das war an der Diskussion deutlich zu bemerken. Denn von einem Herrn, der bislang sehr wenig für die Sprachwissenschaft übrig gehabt haben soll, Herrn Geheimrat Immelmann-Berlin, wurde zum Schluß der Vorschlag gemacht, der Gymnasialverein möge sich in einer Resolution für die Vorbildung der klassischen Philologen in der Sprachwissenschaft aussprechen. Daraufhin wurde einstimmig bis auf eine Stimme folgende von Herrn Professor Skutsch und dem Unterzeichneten formulierte Resolution angenommen: "Die Versammlung erklärt es für notwendig, daß in die Prüfungsordnungen für das höhere Lehramt eine Bestimmung folgenden Inhalts aufgenommen werde: Diejenigen Kandidaten, die eine Prüfung in den klassischen Sprachen bestehen wollen, haben im Staatsexamen Kenntnisse der historischen Grammatik beider Sprachen nachzuweisen, gleichgültig für welche Stufe die Lehrbefähigung erstrebt wird." Es war das ein entschiedener Sieg der von unserer Seite längst verteidigten Anschauung. Er ist ohne Anwesenheit der indogermanischen Fachprofessoren erfochten worden, weil die Sache für sich sprach;

taktisch verkehrt war das gänzliche Fehlen aber doch. Unsere Gegner, deren es, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, nur noch zu viele gibt, würden sich doch leichter zu manchem Zugeständnis herlassen, wenn sie das Interesse, das die indogermanischen Fachprofessoren an dieser wichtigen Frage haben, auch im Gymnasialverein gesehen hätten. Hoffen wir, daß besonders die preußische Prüfungsordnung im Sinn der Resolution recht bald umgeändert wird! Andere Prüfungsordnungen, wie neuerdings auch die sächsische, enthalten ja jetzt schon glücklicherweise eine derartige Bestimmung.

Der zweite Vortrag, der sich ebenfalls mit dem Verhältnis von Sprachwissenschaft und Schule befaßte, wurde in einer kombinierten Sitzung der indogermanischen und der philologischen Sektion von Herrn Professor Hartmann aus Schöneberg gehalten. Die Absicht des Vortragenden war genau dieselbe wie die Niepmanns. Wir Mitglieder der idg. Sektion haben aber den Eindruck gehabt, daß uns dieser Vortrag eher geschadet als genützt hat. Der Vortragende stellte die unrichtige Behauptung auf, daß an den Universitäten für den klassischen Philologen so gut wie keine Gelegenheit vorhanden sei, in bequemer Weise in die Sprachwissenschaft eingeführt zu werden. Diese Behauptung ist unwidersprochen geblieben, weil keiner derjenigen Fachprofessoren, die seit Jahren die klassischen Philologen für die Sprachwissenschaft zu interessieren suchen, anwesend war. Ehe aber die wenigen anwesenden Indogermanisten durch gegenseitige Rücksprache in Eile ein paar positive Angaben zusammentragen konnten, um den Vortragenden in diesem Punkt zu widerlegen, drängten die Zuhörer zu den Türen, da die Zeit knapp war. Genau so wurde übrigens auch am folgenden Tag die Debatte über die Vorträge der Herren Witte, Fraenkel, Meltzer dadurch abgeschnitten, daß die Zeit fehlte. So blieben z. B. die Zweifel gänzlich unterdrückt, die Meltzers Ansichten besonders bei den Germanisten begegnen mußten. Damit zeigte sich ein Übelstand in der Organisation der kombinierten Sitzungen, dem für die Zukunft abgeholfen werden muß.

Die idg. Sektion konstituierte sich am Dienstag, 3. Oktober. Zu Obmännern wurden Herr Professor Dr. Schrader-Breslau und der Unterzeichnete, zu Schriftführern die Herren Dr. Löwenthal-Posen und Dr. Kaiser-Posen gewählt. Außer diesen trugen sich als Mitglieder der Sektion ein die Herren Professor Siebs-Breslau, Direktor Feist-Berlin, Professor Meltzer-Hannover, Professor Fritsch-Hamburg, Oberlehrer Heidenreich-Eisenach, Dr. Neisser-Breslau, Dr. Hoffmann-Kutschke-Berlin, Professor Heller-Greifswald, Dr. Christiani-Posen, Professor Hartmann-Schöneberg, Dr. Burandt-Fraustadt, Dr. Jansen-Rogasen, Professor Findeis-Wien, Privatdozent Fraenkel-Kiel, Gymnasialrektor Dittmar-Zwickau.

Als Festgabe wurde den Mitgliedern der Sektion eine von W. Christiani verfaßte kurze Abhandlung über das Warschauer Wörterbuch überreicht. An Herrn Geheimrat Brugmann und den Nestor der Indogermanisten, Herrn Professor Fick, wurden Begrüßungstelegramme von der Sektion gesandt.

Die Vorträge verteilten sich auf die folgenden drei Tage. Nur Herr Professor Heller und der Unterzeichnete sprachen vor der idg. Sektion allein; zu den Vorträgen der Herren Professor Hartmann und Dr. Fraenkel war die philologische, zu dem des Herrn Professor Schrader die volkskundliche Sektion eingeladen; für den Vortrag des Herrn Professor Meltzer

waren die philologische und die germanistische Sektion mit der indogermanischen vereinigt. Ferner war unsere Sektion von der philologischen für den Vortrag des Herrn Dr. Witte geladen.

Außer den der idg. Sektion gebotenen Vorträgen waren von Interesse für die Sprachforscher aus den allgemeinen Sitzungen die Rede des Herrn Privatdozenten Dr. Frischeisen-Köhler, aus der germanistischen Sektion der Vortrag des Herrn Professor Meißner und der Bericht des Herrn Dr. Lochner-Göttingen über die Arbeiten der Zentralsammelstelle des Deutschen Wörterbuchs seit ihrer Gründung, aus der archäologischen der Vortrag des Herrn Professor Schuchhardt, aus der orientalischen der Bericht des Herrn Dr. Hoffmann-Kutschke über Neues aus den altpersischen Keilinschriften, aus der anglistischen die Vorschläge des Herrn Professor Krüger aus Berlin zur Verbesserung der grammatischen Begriffe, im besonderen der englischen Sprachlehre.

Die folgenden Referate haben die Herren Redner in liebenswürdiger Weise selber zur Verfügung gestellt.

Bergedorf.

Ed. Hermann.

#### A. Vortrag im Gymnasialverein.

Herr Gymnasialdirektor Dr. Niepmann-Bonn sprach über die Einführung der historischen vergleichenden Betrachtungsweise in den grammatischen Unterricht, vornehmlich des Lateinischen.

Der Vortragende ging aus von den Klagen über die Öde und Langweiligkeit des grammatischen Schulunterrichts. Diese seien hauptsächlich begründet in der übermäßigen Betonung und Einübung verhältnismäßig seltener Abweichungen der Fremdsprachen von der Muttersprache. Dagegen sei ein wirklicher Einblick in den Bau der Sprache und die Entwicklung ihrer Ausdrucksformen nicht angestrebt, geschweige denn erreicht worden. Zur Erreichung dieses höheren Zieles des grammatischen Unterrichts sei notwendig die Einführung der sprachwissenschaftlichen Betrachtungsweise. Wie auf diese Weise der grammatische Unterricht gefördert, belebt und vertieft werde, wies der Vortragende an einer Reihe von Beispielen aus der Laut-, Formenlehre und Syntax nach.

#### B. Die Vorträge der indogermanischen Sektion.

1. Mittwoch, den 4. Oktober, sprach Prof. Dr. Heller-Greifswald über "Die relative Chronologie vorgeschichtlicher Lautübergänge".

Der Vortragende suchte an der Hand von Beispielen aus dem Altindischen, den klassischen Sprachen und dem Germanischen die verschiedenen Bedingungen klarzulegen, unter denen es ihm möglich scheint, das gegenseitige Zeitverhältnis prähistorischer Lautübergänge zu bestimmen. Nach einer Besprechung der Fehlerquellen wurde eine Tabelle vorgelegt, in der der Versuch gemacht war, eine Anzahl der wichtigeren vorgeschichtlichen Lautgesetze des vedischen Indisch chronologisch anzuordnen. Diese Tabelle sollte zeigen, wie sich der Vortragende im Prinzip die graphische Darstellung einer gegenseitigen zeitlichen Fixierung der einzelnen Gesetze denkt.

Hierzu ergriffen das Wort die Herren Dr. Neißer, Prof. Meltzer, Prof. Findeis, Prof. Schrader, Dr. Hermann.

2. Herr Dr. Felix Hartmann, Professor am Kadettenkorps zu Schöneberg, sprach über das Thema: Was kann die Sprachwissenschaft tun, um die Einführung sprachhistorischer Betrachtungsweise in dem Schulunterricht zu erleichtern?

Der Vortragende ging von den lebhaften Klagen aus, daß die sprachwissenschaftlichen Ergebnisse von seiten der klassischen Philologie und besonders von seiten der Schule zu wenig Beachtung finden, wies aber die Schuld an diesem anerkannten Mangel nicht allein der Philologie und den Prüfungsbestimmungen zu, sondern leitete sie auch aus dem Umstande her, daß die sprachwissenschaftlichen Studien, wenn sie mit wissenschaftlicher Gründlichkeit betrieben werden sollen, außerordentlich umfassend sein müssen, daher sehr zeitraubend und schwierig sind. Daß die deutsche Sprachwissenschaft nicht in der richtigen Weise bedacht gewesen sei, den Zugang zu den Schätzen ihrer Erkenntnis zu erleichtern, beweise rein äußerlich der Umstand, daß im Laufe der beiden letzten Jahre eine französische und eine russische Einführung in die indogermanische Sprachwissenschaft in deutscher Übersetzung erschienen seien. Für den Weg, der einzuschlagen ist, um dem Altphilologen die Sprachwissenschaft zu erschließen, kann in erster Linie das germanistische, anglistische und romanistische Studium als Vorbild dienen, denn in diesen Fächern erwerben die Studierenden, ohne das Gesamtgebiet der indogermanischen Sprachen zu durchwandern, sicher geschultes grammatisches Verständnis und richtiges Urteil über historische Sprachentwicklung. Es empfiehlt sich eine lesbare elementar gehaltene Grammatik des Urigriechischen und des Italischen zu verfassen; in England und Frankreich versucht man die Einführung in das historische Verständnis durch die Vergleichung der beiden klassischen Sprachen zu erleichtern. Erst wenn so das Verständnis für Methode und Ergebnisse der Sprachwissenschaft auf engerem Gebiete eröffnet sei, werde das Studium der großen gelehrten Werke, mit denen Deutschland der Lehrmeister aller andern Völker auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft geworden sei, auch bei uns den erwarteten Nutzen tragen. Ferner sind elementar gehaltene Vorlesungen, die die philologische Behandlung altlateinischer Texte oder griechischer Dialektinschriften oder besonders der homerischen Sprachen mit sprachwissenschaftlicher Behandlung der Erscheinungen verbinden, an den deutschen Universitäten wenig häufig; auch sie könnten Interesse und Verständnis für historische Sprachbetrachtung wecken. Bis vor kurzem hat es an einer brauchbaren und vollständigen Übersicht über die sprachwissenschaftlichen Erscheinungen in den altphilologischen Zeitschriften überhaupt gefehlt. Jetzt ist dem Mangel durch die Zeitschrift 'Glotta' abgeholfen, deren Jahresberichte der Beachtung der Schule warm zu empfehlen sind.

Bei der Frage, wie die Sprachwissenschaft dem Bedürfnisse der Schule entgegenkommen könne, bereitet zunächst die übliche Form der Schulgrammatik eine nicht unbeträchtliche Schwierigkeit. Diese besteht meist aus einem systemlosen Durcheinander von Einzelheiten der Formenlehre, der Funktionslehre, der Wortbildung, der Syntax, der Stilistik, der Semantik, in das obendrein zahlreiche lexikalische Elemente planlos eingemischt werden. Die wissenschaftliche Grammatik hat hauptsächlich die Lautlehre gefördert, deren Hineinziehung in die Schulgrammatik die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen nur noch weiter zu verwirren droht. Man müßte besonders darauf bedacht sein, zur Sonderung der einzelnen Ge-

biete zu schreiten, um in das Verständnis der Erscheinungen einzudringen. Dadurch würden z. B. die Formenlehre und die Syntax stark entlastet werden, aber es erwüchse auch die Notwendigkeit, dem Kapitel der Wortbildung weit größere Beachtung zu schenken, als es jetzt üblich ist, und dem Wortschatz eine systematische Pflege angedeihen zu lassen. Gerade auf diesem Gebiete kann nach der Ansicht des Vortragenden die historische Sprachwissenschaft in erster Linie und am wirksamsten in den Schulunterricht eingeführt werden. An einigen Beispielen aus seinen 'Wortfamilien der lateinischen Sprache' zeigte er zum Schluß, wie er sich die Einführung in die historische Sprachbetrachtung auf dem Gebiete der Wortbildung und der Semantik bei der Behandlung des Wortschatzes denke.

3. Herr Prof. Schrader-Breslau sprach über "Die Anschauungen V. Hehns von der Herkunft unserer Kulturpflanzen und Haustiere im Lichte neuerer Forschung". Der Redner weist auf die demnächst von ihm herauszugebende (inzwischen erschienene) 8. Auflage von Hehns "Kulturpflanzen und Haustiere" hin und zeigt, daß Hehns Buch, obwohl in vielen Beziehungen veraltet, gleichwohl als Gesamtbild unserer durch die Geschichte der Kulturpflanzen und Haustiere bedingten Kulturentwicklung noch heute unerreicht dasteht und die Einzelforscher auf diesem Gebiet auch jetzt noch befruchtet. Der Vortrag wird Anfang 1912 im Verlage des Hehnschen Buches erscheinen.

Hieran knüpft sich eine längere Erörterung, an der sich die Herren Direktor Feist, Dr. Hahn-Berlin, Privatdoz. Fraenkel, Prof. Meltzer und Prof. Hartmann beteiligten.

4. Herr Oberlehrer Dr. Eduard Hermann-Bergedorf hielt einen Vortrag über die Entwicklung der litauischen Konjunktionalsätze. Er wies darauf hin, daß das Altlitauische bisher noch nicht für die vergleichende Syntax ausgebeutet sei, und zeigte, wie man im Litauischen die Verdrängung des Stammes *\*jō-* besonders durch den Stamm *\*qʷo-* genau verfolgen kann. Dabei bediente er sich statistischen Materials, das dem Katechismus von 1547, der Forma chrikstima, der Urkunde von 1578, Willents Enchiridion, Dauksza, Szyrwid usw. entnommen war. Am frühesten sind die Modal- und Vergleichungssätze (außer bei *jū* 'je') und die Temporalsätze von *\*qʷo-* erobert. Ihnen folgen die Kausal-, Explikativ- und Konsekutivsätze. Partikeln anderer Stämme dringen frühzeitig in die Final-, Konzessiv- und Interrogativsätze ('ob') ein, ohne aber *\*jō-* ganz zu verdrängen. Am längsten hat sich *\*jō-* außer in *jū* in den Final- und Konditionalsätzen gehalten. Die Gründe, warum *\*jō-* in den verschiedenen Satzarten zu verschiedenen Zeiten verdrängt worden ist, lassen sich noch herausfinden. Ihre Erkenntnis führt auch zur Rekonstruktion einer ehemaligen litauischen Konjunktion *\*jada*, die im Slavischen und Arischen noch vorhanden ist. Daß *\*jō-* im Litauischen einmal auch als Relativum fungiert hat, beweist die Bestimmtheitsform des Adjektivums. Der Prozeß, der sich so im Litauischen zum großen Teil noch vor unseren Augen abspielt, ist im Lettischen schon in dem ältesten Denkmal viel weiter vorangeschritten, im Preußischen ganz beendet. — Der Vortrag soll, weiter ausgearbeitet, in der Beilage des Programms der Hansaschule in Bergedorf Ostern 1912 erscheinen.

An die Ausführungen des Redners schloß sich eine Debatte, an der sich die Herren Prof. Heller-Greifswald, Privatdozent Dr. Fraenkel-Kiel, Rektor Dittmar-Zwickau beteiligten.

5. Herr Privatdozent Dr. Ernst Fraenkel (Kiel) lieferte Beiträge zur griechischen und indogermanischen Grammatik und Syntax.<sup>1)</sup>

Er wendet gegen die herkömmliche Deutung der von Nominalstämmen abgeleiteten Substantiva auf -της wie δημότης (δῆμος), πολίτης (πόλις), οἰκέτης (οἶκος) sowie der Nomina agentis dieses Ausgangs wie νομοθέτης, ἀριστεροστάτης, προδότης ein, daß Abstrakta auf -τᾶ, von denen diese Maskulina ihren Ausgangspunkt genommen haben sollen, im Griechischen zunächst von Nominalstämmen bis auf βιοτή = lit. *gyvatà*, lat. *vita* (aus *\*rīvita*) nicht anzutreffen sind; vielmehr bedient man sich in diesem Falle des Parallelsuffixes, -τη-, dor. -τᾶ- = ai. lat. -tāt-; daher νεότης, κακότης, βραχυτής usw. Auch Verbalabstrakta auf -τη, soweit sie nicht auf sekundärer Substantivierung des Femininums der Verbalabjektiva auf -τος beruhen, wie πινυτή 'Verstand': πινυτός 'verständlich', sind im Griechischen nicht häufig; dazu kommt, daß sie sämtlich nur in einfacher Form zu belegen sind, wie τελευτή, γενετή, ἀκτῆ usw., während die Nomina agentis auf -της, wie es der Vortragende früher nachgewiesen hatte, ursprünglich nur zusammengesetzt waren und erst später auch die Funktion von Simplicia, die anfangs den Suffixen -τήρ, -τωρ = lat. -tor, ai. -tar- reserviert war, annahmen. Der Vortragende führt vielmehr sämtliche Nomina auf -της auf alte -τ-Stämme zurück, mit denen sie noch in historischer Zeit mehrfach wechseln; vgl. πλανήτης: πλανής, χερνήτης: χερνής; ebenso ἱππότης: lat. *eques*, Τεγεάτης, Συβαρίτης: *Fidenas*, *Antias*, *Samnīs*, (δεσ)πότης: (*hos*)*pes*, slav. (*gos*)*podī* (wegen des *d* notwendig auf einem konsonantischen Stamme beruhend, indem die Tenuis vor lösend beginnenden Endungen in *d* überging und die Media später verallgemeinert wurde), κλέπτης: got. *hliftus* (konsonantischer, vom Akk. Sing. aus in die -u-Flexion übergetretener Stamm). Die -τ-St. wurden zu Nomina auf -της durch den Einfluß der zu -ᾶ-Basen gehörigen Wurzelnomina. Wie ai. ved. nom. *pariṣṭhās*, akk. *pariṣṭhām*: gen. *pariṣṭhās*, dat. *pariṣṭhé* beweist, flektierte das genau entsprechend gebildete μετανάστης ursprünglich im Akkusativ μετανάστην, gen. \*μετανάστος, lok. \*μετανάστι usw. Darnach erwachsen dann zu πλανήτος, -ι, χερνήτος, -ι usw. die Nominative πλανήτης (neben πλανής), χερνήτης (neben χερνής), die Akkusative πλανήτην = πλανήτα und χερνήτην = χερνήτα. Schließlich drang die -τᾶ-Flexion auch in die übrigen Kasus, sodaß es nur noch wenige unerweiterte -τ-St. im Griechischen gab. Auch die zu konsonantischen Basen gehörigen Wurzelnomina gerieten im Griechischen zum Teil unter den Einfluß derer von -ᾶ-Wurzeln; daher -ώπης neben -ώψ, -ζύης (in Βουζύης): -ζυῖ (ᾱ-ζυῖ, κύ-ζυῖ usw.), παιδοτρίβης: οἰκότριψ u. m. a. Die lateinischen -a-Maskulina des Typus *agricola*, *indigena*, *conviva*, *collega* können, wie es de Saussure in den *mél. Havet* gezeigt hat, teilweise auf zweisilbigen Wurzeln beruhen, so wahrscheinlich *agricola* (ai. *cāritum*, *cīrād-*), *indigena* (ai. *janitār-*, *jātā-* usw.). Den alten Nominativ auf -s zeigen die bei Festus überlieferten altlateinischen *hosticapās*, *par(r)icidās*. Der Nominativ auf -a ist eine Satzsandhi-form von -ās, die, ursprünglich

1) Der Vortrag soll mit ausführlicher Begründung der Einzelheiten im zweiten Teile eines Werkes über die Geschichte der griechischen Nomina agentis erscheinen, dessen erster Teil im Jahre 1910 in Straßburg (Trübner) herausgekommen ist.

vor Konsonanten entstanden, nachher auch in die Stellung vor vokalischem Anlaute übertragen wurde; *par(r)icida* verhält sich daher zu *par(r)icidās* wie *pote* in *pote sum* (woraus *possum*) zu *potis* und andere von Leo und Skutsch ins rechte Licht gebrachte Beispiele. Der Sieg der -s-losen Form erklärt sich durch den Einfluß der Feminina, mit denen die Maskulina im Akk. Sing. reimten.

Zum Vortrag ergriff Prof. Skutsch das Wort.

6. Herr Professor Dr. Hans Meltzer-Hannover sprach über Griechen und Germanen. Auf Grund eingehenderer Vergleichung von Übereinstimmungen in Rasse, Siedlung, Nahrung, Kleidung, Bestattung, Familien-, Rechts-, Staatsleben, Kult, Mythos und Weltanschauung suchte er wahrscheinlich zu machen, daß die hellenische, vorzüglich die homerische Kultur in letzter Linie nichts anderes sei als die reife Frucht einer glücklichen Mischung nord- und südeuropäischer Anlagen und daß insbesondere der unwiderstehliche Zug des Deutschtums zum Griechentum in diesem Umstande seine natürliche Erklärung finde. Redner schloß mit einem warmen Aufruf, festzuhalten an den klassischen Studien, deren tiefe Verankerung in unserem eigensten Wesen nunmehr auch die Wissenschaft in immer steigendem Maße ins Licht stelle.

Zur Besprechung ergriff das Wort Prof. Dr. Gercke von der Universität Breslau. Er machte einige Fragezeichen zu Einzelheiten und hob besonders die ägäische Seite der hellenischen Kultur stärker hervor, erklärte sich aber im wesentlichen mit den Darlegungen Meltzers einverstanden und betonte besonders, daß es nach langer Kleinarbeit wohl wiederum am Platze scheine, die Beziehungen der klassischen Altertumswissenschaft zu den Aufgaben und Problemen unserer Zeit und unseres Volkes unter weitreichenden Gesichtspunkten zu behandeln. Der Vortrag wird ausführlich abgedruckt werden in Ilbergs Jbb. f. kl. Alt. 1912.

7. Herr Privatdozent Dr. Kurt Witte-Münster i. W. sprach über die Beziehungen zwischen der homerischen Sprach- und Versgeschichte. Um zum Verständnis der Sprache des griechischen Epos zu gelangen, ist der Einfluß des daktylischen Rhythmus auf die Sprachformen zu berücksichtigen: Er erscheint als ein doppelter: als ein konservierender und ein ewig fördernder. Das Metrum hat einerseits Wortformen, die von Natur brauchbar waren oder nachdem sie es einmal geworden waren, vor einer Weiterentwicklung möglichst bewahrt. Andererseits waren die Dichter bemüht, Formen, die sich dem Rhythmus schlecht oder gerade fügten, immer schmiegsamer zu gestalten. Dieser doppelten Wirkung des Verses dankt die Sprache Homers das ihr eigentümliche Gepräge: jenes bunte Durcheinander ganz später und archaisch anmutender Elemente. Der Einfluß des Verses auf die Sprache macht sich besonders an vier Stellen geltend, hinter und vor der bukolischen Diärese, hinter der Hephthemimeres und der weiblichen Zäsur.

Die eigens für die Verwendung im fünften und sechsten Fuß neu-geprägten Wortformen sowie die ebendort entstandenen längst erstarrten Wortverbindungen und Formeln, die zum frühesten Requisit altepischer Technik gehören, lassen vermuten, daß die bukolische Diärese keine gewöhnliche Rezitationspause, sondern einen uralten Einschnitt repräsentiert. D. h.: Unserer Ilias und Odyssee ist eine Zeit epischer Poesie vorangegangen, die stets einen daktylischen Vierheber mit einem zweiehebigen Kurzvers zur Strophe verband.

Der Anschluß des Kurzverses an den Vierheber war nur möglich, wenn dieser auf daktylisch (spondeisch) auslautende Wortformen oder auf solche schloß, die zwei Kürzen bzw. eine Länge bildeten; auch hier hat der Vers auf die Sprachformen eine teils fördernde, teils konservierende Wirkung ausgeübt. Unter den zweimorigen Formen, welche die letzte Senkung des Vierhebers zu füllen pflegten, nahmen die vornehmste Stelle die zweisilbigen Präpositionen, ἀπό u. a., ein. Sie wurden allmählich, anstatt dem Kurzvers vorangeschickt zu werden, mit der ihn eröffnenden Form zu einer Worteinheit verbunden (vgl. z. B. ἀπὸ τεύχεα δῶν — ἀποαἰνυτο νότον); der neuentstandene Verstypus fand bald weitere Verbreitung, als für die Komposita z. B. Simplicia eintraten. So erfolgte allmählich der Zusammenschluß der beiden ursprünglich selbständigen Verse zur ionischen Langzeile. Diese Entwicklung erklärt, warum es im vierten Fuß keine weibliche, sondern bloß eine männliche Zäsur gibt.

Die Verwendung anapästisch (spondeisch) anlautender Wortformen von der letzten Senkung des Vierhebers ab bildet aber erst die erste Phase des Zusammenschlusses der beiden ursprünglich selbständigen Verse. Eine zweite und letzte Phase erfolgte, als nun auch der Versschluß  $\overline{\cup} \cup - \cup \cup - \cup$ , wiederum durch Komposita, überbrückt wurde; diesmal durch solche, die von der Zäsur des dritten Fußes ab bis über die Hephthemimeres hinausreichten (vgl. z. B. καταθνητῶν ἀνθρώπων). Zur Bildung solcher Zusammensetzungen waren iambische Kompositionsglieder viel leichter als anapästische (spondeische) zu beschaffen. So erklärt sich, warum dieser letzte Verstypus, der also weder die bukolische Diärese noch die Hephthemimeres enthält, im dritten Fuß ungleich häufiger die weibliche als die männliche Zäsur aufweist.

Das gewonnene Resultat, wonach alle Homerverse ohne bukolische Diärese einen jüngeren Typus bilden als die mit diesem Einschnitt, läßt sich durch zahlreiche andere Argumente stützen, die sämtlich die Betrachtung der homerischen Sprachgeschichte ergibt.

#### C. Anderweitige Vorträge.

1. Herr Privatdozent Dr. Max Frischeisen-Köhler aus Berlin beleuchtete den gegenwärtigen Stand der Sprachphilosophie.

Die Sprachphilosophie teilt mit anderen philosophischen Disziplinen wie die Natur- oder die Rechtsphilosophie das Schicksal, daß über ihren Gegenstand und ihre Aufgaben keine Einstimmigkeit herrscht. Daher hat ein Bericht über den gegenwärtigen Stand der Sprachphilosophie zunächst mit der Bestimmung des Begriffes der Sprachphilosophie zu beginnen.

1) Hat es einst als Hauptaufgabe der Sprachphilosophie gegolten, den Ursprung der Sprache und ihr Wesen spekulativ zu erforschen, so hat sich das unter den Bedingungen unseres Wissens gründlich geändert. Nicht als ob das Problem des Ursprunges der Sprache keine Frage mehr wäre. Vielmehr gewinnt die positive Forschung, indem sie die gesetzmäßigen Bedingungen der Sprachentwicklung überhaupt erkennt, die Mittel, um das Problem der Auflösung näher zu bringen. Wieweit hier allgemeine Hypothesen berechtigt und fruchtbar sind: jedenfalls steht die Entscheidung über sie nicht der Philosophie zu. Sprachphilosophie kann nur als Prinzipien- und Methoden-Lehre der Sprachwissenschaft einerseits, als eine Ergänzung der positiven Forschung durch Psychologie und Logik andererseits gelten wollen. In jenem Sinne ist sie seit Begründung der modernen Sprachwissenschaft



immer lebendig gewesen, nicht zum geringsten in dem großen Streite, der im vorigen Jahrhundert darüber entbrannt war, ob die Sprachwissenschaft zu den Naturwissenschaften oder den Geisteswissenschaften zu rechnen ist. In letzterem Sinne treten besonders in unserer Zeit Versuche hervor, die Sprachwissenschaft durch die Berücksichtigung der Psychologie aus einer deskriptiven in eine erklärende Wissenschaft überzuführen und durch Berücksichtigung logischer Erwägungen die Fundamente einer neuen philosophischen Grammatik zu legen. Die Arbeiten von Paul, Wundt, Marty und anderen streben so einer Sprachphilosophie entgegen, auch wenn vereinzelt dieser Name für ihre Untersuchungen abgelehnt wird.

2) Unter den theoretischen Prinzipien-Fragen nimmt zur Zeit die Frage nach dem Anteil des Einzelnen und der Gemeinschaft an der Schöpfung der Sprache einen besonderen Platz ein. In ihr spiegelt sich ein Gegensatz von Auffassungen, der über die Grenzen der Sprachwissenschaft hinaus auf allen Gebieten der Geisteswissenschaften wiederkehrt. Sind die geistigen Schöpfungen der Menschheit, insbesondere die Sprache, aber auch Sitte, Mythos, Recht und Staat in letzter Hinsicht aus dem Geistesleben der einzelnen Individuen zu begreifen oder sind sie als spezifische Produkte eines Gemeinschaftsbewußtseins, das sich niemals in die Summe von Einzelgeistern und deren Beziehungen zu einander auflösen lassen will, zu verstehen? Die erstere Auffassung, die man wohl auch als Individualismus bezeichnet, wurde durch die natürliche Gesellschaftstheorie des 18. Jahrhunderts entwickelt; die letztere erhielt ihren prägnantesten Ausdruck in der romantischen Geschichts-Auffassung und ihren Begriff vom Volksgeist. In der Gegenwart wird dieser Gegensatz in der Sprachwissenschaft durch Paul und Wundt repräsentiert. Während Paul mit aller Schärfe und Konsequenz den individualistischen Standpunkt festhält, versucht Wundt eine Rehabilitation des Begriffes der Volksseele. In diesem Gegensatz liegt der tiefste Grund für die Dissens der Auffassungen beider Forscher, aus ihm folgt alles weitere, auch die verschiedene Stellungnahme dieser Denker zur Psychologie. Denn wenn das sprachliche Leben das Ergebnis der Wechselwirkung der einzelnen Individuen und ihrer Sprechbetätigung ist, so können allein diese einzelnen Vorgänge den Gegenstand der Psychologie bilden, dagegen nicht die Ergebnisse, die als Abstraktionsprodukt des Sprachhistorikers überhaupt nichts sind, das sich entwickeln könnte. Faßt man aber die Sprache als ein Produkt der Volksseele auf (wobei diese in keinem anderen Sinne als der empirische Begriff der Einzelseele zu verstehen ist), so ist es eine besondere Aufgabe, nicht nur die Sprechbetätigungen, sondern auch die Entwicklung der Sprache selbst auf psychologische Gesetze dieser Volksseele zurückzuführen. Die Völkerpsychologie Wundts will nicht die Sprache aus einem System der Psychologie ableiten, das von dem abstrakten und ungeschichtlich gedachten Individuum abgezogen ist, sondern umgekehrt die sprachliche Entwicklung als eine eigene Quelle einer psychologischen Erfahrung betrachten, welche auf das geschichtliche Gemeinschaftsbewußtsein des Menschen gegründet ist.

3) Nach einer Zeit langer Entfremdung der Logik und Sprachwissenschaft sind gegenwärtig die Fragen nach dem Verhältnis der Logik und Grammatik wieder in den Vordergrund gerückt. Insbesondere hat die Logik, welche zeitweise ausschließlich den Problemen der Methodenlehre nachging, die elementaren Beziehungen von Sprechen und Denken in den Kreis ihrer Untersuchung gezogen. Repräsentativ hierfür ist etwa die groß angelegte Logik von Benno Erdmann, welche in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung

das formulierte in den verschiedenen Formen der Sprache sich vollziehende Denken stellt. Erdmann unternimmt, nachzuweisen, daß das formulierte Denken, das sich von dem intuitiven Denken als wesensverschieden unterscheiden läßt, mit der Sprache im weiteren Sinne identisch ist. Die Sprache ist nach ihm nicht als der sinnliche Ausdruck von Gedanken, sondern als die dem Menschen eigene Art des Denkens selbst aufzufassen. Demgegenüber hat Marty in seinen verschiedenen Arbeiten und noch zuletzt in seinen Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik die Theorie verteidigt, nach der die Sprache nicht eine innerliche notwendige, sondern eine absichtlich zum Zwecke der Verständigung, aber planlos und unsystematisch durchgeführte Darstellung der Gedankenwelt ist. Hieraus ergibt sich ihm die Berechtigung der Aufgabe der früheren philosophischen Grammatik, die eigenartigen Züge, die das Antlitz aller menschlichen Rede als solche kenntlich machen, aufzudecken und die fundamentalen Bedeutungsunterschiede, die in der elementaren Struktur der Gedankenwelt allenthalben wiederkehren, von den Verschiedenheiten der äußeren und inneren Sprachformen, die auf individuelle und nationale Bedingungen zurückzuführen sind, zu sondern. Von der Untersuchung der Möglichkeit einer reinen apriorischen Logik aus ist auch Husserl zu der Wiederaufnahme der Idee einer 'grammaire raisonnée' gelangt. Nach ihm muß innerhalb der reinen Logik eine besondere Sphäre als reine Formenlehre der Bedeutungen abgegrenzt werden, die das ideale Gerüst bloßlegt, welches jede faktische Sprache, wechselnden empirischen Motiven folgend, in verschiedener Weise mit empirischem Material ausfüllt und umkleidet. So hat die Sprache nicht bloß ein physiologisches, psychologisches und kulturhistorisches, sondern auch ein apriorisches Fundament, das die wesentlichen Bedeutungsformen und die apriorischen Gesetze ihrer Komplexionen, Bezugsweisen, Modifikationen betrifft. —

Noch ist ein Ausgleich zwischen den hier angedeuteten, zum Teil miteinander widerstreitenden, zum Teil einander ergänzenden Auffassungen nicht erfolgt, und der Bericht kann auch zu diesen mannigfachen und bedeutenden Gesichtspunkten nicht Stellung nehmen. Nur daß in der Sprachphilosophie unserer Zeit ein neues und reiches Leben sich entfaltet, wollte er schildern.

2. Herr Professor Dr. R. Meißner-Königsberg gab Beiträge zum Wortschatze der Völuspá.

Der Vortragende spricht über die Bedeutung der Wortwahl in der altnordischen Dichtung und berichtet über seine Vorarbeiten zu einer systematischen Darstellung der Wortzusammensetzung und Ableitung als poetischer Stilmittel in der skaldischen und eddischen Dichtung. Anknüpfend an einen Aufsatz von Sverdrup (Arkiv 27) behandelt er die Adj. auf *-ligr* und Adv. auf *-liga* und zeigt, daß das Verhältnis der altertümlichsten Gruppe (Ableitungen von Adj.) zu der Gruppe der von Subst. abgeleiteten Adj. auf *-ligr* in der Edda ein anderes ist als in der ältesten Skaldenpoesie. Von den in der Vspá bezeugten Adj. auf *-ligr* ist *undr-samligr* (61) bemerkenswert. Die Bildungen auf *-samligr* sind charakteristisch für die geistliche Prosa und Dichtung. Nur noch ein Beispiel hat die Edda: *nytsamligr* Háv. 153. Von den ca. 130 Adj., die Sverdrup gesammelt hat, kommen nur etwa 6 in der älteren isländ. Saga vor. Die Skaldenpoesie des 11./12. Jahrh. bietet kein Beispiel. Dagegen treten die Adj. auf *-samligr* in geistlichen oder unter geistlichem Einfluß stehenden

Gedichten auf. — Zu beachten sind ferner die Ableitungen mit *dómr* in der Vspá (*hórdómr* 45, *megindómar* 60, *regindómr* 65). Die Edda bezeugt nur noch *konungdómr* (Sig. sk. 14), das doch anders zu beurteilen ist. Die Ableitungen mit *dómr*, in denen dies Würde, Stand, Verhalten, Wesen bezeichnet, gehören der geistlichen Sprache an und sind unter englischem Einflusse eingedrungen. Diese Bildungen fehlen der skaldischen Dichtung völlig; wo sie vereinzelt vorkommen, lassen sie den christlichen Einfluß auf den ersten Blick erkennen (z. B. bei Markús Skeggjason). Die Skalden haben nur poetischen Zusammensetzungen mit *dómr* 'Gericht' (*hjórr*, *vápnadómr* u. ä.). In *megindómar* ist *megin* verstärkend und *dómar* hat den Sinn mysteria angenommen. Ferner wird besprochen *tungls tjúgari* (Vspá 40), das mit Sveinbjörn Egilsson als raptor aufgefaßt wird. In der Edda begegnet kein einziges zu einem Verbum gebildetes Wort auf *-ari*, ebenso fehlen sie in der Skaldendichtung durchaus: sie gehören wieder der geistlichen Prosa an, besonders in der Verbindung mit einem Objekts-genitiv. Einfluß der geistlichen Sprache zeigen ferner *heimstöð* (Vspá 56), das in der poetischen Sprache keine Entsprechung hat und nicht von dem *heimstada* der geistlichen Sprache getrennt werden kann, ferner das in der Vspá zweimal (45. 29), sonst in der Edda und der skaldischen Poesie nicht vorkommende *verpld*.

3. Herr Prof. Dr. Schuchhardt-Berlin hielt einen Vortrag über Suebenkultur.

Die Lausitz und die südliche Mark bilden in vorgeschichtlicher Zeit (von der mittleren Bronzezeit an) den Mittelpunkt einer eigenartigen Kultur. Hier ist der Burgenbau und die sog. 'Lausitzer Keramik' zu Hause, die nach ihrem Stil sich aus der steinzeitlichen Keramik an der mittleren Elbe (Walternienburg) entwickelt und einen gewissen Einfluß aus Süd-deutschland erfahren hat. Beide, der Burgenbau und die Lausitzer Keramik, haben in ihrer Heimat eine lange Entwicklung genommen und haben sich in ihren späteren Phasen nach allen Richtungen hin: südlich und süd-östlich nach Böhmen, Mähren und bis Ungarn hinein, westlich nach Thüringen, nördlich die Elbe hinunter und weit an der Ostsee entlang verbreitet. Sie müssen die Kultur eines starken und großen Volkes bezeichnen, das seine Nachbarvölker ringsum Jahrhunderte hindurch beeinflusst hat. Die Deutungen der letzten Jahrzehnte auf Kelten oder Thraker beruhen auf einer Verkennung des Brennpunktes der Kultur und des Ursprungs ihres Stils, den man fälschlich im Süden oder Südosten suchte. Um welches Volk es sich in Wirklichkeit handelt, sagt Tacitus sehr deutlich. Er nennt (Germ. 39) die Semnonen, die gerade in der südlichen Mark und der Lausitz anzusetzen sind, 'die ältesten und edelsten unter den Sueben'. Bei ihnen werde die Wiege der ganzen Suebenvölker angenommen, bei ihnen throne der Weltenherrscher, von ihnen sei alles ringsum abhängig. Seine Aufzählung der Sueben mit den Semnonen im Mittelpunkte umfaßt dann genau das Gebiet der Lausitzer Kultur: von der Elbe bis zur Weichsel, von Thüringen und Böhmen-Mähren bis zur Ostsee. Die weithin ebene Kultur der Kaiserzeit würde dies alte Verhältnis innerhalb der suebischen Völkerfamilie nicht mehr erkennen lassen. Um so schärfer spricht es sich aus in der Kultur der vorausgegangenen Jahrhunderte, die damit zum Zeugnis wird, daß Tacitus über die Geschichte dieser Gegenden recht unterrichtet war. Es ist somit alles, was wir in den nordostdeutschen Museen an vor-slavischer Kultur

finden, altgermanisches Gut, Hinterlassenschaft der großen suebischen Völkerfamilie.

4. Herr Dr. Joh. Lochner-Göttingen berichtete über die Tätigkeit der Centralsammelstelle des deutschen Wörterbuchs seit ihrer Gründung. Die CSSt. hat zwei wesentliche Aufgaben: a) systematische Sammlung der Belege, b) unmittelbare Unterstützung der Mitarbeiter. Seit Eröffnung (4. Aug. 1908) hat sie in Summa 1,28 Millionen Belege gesammelt: hiervon 1,04 Millionen durch Exzerptoren, 99 000 in der CSSt. selbst, 140 000 aus dem alten Zettelmateriale. Von den von der Akademie vorgesehenen Quellen ist damit etwas mehr als die Hälfte der Bände erledigt. Zur zweiten Aufgabe nennt Ref. zwei Quellenverzeichnisse: 1. ein kleineres der wissenschaftlichen Hilfsmittel, die in der CSSt. selbst bearbeitet werden (ca. 800 Titel, an die Mitarbeiter im Sept. 1909 versandt); 2. ein großes als Manuskript gedrucktes (eben beendet); dieses enthält mit ca. 7800 Titeln die in den Verzeichnissen des DWB. I—VII genannten, alle jetzt durch die CSSt. durch Exzerptoren systematisch bearbeiteten und sämtliche aus dem alten Material eruierten Quellen.<sup>1)</sup> Ref. erläutert ferner die aus den speziellen Wünschen und Anfragen der Mitarbeiter erwachsene Arbeit — meist Kollationierung verdächtiger Belege, besondere Sammlungen u. dgl. Es sind jetzt 15 Mitarbeiter tätig: Prof. Wunderlich, Prof. Helm und Dr. Hübner für G; Dr. Crome und Dr. Meyer-Benfey für S; Dr. Kralik für T; Prof. Dollmayr und Prof. Euling für U; Prof. Meißner und Dr. Leopold für V; Prof. v. Bahder, Dr. Gölze und Prof. Sütterlin für W; Prof. Sedorf und Prof. Rosenhagen für Z.

Ref. schließt mit der Bitte, der CSSt. Belege aus der Berufssprache der gewöhnlichen Handwerke zuzusenden, da solche aus der Literatur entweder garnicht oder doch nur sehr mühsam und mehr zufällig zu gewinnen seien.

---

1) Dieses Verzeichnis ist von der CSSt. (Göttingen, Paulinerstr. 21) gegen Einsendung von Mk. 8,50 zu beziehen.

### **Bopp-Stiftung.**

Der Zinsertrag der von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin verwalteten Bopp-Stiftung ist bestimmt, alljährlich am 16. Mai entweder 1) zur Unterstützung eines jungen Gelehrten, wes Landes immer, der seine Studien auf der Universität bereits vollendet hat, behufs Fortsetzung derselben, wo es auch sei, oder 2) zu Preisen für vorliegende wissenschaftliche Leistungen oder zur Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen verwandt zu werden, — beides unter Beschränkung auf das Gebiet der Sanskrit-Philologie sowie der vergleichenden Sprachforschung namentlich innerhalb des indogermanischen Völkerkreises. Bewerbungen müssen bis zum 1. Februar des Jahres, zu dessen 16. Mai die Verleihung erfolgen soll, an die Akademie gerichtet werden.

---

### **Georg Curtius-Stiftung.**

Das unterzeichnete Kuratorium hat den diesjährigen Preis Herrn Dr. Wilhelm Havers, Privatdozenten der idg. Sprachwissenschaft an der Universität Straßburg verliehen in Anerkennung seiner Schrift "Untersuchungen zur Kasussyntax der indogermanischen Sprachen" (Straßburg 1911).

Leipzig, 29. Januar 1912.

Dr. K. Brugmann. Dr. H. Lipsius. Dr. R. Meister.

---

### **Personalien.**

Der Privatdozent der idg. Sprachwissenschaft und des Sanskrit an der Universität Gießen, Dr. Hans Reichelt, ist zum außerordentlichen Professor an der Universität Czernowitz ernannt worden.

Der ausgezeichnete Sprachforscher Professor Vilh. Thomsen an der Universität Kopenhagen hat am 25. Januar d. J. seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Seine Freunde und Schüler haben ihm zu diesem Tage eine Festschrift gewidmet.

Hugo Schuchardt, ein Meister der romanischen Sprachforschung, dem auch die idg. Sprachwissenschaft so manche wertvolle Gabe verdankt, hat am 4. Februar das siebzigste Lebensjahr vollendet.

---





# ANZEIGER

FÜR

**INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.**

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG

DREISSIGSTER BAND

---

STRASSBURG  
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER  
1912.



M. DuMont Schauberg, Straßburg i. E.

# Inhalt.

	Seite
<b>Bücherbesprechungen:</b>	
Wilke, G. Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient. (M. Hoernes) . . . . .	1
v. Blankenstein, M. Untersuchungen zu den langen Vokalen in der e-Reihe. Ein Beitrag zur Lehre des indogermanischen Ablauts. (H. Hirt) . . . . .	2
Bender, Harold H. The Suffixes <i>mant</i> and <i>vant</i> in Sanskrit and Avestan. (Louis H. Gray) . . . . .	8
Gautier L. La langue de Xénophon. (Hans Meltzer) . . . .	11
Bennet, Charles E. Syntax of Early Latin. Vol. I.: The Verb. (W. Havers) . . . . .	15
Mendell, Clarence W. Sentence Connection in Tacitus. (Hans Meltzer) . . . . .	21
Bongioanni A. Nomi personali germanici nella formazione di cognomi in Friuli ed altrove (Saggio di un futuro lessico dei cognomi italiani). (M. Schönfeld) . . . . .	22
Bähnisch A. Die deutschen Personennamen (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 296). (M. Schönfeld) . . . . .	23
Hesselmann Bengt. De korta vokalerna <i>i</i> och <i>y</i> i svenskan. Undersökningar i nordisk ljudhistoria (= Uppsala universitets årsskrift 1909. Filosofi, språkvetenskap och historiska vetenskaper. 5). (Hjalmar Lindroth). . . . .	24
Schwela, G. Lehrbuch der Niederwendischen Sprache. Zweiter Teil: Übungsbuch. (E. Mucke) . . . . .	29
<b>Mitteilungen:</b>	
Die indogermanische Sprachwissenschaft auf dem 16. Orientalistenkongreß zu Athen. (7.—14. April 1912.) . . . . .	31
Personalien . . . . .	35

---



# ANZEIGER

## FÜR INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

**WILHELM STREITBERG.**

---

**DREISSIGSTER BAND.**

---

**Wilke G.** Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient. (Mannus-Bibliothek, herausgeg. von Prof. Dr. Gustaf Kossinna. Nr. 7.) Mit 141 Textabbildungen. IV u. 181 S. 8°. Würzburg. Curt Kabitzsch. 1912.

G. Wilke ist heute einer der eifrigsten jener lebhaft angeregten und vielfach anregenden Forscher, die sich auf die Ermittlung geschichtlicher Zusammenhänge zwischen formverwandten prähistorischen Erscheinungen in verschiedenen Länderräumen Europas und der Nachbarkontinente verlegt haben. Diese historische Synthese wird, vorgeschichtlichem Stoffe gegenüber, immer berechtigt sein, aber auch immer einen besonders schwierigen Stand haben. Denn nicht nur, daß ihr schriftliche Zeugnisse nicht zur Seite stehen, scheinen so einfache Kulturformen, wie viele prähistorische, auf Übertragung in weitere räumliche Gebiete überhaupt nicht angewiesen zu sein, und selbst bei ganz sicheren Entlehnungen kann die Heimat der Formen, also der Weg und die Richtung ihrer Ausbreitung, kontrovers bleiben, indem die Unterscheidung zwischen primären und sekundären Verbreitungsgebieten sich schließlich als undurchführbar erweist. Zu solchem Ergebnisse führt, teilweise wenigstens, auch die vorliegende verdienstliche Untersuchung. Verf. hat zunächst das Material derselben mit dem löblichsten Fleiße aus weitzerstreuten Quellen gesammelt und reproduziert es in reichlich bemessenen guten Abbildungen. So bringt er, mit steter Rücksicht auf die westöstlichen Beziehungen im Mittelmeerkreise, Megalithgräber, Menhirs, Steinreihen und Steinkreise zur Anschauung, behandelt das Inventar und die Chronologie der Steinkammergräber, die keramischen und sonstigen Parallelen, in einem besonderen Abschnitte die analogen figuralen Gebilde religiösen oder ähnlichen Sinnes, und dehnt die Vergleichung auf die verschiedensten Zweige der archäologischen Überlieferung aus: Schriftzeichen, Knochen- und Steingeräte, Körperschmuck, Wohn- und Bauformen, Hausrat, Maße und Gewicht. Die vielen Einzelheiten lassen sich hier nicht verfolgen. Manche Zusammenstellung ist nicht neu, manche auch nicht gerade schlagend; aber im Ganzen entsteht doch der Eindruck eines vielfältigen Kulturzusammenhanges zwischen all den Gebieten, aus denen die Parallelen herstammen. Daß hier geschichtliche Beziehungen gewaltet haben, geht aus vielem klar hervor und sollte, wegen des verhältnismäßig doch kleinen Schauplatzes, nicht bezweifelt werden. Das Letztere geschieht ohnedies selten und mehr theoretisch,

zu Gunsten der nie ganz aus dem Auge zu verlierenden Möglichkeiten spontaner und konvergierender Entwicklungen.

Nachdem Verf. aus der Menge der Übereinstimmungen zwischen west- und ostmittelländischer Kultur die Überzeugung gewonnen, daß auch für die Megalithbauten in beiden Gebieten ein genetischer Zusammenhang anzunehmen sei, beantwortet er die Frage, ob die Ausbreitung dieser Formen von Osten nach Westen, wie viele Forscher meinten, oder umgekehrt erfolgt sei, in letzterem Sinne. Denn im Osten liegen keine Entwicklungsreihen vor, und bei allen rein neolithischen Parallelen geht der Westen zeitlich voran, wahrscheinlich im Zusammenhang mit der spätpaläolithischen Kultur Westeuropas. Die Verbreitung geschah nicht durch Übermittlung von Volk zu Volk, sondern gewaltsam durch das Vordringen tragender ethischer Elemente, aber nicht überall durch nordische Seefahrer und Eroberer, sondern schrittweise durch Kolonisation neuer Landstrecken von verschiedenen Haltpunkten ausgehend, somit allerdings innerhalb eines größeren Zeitraumes. Dabei konnten in den neuen Gebieten Verbesserungen der Bauart vor sich gehen. Die Wiege des "Dolmengedankens" ist möglicherweise, aber nicht sicher in Nordeuropa zu suchen, das "falsche Gewölbe" wahrscheinlich erst im östlichen Mittelmeergebiet entstanden und von hier auf den Westen, nicht aber auf den Norden übertragen. Der Westen hatte vermutlich eine "nordindogermanisierte" Urbevölkerung. Gegen das Ende der jüngeren Steinzeit und in der früheren Bronzezeit drehte sich der Wind, und das westöstliche Kulturgefälle verwandelte sich in ein ostwestliches. Zu den ältesten aus dem Osten übernommenen Elementen gehören: die Spiraldekoration, das Augenornament, die Pithosbestattung, die Vorstellung gehörnter Gottheiten (Stier- und Mondkultus) und ganz zweifellos gewisse nach Form und Material orientalische Schmucksachen. Denselben Weg nahm die Kenntnis der ältesten Metalle, und wiewohl sich der Westen und Norden in der Metallurgie zeitlich emanzipierten, bestanden doch noch in mykenischer Zeit lebhaft Beziehungen zur ägäischen Welt. Verschiedene Zeugnisse — Megalithgräber mit Giebelloch, Spiralornamente, "kyprische" Doppelbeile — deuten auf einen direkten spätneolithischen Verkehr zwischen dem Osten und dem unteren Rhonegebiet, der also Spanien links liegen ließ. Aus dem letzteren bezog der Osten Metalle, aus Südfrankreich Bernstein, aber noch nicht das Zinn. In einer künftigen Arbeit gedenkt W. zunächst den iberisch-bretonisch-skandinavischen Beziehungen näher zu treten, die Frage nach der Urheimat der "Dolmenidee" eingehender zu erörtern und das Problem der weiteren östlichen und südöstlichen Verbreitung dieses Baugedankens (nach dem indischen und südostasiatischen Gebiete) trotz der entgegenstehenden Schwierigkeiten hoffnungsvoll ins Auge zu fassen. Möge er dabei nicht allzu monogenistisch verfahren!

Wien.

M. Hoernes.

**M. van Blankenstein.** Untersuchungen zu den langen Vokalen in der e-Reihe. Ein Beitrag zur Lehre des indogermanischen Ablauts. Göttingen 1911. 168 S. 5.40 M.

"Das Ziel dieser Arbeit ist, ein möglichst vollständiges Material für die exakte Forschung (sic) einer Ablautsstufe zu liefern; die eklektische Methode, mit der man bisher beim Studium der Ablautsphänomene vorgegangen ist, kann auf die Dauer keine wissenschaftlich befriedigenden

Ergebnisse zeitigen". Der Verfasser will also dieses Material für die langen Vokale in der *e*-Reihe vorlegen, und das war gewiß ein dankenswertes Unternehmen, wenn sich nur nicht auch bei diesem Buch wieder herausstellte, daß es mit der bloßen Sammlung des Materials, der Vereinigung von Beispielen aus den verschiedensten Epochen nicht getan ist. Man muß auch Hypothesen einführen, um das Material zu erklären. Wir besitzen eine solche Hypothese in Streitbergs Dehnstufentheorie. Streitbergs Ausführungen IF. 3, haben eine Eigenschaft, die der eine als Vorzug, der andere, wie van Blankenstein, als Nachteil bezeichnen mag: sie verarbeiten nicht das gesamte Material, sondern sie beschränken sich auf klare, eindeutige und darum beweisende Fälle. Für mich und viele andere dürfte die Frage daher insofern erledigt sein, als an der Dehnstufentheorie ebensowenig zu rütteln ist, wie an dem Grundgedanken von Brugmanns Nasalis sonans und, wenn es der Verfasser auch nicht zugeben will, an dem Grundgedanken meiner Ablautstheorie. Sie alle erklären eine Anzahl von Erscheinungen. Viele andere können und wollen sie nicht erklären, und so ist natürlich immer noch Raum für andere Hypothesen vorhanden. Lange Vokale in den kurzen Reihen könnten auch andern Ursachen ihren Ursprung verdanken als dem Silbenverlust. Der Verfasser neigt sich auch Streitbergs Dehnstufentheorie zu. "Sehr anlockend scheinen mir die Streitbergschen Ausführungen in Beziehung auf die dehnstufigen Suffixe in Fällen wie gr. ποιμήν : ποιμένα, ἡγεμών : ἡγεμόνα, πατήρ : πατρός usw." Weshalb aber Fälle wie θήρ, ἄκτήρ, φῶρ, i. *lex*, *pēs*, *rēx*, *vēr*, *vōx* u. a. nicht unter das Gesetz fallen sollen, sagt uns der Verfasser nicht. Er bemerkt nur S. 146: "die Vorstellung (der Dehnung) scheint mir nach allem Vorangehenden entschieden falsch. Die weitaus zahlreichste Kategorie langstufiger Wörter im Indogermanischen ist uns überliefert in einer Form, deren Ursprung in anderer Weise, als mit, vom indogermanischen Standpunkt betrachtet, glottogonischen Experimenten, nicht beizukommen ist. Die Wortform (langer Vokal in Wörtern kurzvokalischer Reihen) scheint sich jeder Erklärung zu widersetzen, die ihre Entstehung mit den Ereignissen, die wir der Ablautsperiode zuschreiben, in Beziehung bringt. Sie muß älter sein als diese uns wahrscheinlich verhältnismäßig naheliegende sprachhistorische Periode. Wenn man also die altindogermanischen Wortformen für die Vergleichung mit anderen Sprachsippen rekonstruiert, muß man schon mit langen Vokalen in der *e*-Reihe rechnen<sup>1)</sup>. Hermann Möller hat dies KZ. 42, 174 ff. schon getan". Die Ausführungen sollen also eine Stütze für Möllers semitisch-indogermanische Hypothese dienen. Ich fürchte, sie werden eine schwache Stütze abgeben<sup>2)</sup>.

1) Vom Verfasser gesperrt.

2) Ich möchte hier zu einer Bemerkung H. Möllers Semitisch und Indogermanisch S. VIII Stellung nehmen. Er sagt dort: "Als um die Mitte der 90er Jahre mir und vielen Mitforschern der Karren der indogermanischen Sprachwissenschaft immer tiefer in den Sumpf zu geraten schien, begann ich wieder ans Semitische zu denken usw." Wenn auch Möller hinzufügt: "dieses Bild bitte ich nicht wörtlich und nicht als gegen irgend jemanden gerichtet zu nehmen: ich führe es hier nur an, weil ich damals tatsächlich so dachte und eben unter diesem Bilde mir die Sache vorstellte", so ist doch ganz unzweifelhaft, daß diese Bemerkungen nur gegen Streitberg

v. Blankenstein hat sein Material nach zwei Gesichtspunkten geordnet; erstens sind die Wurzeln zusammengestellt, in denen dehnstufige Bildungen vorkommen, dann folgt die Übersicht nach den einzelnen Sprachen, hier geschieden nach einzelnen Kategorien, aber leider nicht streng genug, sondern vieles durcheinander.

Als sicheres Ergebnis möchte ich anmerken, daß v. B. mit dem Brugmannschen Gesetz, nach dem idg. *o* im Arischen in offener Silbe als *ā* erscheint, auch in der Fassung Kleinhans-Pedersens endgültig aufräumt. Das Gesetz ist in der Tat in keiner Weise zu halten.

Wenn ich dem Verfasser nicht in seinem Hauptergebnis zustimme, so muß ich zeigen, daß sich die angeführten Tatsachen sehr wohl mit Streitbergs Dehnstufengesetz vereinigen lassen, was sich ja nun, da das Material reichhaltig vorliegt, leicht tun läßt.

Sehr leicht kommt man mit den primären Verben ins Reine. Wenn etwas sicher steht, so ist es das, daß im Indogermanischen viel mehr athematische Bildungen vorhanden waren als in den historischen Zeiten. Das Lateinische und Germanische haben ja so gut wie keine athematischen Bildungen mehr, und auch im Griechischen sind sie abgesehen von den reduplizierenden und nasalierten Präsensien dünn gesät. Nur das Indische hat sie in größerer Anzahl, aber auch hier tritt ein Übergang in die thematische Flexion ein. So stehen nebeneinander *dāsati* und *dāṣti* 'bringt Opfer'; *mārjanti* (von Withney eingeklammert) und *mārṣti* 'wischt ab'; *rājati* und *rāṣti* 'ist König'; *sāhati* neben *sākṣva* 'überwältigt'. Ganz regelrecht nach Streitbergs Dehnstufentheorie sind *dstē*, griech. ἵπτai 'sitzt', *śāsti* 'schneidet', *rāuti* 'brüllt', *tāṣti* 'behaut', *nāuti* 'preist'. Es ist nun wirklich keine zu kühne Annahme, daß die Dehnstufe in andern Verben aus solchen athematischen Präsensien stammt, so in *dhāvati* 'rinnt, läuft', *yācati* 'fordert' *čāyati* 'verehrt', *čāmati* 'schlüpft', *nāthātē* 'sucht Hilfe'. Wenn v. B. auch *ḥrāmyati* 'schweift umher', *tāmyati* 'verliert den Atem' anführt, so hätte ihn ein Blick auf Withney belehren können, daß wir es hier mit ganz anderen Fällen zu tun haben. Das Verb. *ḥrāṃta-*, *tāṃtā-* weist auf eine *sef*-Basis.

Die awestischen Fälle übergehe ich, doch wird zweifellos auf sie dieselbe Erklärung zutreffen.

Im Litauischen stehen wieder in einigen Fällen Verben auf *-mi* und *-u* nebeneinander, so in *bėgu* und *bėgmi* 'laufe'; *ėdu* und *ėdmi* 'fresse'; *sėdu* und *sėdmi* 'sitze'. Dieses Erklärungsprinzip läßt sich weiter auf die nicht sehr zahlreichen Fälle thematischer unabgeleiteter Verben der übrigen

---

und mich gerichtet sein können, gegen Streitberg, den er HZ. Anz. 38, 116ff. scharf, aber mit ganz negativem Erfolg rezensiert hat, gegen mich, weil er in seinem Buche S. XV polemisiert: "Hirts schwere Basen sind aus den leichten, nicht, wie Hirt will, umgekehrt die leichten Basen aus den schweren entstanden". Ich habe letzteres nie behauptet. Bei mir stehen schwere und leichte Basen unvermittelt nebeneinander, und nur das behaupte ich, was sonnenklar ist, daß durch Vokalausfall schwere Basen den Anschein der leichten erhalten können. Jedenfalls aber ist für die, die der Sache ferner stehen, die Tatsache festzustellen, daß H. Möller es aufgegeben hat, nach sehr viel versprechenden Anläufen das Problem des indogermanischen Ablauts auf dem Wege zu lösen, den nach ihm andere Forscher mit Erfolg beschritten haben.

Sprachen ausdehnen, während man natürlich von den abgeleiteten absehen muß. So liegt denn beim Verbum gar nichts vor, was gegen Streitbergs Dehnstufentheorie spräche. Vielmehr kann man gerade aus ihr die allerbesten Beweise entnehmen.

Etwas schwieriger steht es mit dem Nomen, und hier muß man sich allerdings etwas mehr in glottogonische Spekulationen einlassen.

Wie beim Verbum die athematischen Bildungen immer mehr verdrängt werden, so ist es auch beim Nomen der Fall. Das Slavisch-Litauische kennt gar keine konsonantischen Stämme mehr, das Germanische wenige, das Lateinische und Griechische etwas mehr, während sie im Rigveda in reicher Fülle vorhanden sind und uns eine Ahnung von dem geben, was man für das Indogermanische anzusetzen hat.

Nach Streitberg mußte aus einer Form *bh̥ere* bei Betonung der ersten Silbe nach Schwund des *e* *\*bh̥ēr* oder mit Ablaut *\*bh̥ōr* werden. Aber wir müssen in dem Paradigma auch die Vollstufe im Akk. Sing. finden *\*bh̥ern̥*, *\*bh̥orn̥* und in den obliquen Kasus derartiger Kategorien die Schwund- oder Reduktionsstufe. In idealer Regelmäßigkeit liegt ein derartiges Paradigma vor, z. B. in ai. Nom. *vr̥tra-hā*, Akk. *vr̥tra-hānam*, Gen. *vr̥tra-ghnāh*. Ebenso griech. πατήρ, Akk. πατέρα, Gen. πατρός. Es ist ja eine ganz bekannte Tatsache, daß ein solches Paradigma ausgeglichen wird. So haben wir Verallgemeinerung der *D.* in ai. *vā́k* 'Stimme', Akk. *vā́cam*, Gen. *vā́cāh*, griech. φῶρ 'Dieb', Akk. φῶρα, Gen. φωρός, Verallgemeinerung der Schwundstufe in lat. *nix*, *nivis*, griech. Akk. vípa usw., Verallgemeinerung der Vollstufe in griech. ὄν, ὄπός gegenüber *D.* in lat. *vōx*, *vōcis*.

Nun stimmen bei den Typen φῶρος, φωρός, φωρά, um sie in Kürze zu bezeichnen, Akzent und Wurzelstufe in keiner Weise überein. Als regelrecht haben wir vielmehr anzusehen, einerseits den Typus φῶρ, andererseits den Typus *\*bh̥(e)ros* und *\*bh̥(e)rd̥*. Letzterer ist ja häufig genug belegt, z. B. griech. φυγή, lat. *fuga*. Im Laufe der Zeit sind nun immer mehr die konsonantischen Stämme in *o*- und *ū*-Stämme übergegangen, und es ist daher ganz naturgemäß, daß wir bei diesen den konsonantischen Stämmen entsprechend *D.*, *V.* und *S.* treffen.

Ich stelle im folgenden einige Fälle zusammen, die diesen Zusammenhang veranschaulichen sollen. Idg. *bh̥ere* : *D.* in griech. φῶρ, lat. *fūr*, danach ai. *bh̥ūrāh* M. 'Bürde, Last', griech. φωπά 'Diebstahl', περίφωπος 'ganz entdeckt', αὐτόφωπος 'auf der Tat ertappt', ahd. *-bāri* 'tragend', ahd. *bāra* 'Bahre' usw.; *V.* Akk. *\*bh̥ern̥*, *\*bh̥orn̥*, dazu ai. *bh̥āra* griech. \*φῶρος, φωρός.

Idg. *bh̥lege* 'glänzend' : *D.* ai. *bhr̥āj*; dazu *bhr̥ājatē*, aw. *br̥āza-* 'blinkend, schimmernd', *V.* griech. φλόξ.

Idg. *dhege* 'brennen' : *D.* als Wurzelnomen fehlt, ist aber wegen ai. *dah* vorauszusetzen; dazu ai. *dāhaḥ* 'Verbrennen', *nīdaghāh* 'Hitze, Sommer', got. *ahtauðōgs* 'achttagig', ags. *ðogor*; *V.* in ai. *dah*, *dhākeṣi*; dazu lit. *dāgas* M., *dagà* F. 'Ernte', ahd. *tag*.

Idg. *ede* 'essen' : *D.* in abg. *medv-ēdi* 'Bär', eig. 'Honigesser', lit. *ėdmi* 'esse', abg. *jamī*; dazu ai. *ādāna-*, *ādya-* 'eßbar', lat. *cupp-ēdium* 'Näscherei' (?), an. *át* 'Speise', ahd. *āg*, got. *uz-ēta* 'Krippe' usw.; *V.* ai. *ad*.

Idg. *leghe* 'liegen' : *D.* in lat. *lēx*; dazu lat. *collēga*, an. *lāgr* 'niedrig', ahd. *lāga* 'Liegen', mit *σ* an. *lōg* 'Platz', ahd. *luog* 'Lagerhöhle des Wildes' usw.; *V.* fehlt; davon griech. λόχος 'Versteck' usw.



Idg. *rege* 'herrschen': D. in lat. *rēx*, ir. *rī*, ai. *rāj*, *rāṣti* 'ist König'; dazu ai. *rājatē*, *rāja-*, *rājan-*, lat. *rēgīna*.

In dieser Weise läßt sich noch reiches Material beibringen, was ich aber nicht im Rahmen dieser Anzeige tun kann. Bezeichnend für die "wirklich wissenschaftliche Methode des Sammelns", die der Verf. S. 149 für sich in Anspruch nimmt, ist die Tatsache, daß ein Wurzel-nomen wie ai. *bhrāj* 'Glanz', das durch die Übereinstimmung mit griech. *φλόξ* als indogermanisch erwiesen wird, garnicht erwähnt wird. Ebenso fehlt ai. *vṛtra-hā*, auch griech. *χθών*, *χίών*, *θήρ* finde ich nicht.

Man kann ferner, und das ist ebenfalls ein unbedingtes Erfordernis, die einzelsprachlichen Bildungen allein betrachten. Was nützt es, die zahlreichen Bildungen des Germanischen mit langem Vokal anzuführen, wenn man sie nicht scheidet. Alle Bildungen, neben denen im Plural des Präteritums ein *ē* steht, sind doch mindestens verdächtig. So findet sich denn auch unter dem Belegmaterial "mhd. *gābe* f. 'Gabe', an. (spät) *gāfa*". Nun, das hätte doch den Verfasser stutzig machen müssen, und er hätte überall finden können, daß es got. *giba*, ahd. *geba*, mhd. *gebe*, as. *geba*, ags. *gifu*, an. *gjöf* heißt, daß also als Germanisch nur *gebā* anzusehen ist. Eine solche Methode ist jedenfalls nicht streng wissenschaftlich.

Ich greife noch eine Kategorie heraus, an der sich besonders leicht zeigen läßt, wie die Sache aufzufassen ist, und bei der der Verf. Streitberg vorwirft, daß er sich die Sache sehr leicht gemacht habe. Es sind die germanischen "Partizipia Necessitatis" der *e*-stufigen Verben, wie got. *nēms*, an. *frægr*. Was Streitberg darüber sagt, ist ja in der Tat nicht ausreichend; aber seitdem sind 18 Jahre vergangen, und Streitberg wird sich darüber auch eine andere Ansicht gebildet haben. Die Sache ist schon von Brugmann Grdr. 2, 1, 183 ff. ganz richtig dargestellt. "Das Suffix *-jo-*", sagt er, "bildet Verbaladjektiva von Wurzelnomina aus". Und anders ist auch die Sache kaum aufzufassen. So finden wir denn im Indischen *yaṣyaḥ*, griech. *ἀτιος* 'venerandus': *yaṣ*, aber auch *yāṣya*: *yāṣ*; *drśyaḥ* 'sichtbar': *drś*, aw. *išya*- 'begehrntwert': ai. *iš*, *yīṣyaḥ* 'verbunden': *yīṣ*, griech. *κόρυξ*, lat. *coniux*; *gūhyaḥ* 'verborgen': *guh* usw. usw.

Wie wir nun in den Wurzelnomina drei Ablautsstufen finden, so muß es demgemäß in diesen Bildungen der Fall sein, die davon abgeleitet sind. So finden wir denn ahd. *bāri*, vgl. griech. *φύρ*, ai. *bhāvya*- 'zukünftig', ahd. *gizāmi*, ahd. *trāgi*, an. *ætr* 'eßbar', vgl. abg. *medv-ědi*, ahd. *biquāmi*, got. *unqēps*, mhd. *gābe* 'annehmbar' usw., ai. *vāhya*-: *vāh* usw. Ich behaupte natürlich nicht, daß jedes germanische Beispiel aus dem Indogermanischen stammt, aber der Typus ist alt und er hat zweifellos eine starke Vermehrung durch den Anschluß an das Präteritum auf *-ē* erfahren.

Natürlich kommt auch die Vollstufe in diesen Bildungen vor: ai. *vēdyah* 'zuerkennen', ai. *dārśyah* 'sehenswert', *-vārya-* neben *vārya-*, aw. *xvābārya* N. 'das gute Empfangen' usw.

Was nun schließlich die abgeleiteten Verba mit Dehnstufe betrifft, so kann ich wirklich kein Gewicht darauf legen. Gewiß ist der Typus indogermanisch. Aber haben denn im Indogermanischen keine Neubildungen stattgefunden? Wenn man sich an die Sprache hält, die uns doch im Vokalismus und auch im Ablaut das meiste aus der alten Zeit bietet, das Griechische, so ist das Material v. Blankensteins sehr gering. Ich will dieses Material hier noch im einzelnen besprechen. Auszuscheiden haben

ἀστήρ 'Stern', θήρ 'Tier', ῥώψ 'Reisig, Gezweig', φώρ 'Dieb', δῶ 'Haus', da durch Streitbergs Dehnstufentheorie zur Genüge erklärt. Ebenso auch κῆρ 'Herz', obgleich die Dehnung vielleicht analogisch ist. In κρηπίς 'Art Halbschuh' sieht v. B. eine Dehnung, obgleich lit. *kūrpė*, serb. *kŕplje* auf eine schwere Basis weisen. Wegen ags. *hrifeling* würde ich keine leichte Basis ansetzen, da man zwar griech. η als Dehnstufe erklären kann, nicht aber lit. *ūr*, serb. *ŕ*. Falsch ist auch κηλός 'Ziege mit Fleck', κηλός 'Fleck', die wegen des κῶλός zu lat. *cāligo* gehören.

Auffällig sind mir immer die *i*-Stämme mit Dehnstufe erschienen, so griech. δῆρις 'Kampf, Streit': δέρω, μήτις 'Rat, Einsicht', lat. *mētiōr*: griech. μέτρον, wozu noch ai. *ūrpa-vābhi* 'Spinne'. Mit Recht sieht aber Brugmann Grdr.<sup>2</sup> 2, 1, 170, in dem *i* eine Erweiterung, vgl. auch griech. πόλις: ai. *pur*, sodaß auch hier konsonantische Stämme zugrunde liegen. Dasselbe ist der Fall bei ὠμ-ηστῆς 'rohes Fleisch essend', das dem ai. *āmād* genau entspricht. Dazu kommen ein paar *n*-Stämme, κηφόν 'Drohne', das v. B. zu lat. *hēbes* 'stumpf' stellt, und κήλων 'Zuchthengst': lit. *skel'ū* 'spalte'. Beide Etymologien sind offenbar sehr unsicher, aber wenn sie richtig sein oder die Worte zu leichten Basen gehören sollten, so ist die Dehnstufe nicht schwerer zu erklären, wie in ai. *rājā* neben *rāj*, lat. *rēx*, kelt. *rīx*. Der größte Bestandteil der Beispiele besteht aus *o/ā*-Stämmen: ἐρήvoc 'Drohen, Klage', ἀνερήνη 'Wespe', as. *drān* 'Drohne': ai. *dhraṇati* 'tönt', ahd. *treno*; griech. γλήμη 'Augenbutter', dazu γλάμων 'triefäugig'; die Zugehörigkeit zur *e*-Reihe ergibt sich nur aus lett. *glemas* 'Schleim'; scheint mir unsicher; griech. κήλον 'Pfeil, Sonnenstrahl': ai. *śalāh* 'Stab, Lanze, Stachel'; ξηρός 'trocken', ai. *kṣārāh*: ξερός; μηρός 'Ziege': s. *mekati* 'blöken'; lit. *mekėnti* 'stammeln' ist wohl unsicher, da ein lautmachendes Wort vorliegen kann; νηρόν·ταπεινόν: lit. *nérti* 'untertauchen'; πηδόν 'Ruder': *ped* 'Fuß'; πῆληξ 'Helm', lat. *pēluis* 'Becken, Schüssel': πελίκη 'Becher'; πηρός 'gelähmt, blind': πόρος 'Gang'?; κτηρα·τὰ λίθινα πρόθυρα: κτερεός; τηλία 'Würfelbrett': ahd. *dil*, *dilo* 'Brett'. In allen diesen Fällen würde ich, soweit sie überhaupt sicher sind, unbedenklich Umbildungen von konsonantischen Stämmen sehen. Wirklich schwer zu erklären ist die Dehnung in *es*-Stämmen γῆρας 'Alter', μῆδος 'Anschlag', μῆδεα 'Urinblase', ῥῆγος 'gefärbter Teppich', ῆθος 'Sitte'. Aber auch hier kann man bei den letzten Beeinflussung durch ein Wurzelnomen mit Dehnstufe annehmen, was allerdings bei γῆρας, da wir es mit einer schweren Basis zu tun haben, ausgeschlossen ist. Hier hat nun schon Osthoff IF. 19, 237 ff. eine ansprechende Erklärung gegeben, indem er \*γερῶ nach dem Oppositum ἥρῶ zu γηρῶ umgebildet werden läßt, was ich vorläufig in Ermangelung von etwas besserem billige. Dunkel ist denn auch ἦπαρ gegenüber lit. *jecur*. Hier müßte man schon auf eine Form \*jēkr neben \*jēkrj rekurren.

So bleibt denn von den durch v. Blankenstein gesammelten Fällen im Griechischen sehr wenig übrig, jedenfalls nicht soviel, daß man darauf eine Theorie gründen könnte.

Alles in allem kann ich also in den Ausführungen des Verfassers, abgesehen von der Materialsammlung, die aber auch unterschiedslos den Stoff häuft und daher mit Vorsicht zu benutzen ist, keine Förderung erblicken. Ich finde es schließlich auch bedauerlich, daß der Verfasser nicht die langen Vokale in der *a*- und *o*-Reihe in den Kreis der Betrachtungen gezogen hat. Man kann wohl auf dem Gebiete der Einzelsprache mit ge-

nügendem Sitzfleisch Sammlungen zusammenbringen, aus denen auch Ergebnisse hervorgehen, aber sobald wir uns über den Rahmen der Einzelsprache hinwegbegeben, kommt man mit bloßem Sammeln nicht aus. Hier heißt es Geist zeigen und Beobachtung. Das Material ist eben nicht mehr eindeutig. Es liegen zwischen der indogermanischen Ursprache und der Einzelsprache lange Zeiträume, und in diesen Zeiten kann sich der Sprachstoff gewaltig umgestaltet haben. Es ist außerordentlich bezeichnend, wie gering das Material des Verfassers aus dem Griechischen und Lateinischen ist, während Germanisch und Lituslavisch reiche Belege bieten. Sollte nicht hier auch der zeitliche Unterschied in der Überlieferung in Betracht kommen? Daß das Indische verhältnismäßig reich vertreten ist, das wird mit der Vereinfachung des Vokalismus in dieser Sprache zusammenhängen. Da man keinen Unterschied mehr zwischen *e* und *o* hatte, dehnte sich der zwischen Länge und Kürze um so mehr aus. Streithergs Dehnstufentheorie steht aber auch nach diesem Angriff nur um so fester. Ich kann aus v. Blankensteins Ausführungen nichts entnehmen, was sie erschütterte, gehe aber gern zu, daß es noch Längen geben mag, die nicht auf dem mechanischen Wege der Dehnung zustande gekommen sind, wohin vor allem die indische *ṛddhi* gehört.

Leipzig-Gohlis.

H. Hirt.

**Bender** Harold H. The Suffixes *mant* and *vant* in Sanskrit and Avestan. Baltimore, J. H. Furst Company. 1910. 8°. VIII u. 116 S.

In seinem Buche über die *-mant*- und *-vant*-Suffixe im Altindischen und Awestischen, das wohl seine Doktorarbeit ist, faßt Bender seine Ergebnisse folgendermaßen zusammen (S. 84 f., 80): "Indo-Iranian and Avestan: final or penultimate<sup>1)</sup> *u*, *ū* took *mant*; the other vowels, *vant*. Vedic: final or penultimate *a*, *ā*, *ī* took *vant*; the other vowels, *mant*. Classical Sanskrit tendency to use *vant* with *a* or *ā* and *mant* with the other vowels. . . . (fürs Aw.) After a word ending in *u*, *ū* (or *ao*), or in a consonant preceded by *u*, *ū* (or *ao*), *mant* was used. After all other vowels *vant* was used". Ferner zeigt er, daß das Aw. den idg. Verhältnissen treuer geblieben ist als das Ai., während die ved. Sprache den Übergang vom indoiran. Gebrauch, wie er im Aw. erhalten ist, zum klassischen Sanskrit bildet (S. 100, 35). Voller Beweis für diese Behauptungen wird vom Verfasser mittels zahlreicher statistischer Tabellen und Wortlisten aus dem Aw., Ved. (sowohl Rg- wie Atharva-Veda) und Skr. geliefert. B.'s Wortsammlungen sind genau, fürs Aw. sogar vollständig; selbst wenn er das kleinere Petersburg-Wörterbuch anstatt der zweiten Auflage von Monier-Williams gebraucht hätte — was allerdings die Zahl seiner indischen Wörter wohl erheblich vermehrt hätte — so hätten sich auch dann seine Endergebnisse kaum wesentlich anders gestaltet.

Einer der wenigen wirklichen Fortschritte des Benderschen Werkes (meiner Meinung gemäß beinahe der einzige, der besonderer Hervorhebung verdient) ist B.'s Erklärung (S. 81 Anm. 2) von aw. *gaomavant-* aus \**gaoman-vant-*, womit, wie er richtig behauptet (S. 59), die Bildung von ai. *yātumdvant-* zu vergleichen ist; doch läßt er aw. *yātuman-*, das eine

1) 'Penultimate' bezieht sich hier nicht auf die Silbe, sondern auf den Buchstaben — also ist z. B. das *a* in *sōma-* 'final', aber in *téjas-* 'penultimate' (S. 9 Anm.).

wichtige Stütze seiner Vermutung (aw. *gaomavant-*: \**gao-man-vant-*: aw. *gaoman-* = ai. *yātumāvant-*: \**yātu-man-vant-*: aw. *yātuman-*) wäre, unbeachtet.

Obwohl B. sich nur mit Ai. und Aw. beschäftigt (doch sind *harahvati* und *sikaya<sup>h</sup>vati* [S. 83, 87, 95, 100] altper., nicht aw.), sollte er wenigstens erwähnt haben, daß diese Suffixe *-mant-* und *-vant-* noch im Mittel- und Neuindoiran. fortleben (ind.: Pischel Gramm. d. Präkritisprachen §§ 396—398; Hoernle Comp. Gramm. of the Gaudian Lang. §§ 232—236; Beames Comp. Gramm. of the Mod. Aryan Lang. of India 2, § 20; iran.: Darmesteter Etudes iran. I, §§ 235—236; Saleman Grdr. iran. Phil. 1, 280, Horn ebd. 1 b, 183, 187 — im Iran. ist besonders die Beibehaltung der alten Verhältnisse *-āvand*: *-ōmand* zu bemerken). Zu seinen Literaturangaben (S. vii—viii) sind jetzt Macdonell Ved. Gramm. §§ 224, 235 und Reichelt Aw. Elementarbuch § 296 hinzuzufügen.

In B.'s Bemerkungen über einzelne Wörter ist die Vernachlässigung der betreffenden Literatur sehr bedenklich. So ist die Vermutung, daß \**-ment-* in griech. *ὄνοματ-* und lat. *regi-ment-um* usw. erhalten ist, schon seit Jahren ausgesprochen worden (z. B. Hirt Handb. der griech. Laut- und Formenl. § 338; vgl. jedoch Brugmann Grdr.<sup>2</sup> 2, 237, 403); doch würde man nach Analogie des bekannten Verhältnisses griech. \**-Fevr-*: lat. \**-uēt<sup>s</sup>-to-* (=ic: *-ūsus*) etwa \**-μεντ-*: \**-mēt<sup>s</sup>-to-* (\**-μειc*: \**-messus*, \**-mēsus* [?]) erwarten. Ob griech. *ὄνοματ-* ein *-men-* oder ein *-ment-*Formans enthält, scheint mir durchaus zweifelhaft zu sein; m. E. erklärt es sich nur aus der idg. Basis \**onōmen-* (Hirt Abl. § 311). Mit Recht weist B. die Vermutung Gaedickes zurück (Akk. im Veda 270), daß *-vant-* und *-mant-* ursprünglich Partizipien zu *av-* resp. *am-* gewesen seien (ähnliche Verneinung schon bei Bartholomae KZ. 29, 490 Anm. 2); dagegen ist die vortreffliche Hypothese Johansson's (Beitr. z. griech. Sprachkunde 110f.), wonach *-vant-* und *-mant-* als *-t*-Erweiterungen von *-van-* resp. *-man-* aufzufassen sind (ähnlich Brugmann<sup>2</sup> 2, 461, 465, 664) von ihm ganz und gar unberücksichtigt gelassen. Wie ist der Verstoß von ved. Wörtern mit *r* gegen die von ihm aufgestellten Regeln (S. 29—33) zu erklären? Darüber gibt uns B. keine Erläuterung. Über ai. *śāśvant-* (S. 30 Anm. 2) ist besonders Brugmann Totalität 25—28 zu vergleichen (*śāśvant-* aus \**sq<sup>h</sup>-k<sup>h</sup>-vant-*). Über *dasmānt-* und *pīpīśvant-* (S. 33, 38) s. jetzt Oldenberg Abhandl. kgl. Gesellsch. der Wissenschaft. zu Göttingen, phil.-hist. Kl., N.F., 9, Nr. 5, S. 77, 168f. (*dasmānt-* gehöre nicht hierher, sondern sei "von *dasmā* in der Art von *dakṣiṇt* u. dgl. abgeleitet"). Zum Adjektiv *tāvas-*, das wohl wirklich im Ai. vorliegt, s. besonders Geldner Ved. Stud. 1, 159; so erledigen sich B.'s Einwendungen (S. 32 Anm.) gegen "einen Stamm *tāvas*". Die Bedenken B.'s über *revdnt-* (S. 41 Anm. 3) zeigen kaum einen wirklichen Fortschritt. Über Diastole vor *-mant-* und *-vant-* (S. 45 ff.) wären noch Oldenberg ZDMG. 60, 155—157 und Arnold Ved. Metre 127f. zu Rate zu ziehen. Wenn sich B. mehr um die einschlägige Literatur bekümmert hätte, so würde er kaum *dśvāvant-* durch Diastole (S. 47) erklärt haben (vgl. Sibree Academy 1891, 2, 411, Fay Proc. Amer. Orient. Soc. 1894, S. clxxiii, Grassmann Rig-Veda übersetzt 2, 379); oder hängt er noch an der alten Übersetzung von *dśvāvant-* mit 'rossereich', obwohl ein rossereicher Fluß nicht eben leicht denkbar ist? Ai. *śātāvant-* (S. 50 Anm. 3) ist eher als *-van-* wie als *-vant-*-Bildung aufzufassen (Oldenberg Abhandl. 397), und gehört also nicht hierher; ähnlich kann *tuwīrdvant-* (S. 52 Anm. 1)

-*vas*-Formans enthalten (Bartholomae KZ. 29, 527, 562). Mit der angeblichen Systole in ai. *gaurimant-* (S. 52) ist noch das kurze *i* in ai. *gaurisaktha-* (wie *gaurimant-* nur lexikographisch belegt) und *gauriviti-* (neben *gauriviti-*) zu vergleichen. Da das *a* in ai. *vallimant-* und das *i* in ai. *āmīṣavant-* und *śīpravant-* (S. 53) metrisch lang sind, so sind diese Wörter wohl regelmäßig; ferner sind mit ai. *sarasvativant-* und *vallimant-* noch ai. *sārasvatikṛta-* (neben *sarasvatikṛta-*) resp. *vallikāṇṭhākārikā*, *vallidūrva*, *valliśākāṭapotikā*, *valliśūraṇa-* (alle freilich nur lexikographisch belegt) und *vallija-* (neben *vallija-*) zu vergleichen. Zu *vānavant-* (S. 54, 58) vergleiche besonders Pischel Ved. St. 3, 198—204 (s. jetzt auch Geldner Rigveda in Auswahl 1, 153). B.'s Erklärung von *āpavant-* als *\*ap-a-vant-* (S. 57) ist entschieden abzulehnen, da *āpavant-* sich unmittelbar mit griech. ὀπέαις vergleichen läßt (Brugmann<sup>2</sup> 2, 462; zu ai. *\*āpa-* vergleiche noch, außer griech. ὀπέαις, ai. *anūpā-*, *dvipā-* [aw. *draēpa-*], *pratīpā-* [aw. *paitīpa-*] usw.). Ai. *iśdavant-* (ebd.) ist wohl aus *iśd-* zu erklären (Geldner Rigveda 1, 30), und mit ai. *pūṃśavant-* ist ai. *napūṃśaka-* zu vergleichen. Über den *gartanvānt*-Typus (S. 58) s. Brugmann<sup>2</sup> 2, 463. Das ἄπ. λεγ. *śīlāmāvant-* (S. 59, 81 Anm. 2) ist wohl, wie Sāyaṇa (zu RV. X, lxxv, 8; danach Geldner Rigveda 1, 195. 2, 176) will, als *-vant*-Bildung zu *\*śīlāmā* aufzufassen. Zur Bildung von ai. *apsumānt-* sind noch Brugmann<sup>2</sup> 2, 98 und Wackernagel Ai. Gramm. 2, 46 zu Rate zu ziehen. Über den steigernden resp. verschlechternden Sinn von *-vant-* und *-mant*-vgl. besonders Brugmann<sup>2</sup> 2, 664, 681. Wegen ihres *ṣ* sind aw. *stərəṣvant-* und *vībərəṣvant-* (S. 80, 84) eher Sekundär- als Primärbildungen (vgl. Bartholomae Altiran. Wb. 1606, 1448). Betreffs aw. *aršavant-* (S. 82 Anm. 3) hat B. gewiß Recht; vgl. noch aw. *vyaršavant-* (ähnlich schon Justi Iran. Namenb. 31, 245, 485). Aw. *raoxšnemant-* (S. 82 Anm. 7) ist eher aus *raoxšna-* als aus *raoxšnu-* abzuleiten, besonders da Beispiele von *ṣ* aus *u* fehlen. Aw. *bānwant-* (S. 89), *pašnwant-* und *ərəzvant-* (S. 90) sind als Beweis des Vokalverlustes ganz belanglos; bekanntlich gibt es keine aw. Schreibweise für *uv*. Über aw. *ərəzavant-* (S. 91) s. Justi 89. Neben *bərəzavant-* und *afsmānivant-* (ebd.) sind die Lesarten *bərəzvant-* (Mf. 3, K 13, 38, 14, H 5 zu Yt. XIII, 119; Mf. 3, K 13, L 18 zu Yt. XIII, 124) resp. *afsmānvan-* (J 6, K 11 zu Ys. LVII, 8) zu beachten; über den beinahe heillosen Zustand der aw. Schreibweise scheint B. sich leider noch nicht klar geworden zu sein.

Diese Reihe von Fehlern, Auslassungen und Ungenauigkeiten erweckt kein besonderes Vertrauen in den Wert dieser Schrift. Es ist aber weitaus schlimmer, daß B. über das Verhältnis von den *-vant-* und *-mant*-Suffixen zu denjenigen auf *-van-* und *-man-* oder zu denjenigen auf *-vas-* kein einziges Wort zu sagen hat (vgl. Whitney § 1234, Lanman JAOS. 10, 516, J. Schmidt KZ. 26, 358, Bartholomae ebd. 29, 541, Johansson 115, Oldenberg Abhand. 101, Brugmann<sup>2</sup> 2, 321, 465). Vorläufig bin ich geneigt, mit Johansson und Brugmann, *-vent-* und *-ment-* als *-t*-Erweiterungen von *-ven-* und *-men-* aufzufassen. Ist dies richtig, so sollten *-ven-* und *-men-* sich etwa (oder gar genau) wie *-vent-* und *-ment-* ablösen; eine diesbezügliche Forschung wäre besonders wichtig, da sowohl *-ven-* wie *-men-* sich in allen idg. Sprachzweigen finden, während *-vent-* dagegen nur im Indoiran., Griech. und Latein. und *-ment-* sogar nur (wenigstens in sicheren Beispielen) im Indoiran. vorhanden ist. Dann würden wir vielleicht bestimmt wissen, ob, wie B. meint (S. 35), *-vent-* das ursprüngliche

Suffix war, wozu *-ment-* als dissimilatorische Nebenform nach *ũ* (auch nach anderen Labialvokalen?) hinzukam.

Newark, New-Jersey.

Louis H. Gray.

Gautier L. La langue de Xénophon. Genève, Georg & Comp. 213 S. 8°. 6.— Fr.

Der Verf. geht aus von der Feststellung, daß durch die dialektischen Inschriftenfunde einerseits, die Aufdeckung der Koine andererseits erst die richtige sprachgeschichtliche Perspektive für die Herleitung der nichtattischen Bestandteile des xenophontischen Wortschatzes und Ausdrucks gewonnen worden ist. Insbesondere ergibt sich bei genügender Schärfe der kritischen Betrachtung, daß sehr vieles, was man bisher für poetisch erklärte, vielmehr mundartlich ist. Dies läßt sich schon rein *a priori* erwarten angesichts des Lebenslaufes unseres Schriftstellers, von dem Gautier mit methodisch gezügelter Phantasie ein eindrucksvolles Bild entwirft, um uns zu zeigen, wie in dieser Condottierelaufbahn alle möglichen Dialekte ihre Geltung entfalten mußten, zumal da der Zusammenhang mit der Vaterstadt während der ganzen langen Zeit der Mannesreife verloren ging. Demgegenüber ist die durch die athenische Erziehung vermittelte Bekanntheit mit den Dichtern nur für oberflächlich zu halten. Darf man auch die Annahme von Dialektismen nicht so übertreiben wie Cobet es getan hat, so ist doch als wirklich dichterisch ein Wort Xenophons nur dann anzusehen, wenn es außer bei ihm ausschließlich bei Dichtern vorkommt, da insbesondere die nichtattischen Elemente der Koine nicht aus der Poesie, sondern aus den Mundarten, zumal der jonischen, zu stammen pflegen.

Was zunächst die Dorismen anlangt, so scheinen mir auszuschalten die, welche er geborenen Spartanern in den Mund legt. Von den übrigen, die der landfahrende athenische Mann aus dem Munde seiner dorischen Kriegskameraden aufgeschnappt haben mag, seien angeführt: μέλων und seine Ableitungen, die z. T. Xenophon ganz allein angehören, κατακαίνω; ἀμφιλέγω und verwandte, γραφεύς = γραμματεύς; ἐκπλεω; ἐπικαίριος = ἐπικαιρος; λατρεύω = δουλεύω; λάφυρα = λεία; προηγγορώ; τρέω = φεύγω; τὰ δέκα ἀφ' ἧβης; παρεγγυῶ = παραγγέλλω; κληνὴ 'Zeltgemeinschaft' (κληνεῖν ist nur falsch erschlossen und durch κληνᾶν zu ersetzen); φάλαγξ im Sinne von 'in Schlachtordnung aufgestelltes Heer' nicht vor Xenophon (im Makedonischen Lehnwort, da sonst \*βάλαγξ); φρουρά = στρατιά; γεροντία; ἑλλανοδίκαι; δαμοσία; θεαροί; ἀρμοστήρ, wie denn überhaupt das Suffix -τηρ nur in der dorischen Mitte Griechenlands bis ins 4. Jahrh. hinein lebendig geblieben ist; Xenophon hegt dafür eine besondere Vorliebe, ohne daß man es ihm bei seiner alle Begriffe übersteigenden Regellosigkeit durchweg aufdrängen dürfte.

Unter den zugleich dorischen und jonischen nichtattischen Wörtern nennt Gautier an erster Stelle die Präpositionen bzw. Konjunktionen σύν; ἀμφί; ἀνά; ἐτε; παρά m. Akk. = *deí*; ἐς für εἰς mag nur orthographisch zu deuten sein; hinzutreten z. B. noch ἀλέξω = ἀμύνω; δάπεδον = ἔδαφος; δάσασθαι = νεῖμαι; ἐξαπίνης = ἐξαίφνης; ἐπομαι = ἀκολουθεῖν; θιγγάνω = ἀπτομαι; θοίνη = εὐχία; μυχός; παστὰς = παραστὰς; ποινὰς τίνω = δίκην δίδωμι; κίνομαι = βλάπτω; τέκνον = παῖς; χρήζω = δέομαι; χῶρος = χωρίον. Interessant ist, daß eine ganze Reihe solcher dorisch-jonischer Ausdrücke in der Koine verschwindet, ein Beweis für die Übermacht, die das Attische auf sie ausübte.

Die genaue Angabe der jonischen Entlehnungen bei Xenophon ist schwierig, weil wir bei den übrigen attischen Prosaikern wie Thukydides, Platon, Aristoteles oft auch nicht bestimmt sagen können, was bei ihnen rein attisch ist, sodaß das Vorhandensein eines Wortes bei ihnen noch nicht als voller Ausweis gelten darf. Jonisch sind u. a. αἰθρία; ἀλίζω = ἀθορίζω; ἀγείρω; ἀντιστασιώτης; βεβώ = βεβηκώς; βλακεύω; ἔνθα, das bei Aristophanes nur an Stellen mit nicht natürlichem Ton vorzukommen scheint; ἐπεὶ rein zeitlich; εὐκρινής; ἰχυρῶς = σφόδρα, πάνυ; ἔλεξα usw., durchaus fehlend bei Lysias und Demosthenes; περιέπω; φῶις = αὐτοῖς. Groß ist die Zahl der zugleich jonischen und poetischen Worte, die man also nicht ohne weiteres unter die letztere Gattung versetzen muß, so ἀγέλλομαι; αἰχμή; παραμείβομαι; ἀπονοσῶ; ἀρήγω; βιοτή; γεραίρω; κλήζω; κατακτείνω; δοιοπορῶ; ὄλβος; ὄχθος; πᾶμπαν; πελάζω; πορσύνω; στερίσκω; στέφω; τίνω; ὑπουργία usw. Auch die Menge der zugleich jonischen und hellenistischen Worte ist beträchtlich, so ἀγρυπνῶ; ἀλεινός; ἀπαλύνω; δαψιλής; μεθύσκομαι; ὀρεινός; ὑπουργός; ἡλίσθην für ἡλικάδην; ἐβίωσα für ἐβίω; γηράσαι für γηρᾶναι (oder mit Osthoff im ΓΕΡΑΣ besser γηρᾶναι?) ἐδυνάσθην für ἐδύνθη; οἶδας, ἀμεν, ἀτε für οἶσθα, ἵμεν, ἵστε; φασμένου für φάσκοντος.

Von den zahlreichen zugleich jonischen, poetischen und hellenistischen Ausdrücken greife ich nur heraus βρέφος; ἐντέλλομαι und ἐντολή; ἐπιστήμων; θανατῶ; θήρ; ἰλάσκομαι, καίριος; λήγω; λύμη; μόχθος; πένθος; πίνω; céβομαι; στάζω; κατασφάζω; τέρπω, τέρψις; φονεύω; χρίω; ψαύω.

Bei Besprechung der hellenistischen Bestandteile des xenophontischen Redeschatzes wendet sich Gautier, der auch Thumbs Vermutung eines Einflusses der niederen Volkssprache Athens auf Xenophon und die Koine verwirft, gegen die Ansicht Kretschmers, daß die gesprochene und geschriebene Koine stark von einander verschieden gewesen seien. Merkwürdig ist, daß Xenophon und dem Hellenismus mehrere ausgeprägt attische Bezeichnungen einfach fehlen, so ἀγανακτῶ, φενακίζω, σολῶ (ἀποσολῶ hat er einmal An. 1, 4, 8). Gemeinsam haben beide an unattischem Gut z. B. αἰδήμων, ἀκμήν ursprünglich 'gerade eben', dann 'noch'; ἀπεκρίθη = ἀπεκρίνατο; βασιλίς = βασιλεία [so zu lesen statt βασιλεία!]; γυναϊκών = γυναικωνίτις; δαπάνημα = δαπάνη; ἀποδειλιῶ = φοβούμαι; δεσιδαίμων = θεοσεβής; vielleicht ἔμην = ἦν; ἐνεκεν = ἐνεκα (statt εἵνεκεν mit Kreuzung); ἡρέμα = ἡσύχως; μεγαλεῖος, εἰως = μεγαλοπρεπής, ὤς; χάριτα = χάριν usw. Von zugleich poetischen und hellenistischen Ausdrücken seien bloß angeführt ἀλαλάζω; ἄλγος; ἐντρέπομαι; εὐθαρέης; εὐφροσύνη; κρυφή; -αῖος; κατολοφύρομαι; σταφυλή, χρίσμα. In Maysers Papyrusgrammatik kann man hiezu viele Ergänzungen finden.

Ein zweiter sozusagen höherer Abschnitt des Buches beschäftigt sich mit Sprache und Stil. Xenophons geschriebene Sprache entfernt sich verhältnismäßig wenig von der gesprochenen. Charakteristisch für ihn, der mit naivem Eifer praktische Propaganda treibt, sind Einfachheit und behagliche Breite, und trotz einer gewissen Neigung zur Antithese nebst den übrigen gorgianischen Sach- und Klangfiguren, die bei ihm, abweichend von den dichterischen Worten, einem stilistischen Zwecke dienen, sowie zu bildlicher Redeweise verfällt er doch nicht ins Affektierte. Doppelformen begegnet man nicht selten und sie können auf den Schriftsteller selbst zurückgehen. Gautier geht nun der Reihe nach durch: I. ko-

ordinierte Synonyma A. gehäufte, B. emphatische, C. konzinne. II. Nichtkoordinierte, d. h. solche der Variation (z. B. δαπάνη — ἀνδλωμα), der zuliebe Xenophon sogar zu Dialektismen greift (κορυφαί — γερὰρει) und deren Motiv für ihn keineswegs das für uns so sehr ausschlaggebende eines manchmal kleinlichen Strebens nach bloßer Abwechslung ist. Jedenfalls besitzt er die Gabe, dieselbe Sache auf mehrere Weisen auszudrücken in erheblichem Grade; sein Wortschatz ist außerordentlich reich. Eine Vorliebe hat er für nominalen Ausdruck.

In den "Schlußfolgerungen" macht Gautier aufmerksam auf die sprachlichen Verschiedenheiten in den Werken Xenophons. Hellenica und Memorabilien sind attischer als Anabasis und Kyrupaedie. Zwischen Memorabilien einerseits, Ökonomikus und Symposium andererseits klappt ein großer Spalt. Ob man aus den sprachlichen Unterschieden chronologische Schlüsse auf die Abfassungszeiten ziehen darf, ist angesichts des Auseinandergehens der maßgebenden Gelehrten wie Dittenberger und Cuny zweifelhaft; Gautier möchte lieber mit Ed. Schwartz sämtliche Schriften einer verhältnismäßig kurzen Spanne des Alters zuschreiben. Die Frage, ob seine starken Abweichungen von der attischen Norm absichtlich oder unabsichtlich sind, möchte er nicht einseitig zugunsten der letzteren Möglichkeit beantworten, sondern glaubt, daß sich der Schriftsteller hier auch dem Geschmacke derer anpaßte, an die er seine Werke richtete, so daß er anders zu Athenern, anders zu Spartanern redete, ganz abgesehen davon, daß ein so schroffer Begriff des Klassischen, wie bei den Lateinern, den Attizisten und den Franzosen bei den Griechen überhaupt nicht herrschte, sodaß wir ehrlich gestanden in der größten Verlegenheit sind, zu sagen, was denn nun eigentlich reines Attisch sei. Eine gewisse Ähnlichkeit läßt sich aufstellen zwischen Ktesias und Xenophon, insofern die Sprache des ersteren ein Mittelding ist zwischen dem Jonischen, die des letzteren zwischen dem Attischen und der Koine. Thumb faßt Xenophon geradezu als den ersten Vertreter einer literarischen Koine, und Mahaffy nennt ihn einen Vorläufer des Hellenismus: tatsächlich ist er kein Klassiker, weder in seiner Geistesrichtung noch in seiner Sprache. Schon die Annäherung an die Wirklichkeit der Dinge und die Entschleierung der eigenen Persönlichkeit stellen ihn außerhalb des Rahmens der klassischen Formel. Sein Stil ist förmlich gespickt mit unattischen dialektischen Wendungen. Die poetischen Ausdrücke sind zwar selten, aber in der Regel dienen sie keinem stilistischen Zwecke, d. h. sie tragen nichts bei zur Erhöhung der Rede. Diese Abstumpfung gegenüber der Stilfarbe sucht Gautier zu begreifen aus dem Lebensgange eines Abenteurers, der so manchen Ausdruck, den er in seiner Jugend zu Athen als poetisch empfunden hatte, nachher draußen bei seinen Lagerkumpanen als dialektisch wiederfand und so das Gefühl für den Unterschied des Poetischen und Dialektischen mehr und mehr verlor. Jedenfalls weisen ihm, der nicht den Ehrgeiz hatte zu schreiben wie die andern, seine unzähligen Abweichungen vom Normalattischen einen Sonderplatz in der Entwicklungsgeschichte des griechischen Stils an.

Die 'Anhänge' bringen Verzeichnisse von Synonymen bei Xenophon und zwar sowohl solcher, die alle attisch sind, als solchen, bei denen einem attischen Wort ein dialektisches (wenn nicht mehrere) zur Seite steht. Auch hier tritt wieder der Reichtum seines Ausdrucks zutage. Ein hervorstechender Zug ist die Vorliebe für technische Bezeich-



nungen, die dem Klassizismus allezeit ein Greuel sind: hierin offenbart sich sein Sinn fürs Tatsächliche. Er ist Konkretist und mangelt der Abstraktionsfähigkeit (wie die Naturvölker), insbesondere scheut er auch nicht vor fremdländischen Titeln zurück, und zumal die Kyrupaedie würde eine eigne Untersuchung hierüber lohnen. Unter den bei ihm allein bezugten Wörtern sind sicherlich manche eigenen Augenblicksschöpfungen (etwa ἐρασιχρήματος; ῥυποκίνδυνος u. a. m.). Zu den ihm fehlenden attischen Wörtern gesellen sich noch z. B. ἀμφιβητῶ; αἰών; ἡ ἀνθρωπος; ἀσελγής; ἀντιβολῶ; θρυλῶ; κρύβδην; ληρῶ; προῖξ; τηρῶ, zu denen noch eine Anzahl wenigstens auffallend selten gebrauchter kommt wie ἀρτίω; ἐλεῶ; μικρός; ὀδύρομαι. Wiederum zum Hellenismus hinüber leiten die vielen Parasynthesika wie δενδροκοπῶ; ἄρματοτροφῶ usw. Auch superlativische Bildungen wie παρχαλέτως hat er gern; jonisch klingen νεόταμος; δοριάλωτος u. a. Sein sittliches Ideal verkörpern καλοκάγαθία und ἀνδραγαθία; φιλόπονος, φιλοπονία; ἐθελόπονος, ἐκ- und διαπονεῖν. Von morphologischen Eigentümlichkeiten ist zu nennen die Neigung zu Substantiven auf -αις, -μα, -σύνη, zu Adjektiven auf -ηρός und -αλέος, einen Typ, den Debrunner dem Attischen völlig abspricht, von dem ihm aber nach Gautier vielleicht θαρραλέος; ἀργαλέος; κεφαλέος zuzugestehen sind (?). Ein Lexilogus, in dem die Kategorien des Attischen, Dorischen, Jonischen, Hellenistischen, Poetischen berücksichtigt werden, beschließt die Arbeit. Diesem ist der Umstand zugut gekommen, daß der Verf. nicht nur das Glück gehabt hat, zu den Füßen der anerkanntesten französischen und deutschen Philologen und Sprachforscher zu sitzen, sondern daß ihm überdies zwei von diesen, Wackernagel und Bally, ihre besondere Förderung haben angedeihen lassen. Infolgedessen sah sich Gautier instand gesetzt, die sprachgeschichtliche mit der stilistischen Betrachtungsweise zu einer höheren Einheit zu verschmelzen. Sein Buch macht den Eindruck einer langsam ausgereiften Frucht sorgfältigster und umsichtiger methodischer Arbeit. Mag sich der Beurteiler auch im einzelnen mehrfach anders entscheiden, vor allem in der Frage, ob es die uns zu Gebote stehenden Mittel stets gestatten, die einzelnen Erscheinungen eindeutig dialektisch zu fixieren, so wird er sich doch des geschmackvollen und farbensatten Bildes von ganzem Herzen freuen, das uns hier von einem Autor entworfen wird, der uns von Jugend an so nahe getreten und dabei doch in mancher Hinsicht so fern geblieben ist. Denn es ist dem Verf. gelungen, hinter dem Schriftsteller den Menschen zu finden und Gildersleeves ein ganzes langes Leben lang immer wieder erhobene Forderung zu verwirklichen, daß alle grammatische Forschung zugleich Stilkunde sein müsse. Wenn es uns einmal beschieden sein sollte, bis zu einer Geschichte der griechischen Sprache und des griechischen Schrifttums emporzudringen, die diesen Namen in Wahrheit verdiente, so müßten erst sämtliche Schriftsteller nach dem Muster des vorliegenden schönen Buches auf das hin untersucht sein, was ihre Eigenart ausmacht und was sie dem Zusammenhange mit ihrer kulturellen und literarischen Umwelt verdanken. Dann dürften wir hoffen, daß die antike Literaturgeschichte sich zu demselben Range erheben würde, den die moderne im 19. Jahrhundert erstiegen hat, und daß auch sie noch ihren Gervinus, Fr. Th. Vischer, Scherer, Dilthey finden wird.

Hannover.

Hans Meltzer.

Bennet Charles E. Syntax of Early Latin. Vol. I.: The Verb. Gr. 8<sup>o</sup>. XIX u. 506 S. Boston, Allyn and Bacon; Leipzig, Th. Stauffer 1910. 17.— M.

Der erste Band dieser neuen alllateinischen Syntax, der das Verbum behandelt, gliedert sich in folgende neun Kapitel: Kap. I. Kongruenz, Genus verbi, Impersonalia, Ellipse des Verbs. Kap. II. Die Tempora (besonders in Hauptsätzen). Kap. III. Der Indikativ in Nebensätzen. Kap. IV. Der Konjunktiv in Hauptsätzen. Kap. V. Der Konjunktiv in Nebensätzen. Kap. VI. Der Imperativ. Kap. VII. Der Infinitiv. Kap. VIII. Partizipium, Gerundium, Supinum usw. Kap. IX. Fragesätze. In einem zweiten Bande gedenkt der Verfasser die Kasus, Adjektiva, Pronomina und Partikeln zu behandeln. Wir haben es also mit einem groß angelegten Werke zu tun, das bestimmt ist, einen Ersatz zu bieten für die veraltete Syntaxis Priscorum Scriptorum Latinorum von Holtze. Wenn der Verfasser im Vorwort sagt, daß er sich bei der Ersetzung des veralteten Holtze bemüht habe "to bear in mind the stricter standards of syntactical investigation imposed by the wider and exacter knowledge of to-day", so kann man mit Freuden konstatieren, daß er dieses Ziel im allgemeinen erreicht hat. Das Werk genügt indessen doch nicht allen Anforderungen, die man heute an eine altlateinische Syntax stellen darf. Zunächst hat B. den rein statistisch-deskriptiven Standpunkt Holtzes an recht vielen Stellen beibehalten, wo die moderne historisch-entwicklungsgeschichtliche Darstellungsweise angebracht gewesen wäre. So trägt z. B. das ganze 3. Kapitel "The Indicative in subordinate clauses" (S. 60—144) den Charakter einer reinen Materialsammlung. Von seltenen Ausnahmen abgesehen (z. B. S. 120 und 136) fehlen hier jedwede Erörterungen über Entwicklungs- und Bedeutungsgeschichte. Charakteristisch für die Darstellungsweise des Verfassers ist gleich der 1. Abschnitt (S. 60—78), der über die Bedingungssätze handelt. B. ignoriert hier vollkommen die ursprüngliche Bedeutung der Wörtchen *si* und *nisi* (vgl. erst S. 272), weshalb er denn auch S. 65 Stellen wie Plaut. Capt. 454 *expediui . . . si dis placet* unter den Bedingungssätzen aufzählt, obwohl hier *si* die ursprüngliche deiktische Natur bewahrt hat; die Abhandlung von Dombart über die Wendung *si dis placet* in den Blättern f. bay. Gymn. 1880 S. 39 scheint der Verfasser nicht zu kennen, vgl. auch F. Gustafsson Paratactica Latina I (Helsingfors 1909) S. 19. Desgleichen erfahren wir bei B. nichts über die Entwicklungsgeschichte von *sin*, für die auf Wackernagels lehrreiche Ausführungen IF. 1, 420 ff. zu verweisen war. S. 61 hätte bei der Erwähnung der mit *nisi si* eingeleiteten Bedingungssätze die Entstehung dieser pleonastischen Ausdrucksweise klargestellt werden müssen, vgl. Brugmann IF. 24, 82. S. 100 (und S. 305) erfahren wir nichts von der Geschichte der Konjunktionen *donec* und *donec*, vgl. außer Schmalz Lat. Synt.<sup>4</sup> § 327 besonders Wackernagel Verm. Beitr. z. griech. Sprachkunde (Basel 1897) S. 33 und Anm. S. 101 werden die Beispiele erwähnt, wo auf *postquam* noch einmal *post* folgt, z. B. Plaut. Trin. 975 *postquam ego me aurum ferre dixi, post tu factu's Charmides*. Es wird aber hier nicht gesagt, welche Bedeutung diese Erscheinung für die Erklärung der Konstruktionen mit *postquam* hat, vgl. von Planta Grammatik d. osk.-umbr. Dialekte 2, 484. Bei der Erwähnung der Beispiele mit *simul ac* und *simul* (S. 106) mußte gezeigt werden, wie sich die Hypotaxis aus älterer Parataxis entwickelt hat, vgl. Lindsay Syntax of Plautus S. 116 und Schmalz Lat. Synt.<sup>4</sup> S. 495 u. 572. Diese Herleitung einer Hypotaxis aus einer älteren Parataxis vermißt man auch sonst noch

oft bei B., z. B. S. 298 f. bei Behandlung der Sätze mit *quin* nach vorhergehendem *tam*. S. 127 werden die mit *quia* eingeleiteten Kausalsätze aufgezählt; hier tritt der Mangel an entwicklungsgeschichtlichem Verständnis wieder klar zutage. Es wird nämlich mit keinem Worte erwähnt, daß die kausale Bedeutung von *quia* sich aus einer älteren interrogativen entwickelt hat, obwohl sich das an einem Beispiele wie Plaut. Aul. 105 *discrucior animi quia abeundumst mihi* schön nachweisen ließe, vgl. Wackernagel Verm. Beitr. S. 22. Da B. auf die ursprüngliche Bedeutung von *quia* keine Rücksicht nimmt, findet man bei ihm natürlich auch das altlat. Interrogativum *quianam* (vgl. Wackernagel a. a. O. und Schmalz Lat. Synt.<sup>4</sup> § 265) gar nicht erwähnt. S. 132 f. werden die mit *quoniam* und *quando* eingeleiteten Kausalsätze aufgezählt; es wird aber nicht bemerkt, daß diese kausale Bedeutung von *quoniam* und *quando* sich aus der älteren temporalen entwickelt hat, geschweige denn, daß der Versuch gemacht würde, dies an einem Beispiele zu erläutern, vgl. Hale Die Cum-Constructionen S. 85. S. 139 vermißt man eine Herleitung der adversativen Bedeutung von *tametsi*; ein Beispiel wie Plaut. Men. 90 ff. *Dum tu illi quod edit et quod potet praebeas . . . Numquam hercle effugiet, tam etsi capital fecerit* mußte hierzu gleichsam auffordern, insofern es uns zeigt, daß *tam* ursprünglich zu dem Satze mit *numquam* gehörte und erst durch eine Verschiebung des syntaktischen Gefüges mit *etsi* verbunden wurde. Ein weiterer Nachteil des Werkes liegt in dem Mangel an psychologischer Erklärung syntaktischer Erscheinungen. Dieser tritt z. B. zutage bei der Behandlung von Peculiarities in the use of the Active (S. 4 ff.). Hätte B. Elters inhaltsreichen Aufsatz über die Gladiatorentesserer Rhein. Mus. 41, 517 ff. gelesen, so hätte er hier eine psychologische Erklärung für die Tatsache gefunden, daß viele Verba dort das Aktivum zeigen, wo wir vielmehr das Reflexivum oder das Passivum erwarten sollten. Wenn es auf den Gladiatorentesserer vom Tiro, der seine Prüfung bestanden hat, heißt: *spectavit* statt *spectatus est*, so steht hier nach Elter a. a. O. S. 540 das Aktiv einfach deshalb an Stelle des Passivs "weil der *spectandus* weit mehr auf sich selbst und seinen Gegner zu achten hat [als auf den *spectator*], und das Objekt in Folge dessen sich selbst als den Urheber der Handlung betrachtet". S. 448 werden Stellen erwähnt wie Plaut. Capt. 1008 *lucis* das *tuendi* copiam. Daß hier eine Kontamination aus *lucem tuendi* und *lucis tuendae* vorliegt, hätte B. aus Lindsay's Anmerkung z. d. St. erkennen können. An solchen Kontaminationen ist ja die Sprache des Plautus nicht arm, vgl. neuerdings die lehrreichen Ausführungen von Einar Löfstedt Glotta 3, 190 f. Als einen Grundfehler betrachte ich es sodann, daß B. eine allzu isolierende Darstellungsweise angewendet hat. Die italischen Dialekte werden in dem Buche fast gänzlich ignoriert, ein Mangel, der sich gleich auf den ersten Seiten bemerkbar macht. So war S. 7 (impersonal use of the passive) unbedingt ein Hinweis aufs Oskisch-Umbrische geboten, wo der unpersönliche Gebrauch des Passivs bekanntlich stark ausgeprägt ist, vgl. Brugmann Ber. d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. 1893 S. 134 ff. und von Planta Grammatik d. osk.-umbr. Dial. 2, 428. Gerade solche Erscheinungen, die sich bei Plautus und Terenz nur selten finden, hätten hübsch durch die Syntax der Dialekte illustriert werden können. Das gilt z. B. von dem S. 229 erwähnten Gebrauche des bloßen Konjunktivs nach *curo*, den auch das Pälignische kennt, vgl. von Planta Nr. 253 *Herec fesn upsaseter coisatens* und hierzu Bücheler Rhein. Mus. 32,

640. Wie die italischen Dialekte sonst noch mit Nutzen für die Darstellung der altlat. Syntax hätten verwendet werden können, hat Leo in den Gött. gel. Anz. 1911 S. 744 bei seiner Besprechung des Buches gezeigt. Ab und zu wäre auch ein Hinweis aufs Spätlatein nicht unangebracht gewesen. Marx in seinem Aufsätze 'Die Beziehungen des Altlatein zum Spätlatein' Neue Jahrb. 23 (1909) S. 434 ff. und neuerdings Einar Löfstedt<sup>1)</sup> Glotta 3, 171 ff. haben uns ja gezeigt, welch enger Zusammenhang zwischen der älteren und der späteren Sprache besteht. So haben die von B. S. 458 zitierten Beispiele wie Plaut. Trin. 1159 *placenda dos . . . est*, wo die Gerundivform von intr. Verben vorliegt, im Spätlatein ihr Analogon (vgl. Marx a. a. O. S. 444) und das S. 103 erwähnte kausale *postquam* lebt in franz. *puisque* fort (vgl. Hale Die Cum-Constructionen S. 84 Anm.). Auch das klassische Latein hätte dann und wann mit Nutzen herangezogen werden können. So hätte S. 81 bei der Behandlung des Indikativs Imperfekti beim temporalen *quom* die Stelle Plaut. Aul. 178 *praesagibat mi animus frustra me ire, quom exibam domo* in Gegensatz gestellt werden können mit Cic. Div. 1, 31, 65, wo derselbe Vers mit dem Konjunktiv *exirem* zitiert wird, weil Cicero unbewußt dem Sprachgefühl seiner Zeit folgt, vgl. Hale Die Cum-Constructionen S. 257 und die treffenden Bemerkungen von Kroll Neue Jahrb. 1910 S. 319. Eine unglückliche Isolierung ist es ferner, wenn wir bei B. nichts Näheres darüber erfahren, wie die eine Konstruktion in das Gebiet einer anderen eindringt und ihr Konkurrenz macht, wie sich z. B. das temporale *ut* zum temporalen *quom* verhält, oder *quod* zu *quia*. Bei der breiten Anlage der Syntax wäre es auch sehr wünschenswert gewesen, wenn B. mehr Rücksicht auf die übrigen Teile der Grammatik (Laut-, Formen-, Wortbildungslehre) genommen hätte. So wäre z. B. S. 458 f. bei der Behandlung der Fälle, wo an Stelle der einfachen Verbalform das Partiz. Präs. mit *esse* erscheint (vgl. Plaut. Poen. 660 *ille est cupiens*) die Bemerkung nicht überflüssig gewesen, daß diese dem Lateinischen eigentümliche periphrastische Ausdrucksweise auch zur Erklärung der Konjunktive auf *-assim*, *-essim* herangezogen werden kann, vgl. hierüber neuerdings Skutsch Glotta 3, 99 f.; S. 376 und 377 erfahren wir nichts über die merkwürdige Bildung von *scilicet* und *videlicet*, und S. 349 hätte erwähnt werden können, daß *sodes* aus *si audeo* die ursprüngliche Bedeutung von *audeo* zeigt, vgl. Brix zu Trin. 244. Daß die verwandten Sprachen nicht berücksichtigt sind, kann nach den bisherigen Proben für die isolierende Darstellungsweise des Verfassers weiter nicht Wunder nehmen; und doch hätte manchmal wenigstens das Griechische mit Nutzen herangezogen werden können, so S. 9 für die Ellipse des Verbs, vgl. Kretschmer Einleitung in die Altertumswissenschaft, hrsg. von Gercke und Norden 1, 205 f. S. 53 hätte der Satz "The Latin future perfect is by origin an aorist subjunctive" leicht durch das Griechische erläutert werden können, und S. 318 wäre es angebracht gewesen, bei Erwähnung der Stelle Plaut. Asin 52 *scio quod amet* daran zu erinnern, daß auch im Griechischen der ὅτι-Satz in das Gebiet des Acc. c. Inf. eingedrungen ist, vgl. neuerdings O. Immisch Neue Jahrb. 1912, S. 42. Eine eigenartige Ausnahme macht das Kapitel IV, wo der Verfasser in dem einleitenden Abschnitt über das Problem des lat. Kon-

1) [Vgl. auch "Philologischer Kommentar zur Peregrinatio Aetheriae" (Uppsala 1911) Sachindex unter 'Alt- und Spätlatein'. — K.-N.]

junktivs (S. 152 ff.) nicht nur das Griechische, sondern auch das Sanskrit, Iranische, Germanische und Baltisch-Slavische zum Vergleich heranzieht; hier ist fast zu viel des Guten geboten. Manchmal wäre sodann eine genauere Beobachtung des Sprachgebrauchs notwendig gewesen. So heißt es S. 2 (in dem Abschnitt: Singular subjects connected by disjunctive particles) "we find sometimes the singular, sometimes the plural"; es werden dann aber mehr Beispiele für den Singular angeführt als für den Plural, und es wird auch nicht bemerkt, daß wir in diesem Falle eben nur den Singular des Verbs erwarten sollten, wie es im Altindischen Regel ist, s. Delbrück Vgl. Synt. 3 § 105. Delbrück vermißt hier (S. 238) für das Lateinische und Griechische Sammlungen, "namentlich solche, die das Regelmäßige verzeichnen". Aus Bennet's "sometimes — sometimes" ersieht man nicht, was die Regel bildet. Delbrück Vgl. Synt. 3, 239 sagt in dem Kapitel über Kongruenz: "In mehreren Sprachen läßt sich beobachten, daß das voranstehende Verbum im Singular steht, das schließende aber im Plural, so z. B. lat. *amor persuasit, nox vinum adolescentia* Ter. Ad. 470 gegen *aetas metus magister prohibebant* Andr. 54". Diese beiden Stellen werden auch von B. S. 1 zitiert, er verweist aber nicht auf Delbrück und bemerkt auch nicht, ob das Material aus Plautus und Terenz dieser Beobachtung Delbrücks wirklich entspricht. S. 52 fehlt der Hinweis darauf, daß das Plusquamperfektum bei Plautus oft nur aus metrischen Rücksichten statt des Perfekts steht, da es mit Vorliebe am Versschluß erscheint, vgl. Cramer Archiv f. lat. Lex. 4, 595. Auch sonst ist der Einfluß des Metrums nicht genügend berücksichtigt; es gilt hier dasselbe von Bennet's Syntax, was J. B. Hofmann IF. Anz. 28, 66 von Schmalz Lat. Synt. 4. Aufl. sagt. — B. sagt in der Vorrede "Where adequate monographs existed, I have made use of them". Eine richtige Benutzung der Vorarbeiten besteht nun aber in erster Linie darin, daß man die Ergebnisse derselben verwertet. Das ist bei B. leider manchmal nicht der Fall. So wird z. B. S. 6 Anm. die Schrift von Nausester zitiert, die Resultate dieser Schrift sind indessen in keiner Weise berücksichtigt. Hier mußte doch gesagt werden, daß bei Plautus die *r*-Formen des Passivs viel seltener sind als die des Deponens, daß eine das Passivum in klaren Gegensatz zum Aktivum stellende Ausdrucksweise bei Plautus überhaupt nicht vorkommt (vgl. Amph. 654 *quae me amat, quam contra amo* im Gegensatz zu Catull 45, 20 *amant amantur*), daß sich im ganzen Plautus nur fünf Beispiele von passiven *r*-Formen mit dem Zusatz *ab aliquo* finden usw. Desgleichen wird zwar S. 9 Anm. zu dem dürftigen Abschnitt über die 'Ellipse des Verbs' Meillet's bekannte Abhandlung in den MSL. 14, 1 ff. zitiert, die Ergebnisse, zu denen Meillet gelangt, werden aber mit Stillschweigen übergangen. Hier hätten doch die für Plautus charakteristischen Formen *potis, pote* erwähnt werden müssen (Meillet a. a. O. S. 16), es mußte betont werden, daß die 'Ellipse' des Verb. Subst. bei Plautus und Terenz mit Vorliebe in gewissen Wendungen stattfindet, z. B. in Sätzen mit allgemeinen Lebenswahrheiten, beim Verbaladjektivum auf *-to* (*factum = factum est*), in verneinenden Wendungen (z. B. Ter. Andr. 111 *nec satis ad obiurgandum caussae*) usw., es mußte vor allem betont werden, daß im Nominalsatz das Tempus stets das Präsens, der Modus der Indikativ, die Person meist die 3. Sing. ist, seltener die 1. und 2. Sing., vgl. Meillet a. a. O. S. 18 f.; es mußte ferner gesagt werden, daß idg. *\*es-mi* ursprünglich ein Vollverbum war mit der Bedeutung 'ich existiere', daß er erst allmählich zur

Kopula herabsank und daß demnach der Nominalsatz die ältere Ausdrucksweise ist, vgl. z. B. Brugmann KVGr. S. 627 und neuerdings M. Barone La frase nominale pura in Plauto e in Terenzio, Rom 1909 (Rez. von Meltzer Berl. phil. Wochenschr. 1910, Sp. 1632 f.). Manchmal sind vorhandene Vorarbeiten überhaupt nicht zitiert; so war S. 4 f. (Peculiarities in the use of the active) ein Hinweis nötig auf den lehrreichen Aufsatz von Wölfflin: Der reflexive Gebrauch der Verba transitiva (Archiv f. lat. Lex. 10, 1 ff.), vgl. auch Brugmann Ber. der Kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. 1890, S. 230. S. 5 zitiert B. die Stelle Plaut. Amph. 521 für *expedio* = 'sich abwickeln', ohne zu bemerken, daß P. Langen Beitr. z. Kritik und Erklärung des Plautus (Leipzig 1880) S. 1 ff. ausführlich hierüber gehandelt hat. S. 122 mußte bei der Erwähnung der durch *si* eingeleiteten indirekten Fragen hingewiesen werden auf die S. 321 genannte Schrift von Gaffiot, vgl. für diesen Gebrauch von *si* jetzt auch Marx Neue Jahrb. 23 (1909) S. 445. Bei der Besprechung der Redensarten *nisi quod* und *nisi quia* (SS. 126, 128, 131) nimmt B. keine Stellung zu der Behandlung dieser Ausdrücke durch Langen Beitr. zur Kritik und Erklärung des Plautus S. 57 ff. Die Behandlung der kausalen Relativsätze im Indikativ (S. 137 f.) hätte mit einem Hinweis auf Hale Die Cum-Constructions S. 108 versehen werden sollen. S. 208 Anm. 2 durften bei der Anführung der Literatur über Parataxis und Hypotaxis unter keinen Umständen Wackernagels Ausführungen, Vermischte Beiträge zur griechischen Sprachkunde (Basel 1897) S. 21 ff. übergangen werden usw. Die bekannten Kommentare von Lorenz, Brix, Ussing zu Plautus, von Dziatzko zu Terenz, denen wir soviel Belehrung verdanken, werden von B. nicht zitiert, auf Lindsay's Syntax of Plautus wird ausnahmsweise S. 423 verwiesen. Nicht besser steht es mit der Benutzung prinzipienwissenschaftlicher Werke: H. Pauls Prinzipien der Sprachgeschichte finde ich nur einmal (S. 208 Anm. 2) genannt, Wegeners Grundfragen des Sprachlebens und Wundts Völkerpsychologie überhaupt nicht.

Im einzelnen erlaube ich mir noch auf folgende Punkte hinzuweisen: S. 6 f. vermisste ich eine Bemerkung über die Verwendung der Deponentia in passivem Sinne, wobei auf pälign. *oisa aetate* (von Plauta Nr. 255) hätte hingewiesen werden können; zuletzt hierüber Joh. Baptista Hofmann De verbis quae in prisca latinitate exstant deponentibus, Diss. (München) Greifswald 1910 S. 12 ff. — S. 7 f. mußte gesagt werden, daß mit der unpersönlichen 3. Sing. des *r*-Passivs im Alllat. ein Akkusativ verbunden werden kann, z. B. *vitam vivitur* bei Ennius Trag. 190 R. — S. 9 fehlt bei der Erwähnung des persönlichen Gebrauchs von *lubeo* (z. B. Plaut. Aul. 491 *quo lubeant nubant*) eine Erörterung darüber, wie sich dieser Gebrauch entwicklungsgeschichtlich zum unpersönlichen verhält, vgl. Delbrück Vgl. Synt. 3, 34 und Brugmann KVGr. § 865. — S. 17 war für das sog. Präs. tabulare ein Hinweis auf Delbrück Vgl. Synt. 2, 263 f. angebracht. — Ein Präsens de conatu ist bei Plautus außer der von B. S. 26 zitierten Stelle Capt. 232 auch anzunehmen in Men. 192 *superas facile ut superior sis mihi quam quisquam qui impetrant*, wie neuerdings von Einar Löfstedt Glotta 3, 183 f. nachgewiesen worden ist. — S. 32 f. hätten die Beispiele wie Plaut. Merc. 631 *promittebas te os sublinere meo patri* gesondert behandelt werden sollen, vgl. Delbrück Vgl. Synt. 2, 312 und Brugmann KVGr. § 743. — S. 38 mußte die modale Funktion des Futurums im Altlateinischen näher begründet und erklärt werden, vgl. H. Paul Prinzipien der Sprach-

geschichte<sup>4</sup> § 192. — In Fällen wie Plaut. Pers. 645 *haec erit bono genere nata* will B. S. 44f. keine Verwendung des Futurums in potentiale Sinne anerkennen, er sucht hier vielmehr die rein futurische Bedeutung zu retten. Wenn man aber bedenkt, daß zwischen Tempus und Modus Wechselbeziehungen bestehen, wird man die Existenz eines 'Futurums der Wahrscheinlichkeit' zugeben müssen, vgl. die Erörterungen H. Pauls Prinz.<sup>4</sup> § 192. Nur eine leise Schattierung des potentialen Futurums ist das Fut. in allgemeinen Lebenswahrheiten, vgl. Plaut. Most. 289 *pulchra mulier nuda erit quam purpurata pulchrior*; man braucht also hier nicht mit B. S. 44 eine besondere Kategorie: The achronistic use of the future indicative aufzustellen. — S. 52 hätte bei der Behandlung des verschobenen Plusquamperfekts auf die Erklärung von Meltzer IF. Anz. 18, 63 hingewiesen werden können. Aus der Geschichte der deutschen Syntax läßt sich vergleichen das Eindringen der umschriebenen Formen des Präteritums in das Gebiet des einfachen Präteritums, wie es namentlich in der zwanglosen Sprachform seit dem Ausgange der mittelhochdeutschen Periode zu beobachten ist, vgl. H. Wunderlich Der deutsche Satzbau<sup>2</sup> 1, 214ff. Wenn Wunderlich hier (S. 222) unter anderem "die Vorliebe für vollere Formen" als Grund für das Vordringen des periphrastischen Perfekts anführt, so trifft diese Erklärung in gewissem Sinne auch beim verschobenen lat. Plusquamperfektum zu. — S. 57 war bei Hervorhebung der Tatsache, daß das Fut. II bei Plautus oft nur metrischen Rücksichten sein Dasein verdankt, hinzuweisen auf Kroll Berl. Phil. Wochenschr. 1905 Sp. 102, vgl. auch dessen Aufsatz "Moderne lateinische Syntax" Neue Jahrb. 1910 S. 325. — S. 92 mußte unter den Belegen für temporales *quoniam* mit dem Präsens die Stelle Plaut. Truc. 402 ausgeschrieben werden, weil hier eine interessante pleonastische Hinzufügung von *iam* zu *quoniam* vorliegt: *quoniam iam decumus mensis aduentat prope*. Lindsay Syntax of Plautus S. 135 vergleicht diesen Pleonasmus treffend mit der Hinzufügung von *homo* zu *nemo*, z. B. in Plaut. Pers. 211 *nemo homo umquam ita arbitratust*. — In dem Abschnitte über die mit *quia* eingeleiteten Kausalsätze (S. 126 ff.) vermisste ich die Stellen mit *quia enim*, vgl. Lindsay Synt. of Pl. S. 120 und Wackernagel Verm. Btr. S. 22. — Bei der Erwähnung der mit *quippe qui* eingeleiteten Kausalsätze (S. 138) war zu bemerken, daß auch *quippe* allein kausale Funktion hat, vgl. Ter. Phorm. 362 *quippe . . ruri . . se continebat*. Wie sich diese kausale Bedeutung aus der ursprünglichen interrogativen entwickelte, zeigt Schmalz Lat. Synt.<sup>4</sup> § 269, vgl. auch neuerdings Kurt Lerche De *quippe* particula, Diss. Breslau 1910. — S. 140f. mußte nachdrücklicher betont werden, daß *tam* im Altlateinischen im Sinne von *tamen* gebraucht wird, vgl. hierfür die von Schmalz Glotta 1, 335 verzeichnete Literatur. — Für den Gebrauch von *qui* als Einleitung von Wunschsätzen (S. 193), z. B. Plaut. Men. 451 *qui illum di omnes perdunt*, ist jetzt zu verweisen auf Kroll Glotta 3, 18. — In Kapitel V (S. 208ff.) vermisste ich die Beispiele mit dem Konjunktiv nach *quippe qui* (Plaut. Pers. 699; Asin. 66). — S. 252 ist die Erklärung der auf die Verba des 'Fürchtens' folgenden Konstruktionen (*timeo ne* oder *ut veniat*) nicht frei von Bedenken, vgl. R. Methner Neue Jahrb. 1909 S. 207. — S. 270 wird richtig bemerkt, daß *quamvis* 'obgleich' mit dem Konjunktiv im Altlateinischen selten ist; hier hätte aber hinzugefügt werden müssen, daß *quamvis* bei Plautus in der Regel zur Steigerung von Adjektiven und Adverbien dient, wo im Deutschen meist die Übersetzung mit 'wer weiß wie' paßt, z. B.

Plaut. Men. 318 *Quam uis ridiculus est, ubi uxor non adest*, vgl. auch Leos Bemerkung Gött. gel. Anz. 1911 S. 749 zu S. 116. — Zum Gebrauch von *quam* = *potius quam* (Plaut. Men. 726 *uidua uiuam quam tuos mores perferam*), vgl. jetzt Einar Löfstedt Glotta 3, 188. — Bei der Behandlung des Imperativs (S. 348 ff.) vermisste ich eine Zusammenstellung der Stellen, wo *ergo* beim Imperativ steht. — S. 375 heißt es bei Anführung der Beispiele für den Akk. c. Inf. nach *verba sentiendi*: "opinor (21): Present: Cas. 473, non opinor fieri hoc posse; Epid. 306; Hec. 772, neque has respicere deos opinor; Ad. 648". Dadurch wird der Anschein erweckt, als ob die Stelle Ad. 648 von derselben Art wäre, wie die vorher genannten Beispiele, was nicht der Fall ist; denn die Stelle lautet: *ut opinor eas non nosse te*, was wohl mit Schmalz, Lat. Synt.<sup>4</sup> S. 659 als eine Kontamination aus *ut opinor non nosti* + *opinor non nosse te* zu erklären ist. — S. 389 ist jetzt für *videor* mit dem Akk. c. Inf. = "mir scheint, mich dünkt" zu verweisen auf Löfstedt Glotta 3, 178, ebenso S. 405 für *tenere* = *abstinere* mit dem Inf. auf Löfstedt ib. S. 184 f. — S. 409 fehlt bei der Behandlung von *licet* mit dem Inf. ein Hinweis auf *scilicet*, *videlicet* und *ilicet*, vgl. Skutsch Saturia Viadrina (Breslau 1896) S. 134 Anm. 6. — S. 434 war für den Abschnitt "Adjective uses of the Present Participle" ein Hinweis auf S. 458 f. nötig.

Mit Bezug auf die Bemerkung des Rezensenten im Bull. bibl. et péd. du Mus. belge 15, 71 "les exemples sont cités d'après les meilleurs éditions" erlaube ich mir schließlich noch auf Leo Gött. gel. Anz. 1911 S. 745 ff. hinzuweisen.

Straßburg i. E.

W. Havers.

**Mendell** Clarence W. Sentence Connection in Tacitus. New Haven, Yale University Press 1911. VIII u. 158 S. 80.

Durchgeführt wird ein Gedanke von Morris, den er niedergelegt hat in seinem ausgezeichneten Buche *On methods and principles of Latin Syntax* (1901). Im Unterschiede von der landläufigen Anschauung, wonach verbundene Ausdrucksweise sich aus unverbundener entwickelt hat, sucht der amerikanische Gelehrte darzutun, daß in zusammenhängender Rede vielmehr stets Verbindung des Gedankens (*connection of thought*) geherrscht habe und daß der Fortschritt der von nichtausgedrückter und ausgedrückter Verbindung (*not expressed and expressed connection*) gewesen sei. Die satzverknüpfende Partikel, die sog. Konjunktion, spielt darnach in der Satzlehre eine ähnliche Rolle wie in der Kasuslehre die Präposition; wie diese ist sie weit eher nur der Exponent als der Ausdruck des inhaltlichen Verhältnisses.

Bei Tacitus wird die Unverbundenheit in weitem Umfang mit bewußter Absicht zu rhetorischen Zwecken ausgenützt. Mendell stellt sich die Aufgabe, im einzelnen nachzuweisen, wie reich der Schriftsteller ist an sozusagen latenten, für den geübten Blick jedoch sehr markanten Andeutungen der inneren Verknüpfung. Dabei ergeben sich bestimmte Gebiete des Sprachgebrauches: A. vorwärtseilende Erzählung (*rapid narrative*); B. Aufzählungen (*inventories*); 1) Zusammenfassung von Ereignissen (*summary of events*); 2) Zusammenfassender Bericht über ein Menschenleben (*summary account of a man's life*); 3) Beschreibung (*description*). C. Logische Verbindung (*logical connection*).

Der zweite Abschnitt handelt vom Ausdruck (richtiger wäre wohl: von der Andeutung) der Verbindung im ersten Satz (*connection expressed*



[*hinted?*] in the first clause). Dieses Kapitel enthält eine ganze Menge von Unterabteilungen, die sich beschäftigen mit den Beziehungen, Anspielungen, Fingerzeigen, die vom ersten Satz auf den folgenden hinweisen, sei es durch Demonstrativpronomina; Frage und Antwort; Wörter wie *licet, sane, modo*; Indefinita usw. Ähnlich angelegt ist das dritte Kapitel, das den (noch häufigeren) Ausdruck [wiederum die Andeutung?] der Verbindung im zweiten Satz (*connection expressed [hinted?] in the second clause*) vorführt. Die Kategorien, welche hier die Hauptrollen spielen, sind Wiederholung (*repetition*) und Gegensatz (*contrast*), auch sie wiederum in mannigfachen Ausprägungen. Ferner treffen wir besondere Worte (*special words*), entweder Adjektive wie *alius (ceterus), reliquus, par, similis* oder Adverbien wie *certe, nimirum, quippe, scilicet*. Auch die Personen-, Zeit-, und Modusverschiebungen beim Verb in der abhängigen Rede gehören hierher.

Zum Schluß veranschaulicht Mendell, der schon innerhalb der Abhandlung selbst eine nach vielen Hunderten zählende Menge von Stellen angeführt hat, seine allgemeinen Darlegungen an zwei zusammenhängenden größeren Texten (Ann. I, 21 und Hist. IV, 79), die er eingehend analysiert und interpretiert. Wie mir scheint, stellt diese Art der Betrachtung unter einem neuen und jedenfalls nie zuvor mit solcher Folgerichtigkeit durchgeführten Gesichtspunkt eine wirkliche Bereicherung der Mittel dar, zu einer vertieften Auffassung der schriftstellerischen Kunst des großen Seelenkündigers unter den römischen Historikern zu gelangen: besonders dadurch wird uns das Stilgesetz seines künstlerischen Schaffens näher gebracht, daß wir aufmerksam gemacht werden auf eine Fülle feinerer Züge und Bezüge teils psychologischer, teils ästhetischer Art, deren wir uns bisher nicht in demselben Maße bewußt geworden sind und deren Erkenntnis uns zu einem genaueren Einblick in ein wesentliches Element der Struktur des taciteischen Stiles verhilft. Möge Mendell Muße finden, auch die übrige Literatur, insbesondere die weniger rhetorisch gefärbte und naivere des Altlateins, in derselben Weise durchzuarbeiten; sicherlich würde dabei auf den Werdegang des römischen Schrifttums schätzbares Licht geworfen werden.

Hannover.

Hans Meltzer.

**Bongioanni A.** Nomi personali germanici nella formazione di cognomi in Friuli ed altrove (Saggio di un futuro lessico dei cognomi italiani). Udine, Giuseppe Vatri 1911. 8°. 12 S.

Die große Ausdehnung der germanischen Namen über das italienische Sprachgebiet macht es wünschenswert, daß der Verfasser eines italienischen Namenbuchs diese als Ausgangspunkt seiner Untersuchung nimmt, wie es Bongioanni in seiner Probe denn auch tut. Leider gibt er aber nicht, wie er hätte tun sollen, eine Fortsetzung von Bruckners Buch über die Sprache der Langobarden, an das er unmittelbar hätte anknüpfen können, das er aber gar nicht zu kennen scheint, jedenfalls nicht nennt; Heintze, Die deutschen Familiennamen, ist die einzige Arbeit, die erwähnt wird. Überhaupt scheinen mir des Verfassers Kenntnisse des Germanischen zu beschränkt, als daß er hier Zuverlässiges bieten könnte. So identifiziert er z. B. S. 7 *Ulrico* und *Odorico*, während doch *Ulrico* ein älteres \**Odal-(Udal)-ricus*, *Odorico* dagegen ein \**Auda-(Oda)-ricus* repräsentiert!

Auf italienischem Sprachgebiet aber zeigt Verf. sich als bewährten Führer, der uns die reichen Bildungsformen vor Augen stellt und manches Interessante sehen läßt. Mit Recht betont er (S. 4), daß ein zu einem Mono- oder Disyllabum gekürzter italienischer Name, sei er germanischer oder anderer Herkunft, sich nicht mehr auf die Vollform zurückführen läßt. *Gino* z. B. könnte man ebensogut von *Luigi* ableiten wie von *Ambrogio* oder *Biagio* oder einem anderen Namen.

Es wäre zu wünschen, daß Verf. erst nach gründlicher Beschäftigung mit der germanischen Namenforschung auf diese Probe seine große Arbeit folgen liesse, die dann nicht — wie der vorliegende Aufsatz — durch die Wissenschaft nicht fördernde Angriffe auf all-deutsche Bestrebungen verunstaltet sein dürfte.

Tilburg (Niederlande).

M. Schönfeld.

**Bähnisch A.** Die deutschen Personennamen (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 296). Leipzig, B. G. Teubner 1910. 16°. VIII u. 140 S. 1.25 M.

Ein hübsches Büchlein, das dem Zwecke, eine wissenschaftlich-gemeinverständliche Darstellung zu geben, gut entspricht. Auf lebhafte Art plaudert der Verfasser über seinen Gegenstand, wobei er manchmal aus dem an Anekdoten überreichen Stoffe allerlei Schnurren zum Besten gibt. Wichtiger ist, daß B. die meisten wissenschaftlichen Arbeiten über deutsche Namenforschung kennt und so imstande ist, die Ergebnisse derselben einem weiteren Kreise vorzulegen; in der Literaturliste durfte allerdings die Arbeit von Heinrichs über die Entstehung der Doppelvornamen nicht fehlen.

B. schildert die historische Entwicklung und zeigt, wie erst Einnamigkeit herrschte, wie allmählich der Familienname aus Standesgefühl hinzutrat, wie zu der Mode das Bedürfnis des praktischen Lebens hinzukam, wodurch seit dem 12. Jahrhundert der feste Zuname in weiten Kreisen gesichert war, und wie unsere heutigen Namen hieraus entstanden sind. Daneben führt er unsern Namenschatz in seinen verschiedenen Bestandteilen vor: den altgermanischen Erbschatz, wozu teilweise auch die Eigenschaftsbeziehungen schon gehören, die fremdsprachigen Namen, namentlich solche, die unter dem Einfluß der christlichen Religion entstanden sind, dann die, welche die Herkunft angeben oder von Amt, Stand, Gewerbe usw. hergenommen sind. So sehen wir, wie die Namen, aus Unterscheidungsbedürfnissen entstanden, aber von Haus aus sinnvoll gebildet, zur Bedeutungslosigkeit herabsinken, zugleich aber eine neue Funktion bekommen, indem die Namengebung ein Pietätsakt gegenüber Verwandten und Freunden wird. Glücklicherweise hütet sich B. davor, mit Vetter<sup>1)</sup> die unmögliche, wohl auch unerwünschte Forderung zu stellen, daß wir unsere Vornamen wieder sinnvoll und bedeutsam gestalten und so den heranwachsenden Menschen erzieherisch fördern sollten.

Wo B. auf das benachbarte niederländische Gebiet hinübergreift, zeigt er sich weniger belesen. Es sei darum auf Winkler De Nederlandsche Geslachtsnamen und namentlich auf die Literaturangaben bei Verdam Uit de Geschiedenis der Nederlandsche Taal hingewiesen. Unrichtig ist die Behauptung (S. 14 und 46), daß im ndl. *van* das *v* als *f*

1) F. Vetter Über Personennamen und Namengebung in Bern und anderswo, Bern 1910.

auszusprechen sei; *v* ist hier wie immer der stimmhafte labiodentale Spirant. Auch die ungenaue Begrenzung des Begriffes "deutsch" führt bisweilen zu Verwirrungen, so z. B. S. 27, wo es heißt, daß in *Willich* neben *Wülke* das *k* zu *ch* erweicht sei: wir haben hier doch einfach den hochdeutschen neben dem niederdeutschen Lautstand. Zum Exkurs über die an Spitznamen so zahlreichen Indianernamen (S. 73) weise ich auf die interessanten Mitteilungen von Uhlenbeck über die Peigans hin (Verlag en Mededeelingen der Kon. Acad. v. Wetensch. Afd. Lett. 4<sup>e</sup> reeks 11, 1 S. 4 ff.).

Tilburg (Niederlande).

M. Schönfeld.

**Hesselman** Bengt. De korta vokalerna i och y i svenskan. Undersökningar i nordisk ljudhistoria (= Uppsala universitets årsskrift 1909. Filosofi, språkvetenskap och historiska vetenskaper. 5). Uppsala A.-B. Akademiska bokhandeln. 250 S. 5.25 Kr.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat während des letzten Jahrzehnts eine Reihe von größeren oder kleineren Beiträgen zur schwedischen Lautgeschichte veröffentlicht; da sie jedoch ausnahmslos in schwedischer Sprache und zum Teil in einer im Ausland wenig gelesenen Zeitschrift ("Språk och stil") erschienen sind, dürften sie dort ziemlich unbeachtet geblieben sein. In Schweden haben sie dagegen in erheblichem Maße die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen. Und mit Recht; denn sie bedeuten zweifellos einen wichtigen Beitrag zum richtigen Verständnis der Entwicklung der schwedischen Sprache. Etwas wesentlich Neues bringt der Verfasser mit der umfänglichen Heranziehung und verständnisvollen Verwertung des einschlägigen Dialektmaterials. Der Umstand, daß einerseits andere Interessen im Vordergrund standen, und daß es andererseits bisher an nach Wert und Umfang ausreichendem Material mangelte, ließen diese Seite der Sache früher nie zur vollen Geltung gelangen. Es blieb meistens bei einzelnen Kombinationen, und auch diese entbehrten nicht selten der festen Grundlage. Oder man begrenzte seine Aufgabe auf die Untersuchung — im besten Falle die wirklich durchgeführte monographische Behandlung — einzelner Mundarten. Eben dadurch aber wurden die neuen Wege gebahnt; und dies um so mehr, je mehr eben die zentralen Mundarten Schwedens in Angriff genommen wurden. — Das Verdienst Hesselmans ist es nun, der erste gewesen zu sein, der sich mit dem in letzter Zeit (z. T. auch durch ihn selbst) gesammelten, meist noch unveröffentlichten zentralschwedischen Stoffe eingehend vertraut gemacht hat. Dadurch hat er einmal in großen Zügen verfolgen können, wie sich die Mundarten gruppieren — was schon früher von dem bedeutendsten Dialektkenner der älteren Generation, Lundell<sup>1)</sup>, versucht wurde — zum anderen hat er daraus die wirklich wertvollen Gesichtspunkte für die Beantwortung der wichtigen Frage gewonnen: Wie haben wir uns die Beziehungen zwischen den Dialekten und der Reichsprache im Laufe der schwedischen Sprachentwicklung zu denken?

1) Ohne die Leistungen dieses Mannes, vor allem ohne sein phonetisches Alphabet ("svenska landsmålsalfabetet", 1879 veröffentlicht) wäre der mundartliche Stoff Schwedens nicht in dem Maße wissenschaftlich verwertbar, wie er es seither ist.

Es würde hier zu weit führen, fremden Lesern die Ergebnisse der früheren Arbeiten Hesselmans im einzelnen vorzulegen. In der Tat hat er sich in der Mehrzahl seiner Schriften mit denselben Hauptproblemen beschäftigt; was sich auch wohl daraus erklärt, daß seine ersten Ausführungen nicht überall durchdrangen. Besonders Axel Kock verhielt sich — und verhält sich noch immer — in wichtigen Punkten ablehnend. So hat denn H. seine Beweisführung immer mehr zu vertiefen und durch Heranziehung neuen Stoffes zu stützen gesucht. Teilweise ist seine vorliegende Arbeit eben eine solche breite und von Hs. Seite gewiß abschließende Darstellung seiner Ansichten über einige jener Hauptpunkte. Dabei kommt jedoch auch vieles zur Sprache, was früher nicht berührt oder nur gestreift wurde.

Das Problem, das für den Verf. immer im Vordergrunde gestanden hat, ist folgendes: wie ist die jetzt (in der Reichssprache) tatsächlich überall eingetretene sog. Dehnung der alten kurzen Silbentypen (*täl-*, *büt-*, *tälä*, *büti* usw.) des Näheren verlaufen? Kocks noch immer aufrecht erhaltene Antwort lautete: in offener Silbe wird der Vokal, in geschlossener der Konsonant gedehnt. Auch H. bleibt bei seiner gegenteiligen Behauptung: verschiedene Gegenden verhalten sich verschieden; in einigen wird der Vokal, in anderen der Konsonant gedehnt, ohne daß dabei der von Kock als ausschlaggebend betrachtete Unterschied hinsichtlich des Silbenbaues eine merkliche Rolle spielte; die südlicheren Gegenden dehnen durchgehend den Vokal, in den nördlicheren (etwa von nördl. Östergötland ab nordwärts bis Hälsingland, und zwar besonders im Mälargebiete)<sup>1)</sup> ist der Wechsel größer: *ä* und *å* werden auch hier (fast) immer gedehnt, im übrigen kommen hier teils weitere lokale Unterschiede, teils besonders die Natur des folgenden Konsonanten in Betracht (*büt-* z. B. wird in einigen Gegenden zu *bett-*, in anderen aber wie im Süden zu *bēt-*; *büt-* und etwa *būd-* werden an demselben Orte nicht notwendig gleich behandelt). — Ich muß mich hier entschieden der Auffassung Hesselmans anschließen<sup>2)</sup>.

Daß die Quantitätsänderung in gewissen Fällen mit einer Qualitätsänderung Hand in Hand geht, wurde längst beobachtet (vgl. Kock Tydning af gamla svenska ord S. 31 Fußn., 1881, Stud. öfver fornsv. ljudlära S. 454 ff.). Und zwar betrifft die letztere besonders *ī* (vgl. obige Beispiele) und *ȳ*. Wie der Titel angibt, ist die vorliegende Schrift ausschließlich der Entwicklung dieser Laute gewidmet; da sie natürlich auch in alten Langsilblern vorkommen, sind sie auch dann in die Untersuchung einbezogen worden. Die diesmalige Problemstellung des Verf. durchkreuzt also die oben angeführte, nach der die Silbendehnung in der Mitte stand. Jetzt liefert die qualitative Behandlung der *ī* und *ȳ* überhaupt das Thema<sup>3)</sup>.

1) Ich fasse hier diese 'medelsvenska' und 'uppsvenska' Dialekte Hs. unter dem Ausdruck 'zentralschwedisch' zusammen.

2) Ich möchte jedoch hervorheben, daß der Gegensatz zwischen Kock und Hesselman vielleicht nicht ganz so schroff ist, wie aus obiger Gegenüberstellung ihrer Formulierungen hervorzugehen scheint; denn ich halte es für möglich, daß K. die Hesselmansche Formulierung für die betreffenden Mundarten z. T. gelten lassen will. Er bestreitet aber, daß der Stand der jetzigen Reichssprache durch sie zu erklären sei.

3) Der Untertitel 'Undersökningar i nordisk ljudhistoria' bedeutet keine Erweiterung. Er ist also einigermaßen irreführend.

Tatsächlich kommen jedoch nicht weniger als die ersten 164 Seiten auf die kurzsilbigen Typen mit *ī* und *ȳ*. Dann wird der langsilbige Typus behandelt; die Durchführung dieser Zweiteilung ist aber nicht ganz leicht. Wenn die Bedeutung der Silbenquantität für die Entwicklung der Vokale ins rechte Licht gesetzt werden soll, muß jene Einteilung natürlich bereits vor dem fraglichen Prozesse einsetzen. Prinzipiell hat das natürlich auch der Verf. eingesehen. Praktisch hat er sich hier aber meiner Meinung nach die Arbeit etwas zu leicht gemacht. Dies dürfte aus einer Inhaltsangabe der Abhandlung hervorgehen, an die ich im Nachfolgenden meine kritischen Bemerkungen zu knüpfen gedenke und zu der ich nunmehr übergehe. Da die meisten vorzubringenden Einwände in einer soeben erscheinenden Schrift des Rez. eingehender erörtert werden, so möge es gestattet sein, für Einzelheiten auf diese zu verweisen (Hj. Lindroth Johannes Th. Bureus, den svenska grammatikens fader, = Samlingar utgifna af Svenska Fornskrift-Sällskapet h. 140—41, Lund 1911—12; s. bes. S. 227, 228 f., 232, 234).

Die (nach des Verf. Meinung) kurzsilbigen Typen (mit *ī* und *ȳ*) werden weiterhin in der Hauptsache in fünf Untertypen zerlegt<sup>1)</sup>: I. *bī* 'Biß'. II. *līva* 'leben'. III. *bītin* 'gebissen', *vīku* 'Woche' (obl. Kas.). IV. *vīdja* 'Weidenrute'. V. *sīgel* 'Segel', *sīgla* 'segeln'. Im ersten Kap. formuliert Verf. zusammenfassend seine 'Lautregeln' für die zwei ersten Untertypen und erörtert einige damit im Zusammenhang stehende Fragen (besonders das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen zentralschwedischen *e*- und *ä*-Laute). Darauf behandelt er alle Untertypen — also auch die zwei ersten — in je einem Kapitel für sich.

Die Regeln sind für I, II: *ī*, *ȳ* werden zu *e* (das dann in Uppland mit altem *ä* zu einem Zwischenlaut zusammenfällt) bez. *ø*; für III: *ī* und *ȳ* bleiben *i*-, *y*-Laute (mit wechselnder Quantität, vgl. oben). Das folgende *i* bez. *u* hat erhaltend gewirkt. Man muß sich aber gegenwärtig halten, daß die Lautregeln des Verf. nicht das ganze schwedische Sprachgebiet angehen, sondern nur die zentralen Gegenden, jedoch auch nicht die Reichssprache (soweit von einer solchen für die betreffende Zeit die Rede sein kann), sondern nur die ungestörte Entwicklung der dortigen Mundarten, die die jetzige Reichssprache in verschiedener Mischung und, isoliert betrachtet, in scheinbarer Regellosigkeit widerspiegelt. Daß im südlichen Schweden auch bei diesem Typus III eine (auch die Endsilbenvokale betreffende) qualitative Verschiebung eintritt, hat Verf. selbst an anderem Orte (z. B. in Sveamålen S. 66) dargelegt. Typus IV. Hier stellt Verf. — innerhalb des zentralen Gebietes (s. oben) — in verschiedenen Gegenden eine verschiedene Entwicklung fest: in dem Gebiet, das er 'uppsvenska' nennt (wesentlich Uppland, Gästrikland, Dalarna, das östl. Västmanland und das östl. Södermanland) bleiben *i*, *y* als solche erhalten; in den 'medelsvenska' Mundarten (inneres Södermanland, Närke, nördl. und östl. Östergötland, wohl auch ein Teil des westl. Västmanland) gehen sie in *e*, *ø* über. Aber auch eine weitere Abgrenzung hält Verf. für erforderlich: auch im inneren Uppland soll *yrī*- zu *øri*- werden. Auch *ylī*-, *ynī*- fügen sich nicht ohne weiteres jenen Regeln. — Woher kommt

1) Als Musterbeispiele werden auch vom Verf. nur Wörter mit *ī* aufgeführt. Eine Einteilung nach dem Stammvokal ist nicht vorgenommen worden.

nun das? So sehr ich auch bei den ersten drei Typen von der Richtigkeit der Ergebnisse des Verf. überzeugt bin, wozu es für mich auch der vorliegenden Arbeit gar nicht bedurft hätte, so vermisse ich doch von nun ab die ausreichende Berücksichtigung einer Erklärungsmöglichkeit, die m. E. eingehend erwogen werden müßte. Nach bestimmten Gründen eines längst abgeschlossenen phonetischen Vorgangs zu fragen, ist zwar oft vergeblich; hier aber scheint mir die Frage am Platze zu sein: ist man von vornherein berechtigt, völlige Einheitlichkeit der Silbenquantität innerhalb des fraglichen Typus anzunehmen, so daß also alter kurzer Vokal + kurzem Konsonanten + (zur nächsten Silbe gehörigem) *i* zur Zeit der event. qualitativen Verschiebung wirklich auch durchgehend diesen alten Typus bewahrt hätte? Meiner Meinung nach nicht. Es muß eben erst untersucht werden, ob oder inwieweit etwa jene Verbindung durch ein anderes sicher bezeugtes Lautgesetz schon früher umgestaltet worden ist, und zwar durch Dehnung eines Konsonanten vor folgendem *i*. Für die südlicheren Gegenden (die 'götischen' Mundarten) ist dieser Vorgang schon für die altschwedische Zeit sichergestellt (s. Noreen Altschwed. Gramm. § 296, 1). Wie steht es aber mit den zentralschwedischen? In der Tat glaube ich, daß er hier wohl weit beschränkter ist, daß also der Verf. mit Recht die Mehrzahl der Fälle auch nach einer solchen Untersuchung zum kurzsilbigen Typus rechnen könnte, wenn auch oft kein sicheres Ergebnis zu erzielen sein wird. Es wird hier demnach in erster Linie eine methodische Forderung gestellt. Für wenigstens zwei Fälle dürfte aber die Untersuchung gegen des Verf. apriorische Annahme ausfallen und dadurch auch sein — descriptiv betrachtet wahrscheinlich richtiges — Ergebnis bei phonetischer Betrachtung in ein anderes Licht gerückt werden: erstens in den Fällen mit stimmloser Explosiva, z. B. *vítia* 'Fallen oder Netze' nachsehen (ob sich Raubzeug oder Fische gefangen haben), *gytia* 'Schlamm', zweitens eben bei der wider-spenstigen Verbindung (s. oben) *yri-* (bei *yl-* und *yn-* kommen besondere Umstände in Frage). Verf. nimmt wohl an, daß die jetzige Aussprache mit langem Konsonanten im Zentralschwedischen überall erst durch die sog. Silbendehnung entstanden sei (*vítia* zu *vittja*, *býria* zu *býrrja*, *bórrja* wie etwa *bítin* zu *bittin*). Weshalb wird aber dann zwar *nät* 'Netz' (mit *ä*, s. oben) zu *nåt*, aber etwa *låtja* 'Faulheit' zu *låtja*? Ich glaube die Fälle mit stimmloser Explosiva sicher, diejenigen mit *r* + *i* wahrscheinlich als schon früher gedehnt auffassen zu sollen. Daß die tatsächliche Entwicklung der Stammsilbe (*vítia* zu *vittja*, *býria* teilweise zu *bórrja*) dem nicht widerspricht (bezw. nicht zu widersprechen braucht), wird die Entwicklung beim sicher langsilbigen Typus zeigen. Zunächst bespreche ich aber den z. T. dem vierten nahestehenden Typus V (*sigel*, *sigla*; wohin auch, obgleich keine Musterbeispiele aufgeführt werden, Fälle wie *glitra* 'glitzern', *vítne* 'Zeuge' gehören). Auch hier hätte ich eine vorausgehende sorgfältige Erwägung der Möglichkeit älterer Dehnung, und zwar vor *l*, *r*, *n* gewünscht; gelegentlich ist allerdings davon die Rede (S. 157). Daß ein Vergleich zwischen den götischen und den zentralschwedischen Dialekten auch hier dahin ausfallen würde, daß in diesen wirklich ältere Dehnung zum mindesten weit spärlicher ist als in jenen, wo sie allgemein sein dürfte (worauf denn auch die altschwedischen, wohl meistens götischen Belege hindeuten, s. Noreen Altschwed. Gramm. § 296, 2—4), halte ich u. a. durch die von H. beigebrachten mundartlichen Beispiele mit langem Vokal (*ståpla* 'stolpern'

aus *stǣpla* u. dgl.) für ausgemacht; denn dieser muß eben durch die spätere 'Silbendehnung' zustande gekommen sein. — Für die Entwicklung von *i*, *ȳ*, das spezielle Problem des Verf., ließ sich bei diesem Typus keine zusammenfassende Regel aufstellen. Verf. zeigt, daß Übergang in *e*, *ō* zwar die Regel ist, daß aber daneben Erhaltung vorkommt, und zwar besonders in gewissen Verbindungen. Erstens vor den tönenden Spiranten *ō*, *ȳ*, wo nämlich diese — was in einem kleineren Gebiete der Fall ist — schon früher unter Hinterlassung von Ersatzdehnung geschwunden sind; z. B. *skrīðna* 'gleiten usw.' zu *skrīna*. Auch hier muß ich ein kleines Bedenken erheben. Verf. nimmt S. 148 an, daß die jetzigen Wörter *diger* 'dick, groß', *digna* '(aus Mattigkeit u. dgl.) niedersinken' ihr *i* eben jenem Vorgang verdanken (bei *diger* kommen jedoch besondere Umstände hinzu), und zwar in der Art, daß in einem *\*dīr*, *dīna* (tatsächlich in finnländischen Dialekten belegt) das *ȳ* (*g*) 'analogisch' — das heißt wohl z. T. durch Einfluß der Reichssprache — wiederhergestellt wurde. Wie stellt sich aber Verf. zu den im bald erscheinenden Hefte von Svenska Akademiens Ordbok aus dem 16. Jahrh. belegten zentralschwedischen Formen *dijg(h)r* (*ij* = *i*), *dijgna*, beide aus der Bibel von 1541? Mir scheint es das einfachste zu sein, hier eine ziemlich frühe, örtlich noch abzugrenzende Dehnung vor *ȳ*, *ȳn* (und noch anderen ähnlichen Verbindungen?) anzunehmen.

Ein anderer Fall, wo *i*, *y* anscheinend unregelmäßig unverändert erhalten zu bleiben scheinen, liegt eben bei tonloser Explosiva, wie in *glittra* 'glitzern' vor. Sollte hier nicht doch ältere Dehnung der Grund sein? Dann wäre das *i*, *ȳ* ganz in Ordnung (s. unten).

Ausdrücklich mache ich darauf aufmerksam, daß die von Kock behauptete Entwicklung des starken Partiz., z. B. eines *skrīvin* (Typus III), in synkopierten Kasus *skrīvne* (M. Plur.; Typus V), von H. völlig umgekehrt wird. Nach Kock ist das lautgesetzliche Ergebnis: *skrēven* (-in), *skrīvne* (oder vielleicht *skrīvne*), nach Hesselman: *skrīvin* (mancherorts *skrīvvīn*), *skrēvne* (*skrēvvne*). Wenn ich mich der letzteren Deutung anschließe, so ist das teilweise nur ein Korollarium zu dem oben (beim Typus III) schon Gesagten <sup>1)</sup>.

Die Seiten 164—218 werden dem von alters her langsilbigen Haupttypus gewidmet, worunter Verf. *i*, *ȳ* + langem Kons. oder + zwei (oder mehreren) Konsonanten, von denen der letzte nicht silbisch werden kann, versteht. Auf die prinzipielle Berechtigung jener Zerlegung will ich hier nicht eingehen; bezüglich der praktischen Seite habe ich oben zu zeigen versucht, daß sie jedenfalls für die hier in Frage kommende Zeit nicht ohne Schwierigkeiten zu verwerten ist. Im großen und ganzen aber rechtfertigen die vom Verf. dargelegten Lautverhältnisse einer späteren Zeit selbst die Richtigkeit der Zerlegung. Seine Hauptregel lautet nämlich: *i* und *ȳ* behalten in den Langsilblern ihre Qualität — also nicht nur da, wo ein *i* oder *u* (oder *ȳ*) in der nächsten Silbe folgt (vgl. oben Typus III, IV) <sup>2)</sup>. Einige Ausnahmefälle waren jedoch besonders zu berücksichtigen,

1) [Korrekturnote.] Prof. Kock teilt mir jetzt mit, daß er nunmehr Hs. Regel für Typus III für richtig hält (vgl. Kock Umlaut und Brechung S. 7). Woher bekommt er aber dann überhaupt das *e* in dergleichen Partizipien, das auch den zentralschwedischen Mundarten nicht gänzlich abgesprochen werden kann?

2) Man behalte immer im Gedächtnis, daß die Regeln nur für das Zentralschwedische gelten!

und unter ihnen sind die wichtigsten:  $r + \ddot{i}$ ,  $\ddot{y}$  + langem Kons. oder + zwei Kons. (außer *nn*, *nd*, *ll*, *ld*, *lt*, *gg* — also palatal artikulierten) wird zu *re-*, *rö-*;  $\ddot{i}$ ,  $\ddot{y}$  + *r*, *!* (sog. 'dickem' *l*) + Kons. wird zu *e-*, *ö-* (man beachte also etwa *-yrt* zu *-ört*, wie das oben besprochene *yri-* zu *öri-*, letzteres jedoch auf einem beschränkteren Gebiet). Zu des Verf. bezüglichen Ausführungen, die mich sonst in den wichtigsten Punkten überzeugt haben, bemerke ich, daß ich es noch nicht für erwiesen erachte, daß  $\ddot{i}$  und  $\ddot{y}$  vor *rr*, oder  $r$  + Kons., sich wirklich soweit parallel entwickelt haben, daß ihre Gebiete sich vollkommen decken.

Im Schlußkapitel sucht Verf. seine Ergebnisse durch Heranziehung altschwedischer Texte zu stützen. Da diese aber meistens eine Sprache widerspiegeln, die entweder örtlich oder zeitlich von dem hier ausschlaggebenden Material geschieden ist, konnte es sich nur darum handeln, in einigen, und zwar in denen, die mehr oder weniger zentralschwedischen Stoff bieten (der altschwedischen Literatursprache liegt bekanntlich vorwiegend der Östgötadialekt zugrunde), einige erste Spuren der erschlossenen jüngeren Lautregeln nachzuweisen.

Eine Rezension muß mehr oder weniger die Form einer Kritik annehmen. Die oben vorgetragenen Einwände oder Bedenken sollen jedoch meine überwiegende Zustimmung nicht verkennen lassen. Wäre vorliegende Arbeit die erste, in der der Verf. seine Ansichten vorgetragen hätte, so würde gewiß das zugleich Neue, Wichtige und m. E. auch Richtige im Vorstehenden einen breiteren Raum eingenommen haben. Eine Fülle bisher unveröffentlichten Stoffes bietet jedoch diese Abhandlung auch zur Erhellung und Bestätigung der schon früher ausgesprochenen Ansichten; und der Umfang, die Verschiedenartigkeit und Sprödigkeit des Stoffes lassen seine Bewältigung und meist feinfühligte Behandlung um so verdienstlicher erscheinen. Hinsichtlich der Technik der Darstellung scheint mir jedoch die Bewältigung noch vervollkommenet werden zu können. Diese entbehrt manchmal der Übersichtlichkeit; es ist oft recht schwer, sich zurechtzufinden. Eine etwas systematischere Behandlung auch der Einzelfragen wäre erwünscht. Ist die Lektüre jetzt schon für den Schweden — auch für den mit den Problemen vertrauten — schwierig, so wird sie einem Ausländer gewiß noch schwerer fallen. Daß jedoch die Natur des Inhalts dazu nicht wenig beiträgt, sehe ich natürlich ein.

Aus dem Vorstehenden dürfte hervorgehen, daß die vorliegende Schrift Hesselmanns wie seine früheren von einem jeden studiert werden muß, der sich mit den wichtigsten Problemen der schwedischen Lautgeschichte vertraut machen will.

Lund.

Hjalmar Lindroth.

**Schwela G.**, Pfarrer in Nochten. Lehrbuch der Niederwendischen Sprache.

Zweiter Teil: Übungsbuch. Cottbus 1911 (Selbstverlag. Adresse: Nochten bei Boxberg O.-L., Preußen). 128 S. 8°. 2.40 M., geb. 2, 80 M.

Das Schwelasche Übungsbuch, dessen Erscheinen sich durch verschiedene Umstände sehr verzögert hat, ist die notwendige und sehr willkommene Ergänzung zur niederwendischen Grammatik desselben Verfassers, die bereits im Jahre 1905 erschienen und seinerzeit in den "Forschungen" angezeigt und besprochen worden ist. Es ist wohl deshalb angebracht, auch das Übungsbuch hier einer Besprechung zu unterziehen. Der Verfasser hatte bei der Zusammenstellung desselben noch mehr als



bei der Grammatik auf den praktischen Gebrauch Rücksicht zu nehmen und deshalb den gebotenen Stoff nach pädagogischen Grundsätzen einzuteilen und anzuordnen, hat aber trotzdem durch die sehr geschickte Auswahl und Bearbeitung des Materials zugleich auch der Wissenschaft einen großen Dienst geleistet. Denn jeder Sprachforscher, der sich bequem und sicher ohne viel Zeitverlust über die niederwendische Sprache informieren will, wird zu dem Schwelaschen Lehrbuch greifen müssen.

Der ganze Stoff des Übungsbuches ist auf 62 Lektionen gleichmäßig verteilt, jede Lektion enthält voran einen genauen Hinweis auf die behandelten Abschnitte des ersten Teils (der Grammatik), sodann sub A eine zur Einübung der Formen und Regeln ausreichende Auswahl von niederwendischen Mustersätzen und im Anschluß daran sub B deutsche Übungssätze zum Übersetzen ins Niederwendische für diejenigen, die die Sprache aus irgend einem Grunde erlernen wollen, insbesondere auch für die Söhne wendischer Eltern auf höheren Schulen zum Selbststudium, denen ja bekanntlich dort jeglicher Unterricht in ihrer Muttersprache fehlt. Die Mustersätze sind aus der Volkssprache geschöpft oder, soweit sie der Literatur entnommen wurden, durchweg an der heutigen Volkssprache des Cottbuser Schriftdialekts nachgeprüft, so daß sie keine Formen und Wörter enthalten, die nicht rein niedersorbisch wären und nicht noch gegenwärtig im Volksmunde lebten, was sicherlich ein für die Wissenschaft nicht zu unterschätzender Vorzug dieses einzigen niederwendischen Übungsbuches ist. Außerdem hat der Verfasser an geeigneten Stellen zusammenhängende Stücke zur Übung im Übersetzen und zur Illustrierung der Sprache selbst eingestreut, die mit sehr geschickter Hand aus der niederwendischen Literatur ausgewählt sind, und zwar 4 anmutige und leichtverständliche Gedichte der drei besten wendischen Volksdichter M. Kósyk, Fr. Rocha und H. Zejlař, eine Sammlung (30) der charakteristischsten niederwendischen Sprichwörter und ein volkskundliches Prosastück ("Serbske powitańa"); dazu bietet er in einem Anhang noch zwei Prosastücke (ein Märchen und eine Fabel), die zur Übung der Aussprache der sehr fein nüancierten niedersorbischen Laute und Wörter dienen sollen und zu dem Zwecke mit einer Interlineartranskription in deutschen Lettern und mit einer wortgetreuen Interlinearversion versehen sind. Die Vokabeln für die ersten 14 Übungen sind hinter den Übungsstücken als Präparation fürs Anfangsstudium in ebensoviel Abschnitten bequem alphabetisch zusammengestellt, im übrigen ist das Buch noch mit einem doppelten (niederwendisch-deutschen und deutsch-niederwendischen) Wörterverzeichnis ausgestattet, das alle nicht nur im Übungsbuch, sondern auch in der Grammatik vorkommenden niederwendischen Wörter enthält und so zur Not als Ersatz für das schon längst völlig vergriffene und bisher einzige "Niederlausitzisch-wendische Handwörterbuch von Zwahr", das noch dazu mit Druckfehlern belastet und wenig verläßlich war, gebraucht werden kann.

Wie schon gesagt, ist das Schwelasche Übungsbuch mit der Grammatik gegenwärtig das einzige praktische Lehrbuch der niederwendischen Sprache, es zeichnet sich in jeder Beziehung durch seine Gediegenheit aus und kann allen Interessenten, besonders auch den Männern der Sprachwissenschaft, aufs wärmste empfohlen werden; es ist nicht nur das beste niederwendische, sondern eins der besten praktischen Lehrbücher der slavischen Sprachen, die in deutscher Sprache erschienen sind.

Wer sich in aller Kürze einen Einblick in den Charakter dieser in vieler Beziehung höchst interessanten und unzweifelhaft sehr wohl lautenden Sprache und in ihr Verhältnis zu den übrigen slavischen Sprachen verschaffen will, muß zu Schwelas Übungsbuch und Grammatik greifen. Dem strebsamen Verfasser, der zu der geistigen Arbeit auch noch das Risiko des Verlages hat auf sich nehmen müssen, um der Sprachwissenschaft eine schon längst gewünschte Gabe darzubringen, wäre es sehr zu gönnen, wenn ihm durch flotten Absatz des Buches wenigstens die pekuniären Opfer des Verlages wiedererstattet würden. Schwelas in allen Stücken vortreffliche und durchaus empfehlenswerte Arbeit verdient dies im höchsten Maße. Die Grammatik wie nun auch das Übungsbuch können in allen Buchhandlungen bestellt oder am besten direkt vom Verfasser-Selbstverleger bezogen werden, dessen volle Adresse oben mit angeführt ist.

Freiberg i. S.

E. Mucke.

---

## Mitteilungen.

---

### Die indogermanische Sprachwissenschaft auf dem 16. Orientalistenkongreß zu Athen.

(7.—14. April 1912.)

Die erste Sektion des Kongresses wählte zum Vorsitzenden Geheimrat A. Bezzenberger (Königsberg), zum Schriftführer Dr. N. Decavalla (Athen) und nahm in fünf Sitzungen (vom 8.—12. April) 14 Vorträge und Mitteilungen entgegen, von denen hier über die für die idg. Sprachwissenschaft Interesse bietenden referiert werden soll (meist nach der von den Verfassern eingereichten Inhaltsangabe), während die übrigen nur kurz notiert werden.

1. Prof. N. Schloegl (Wien): "Neue, bisher ungeahnte Bahnen der vergleichenden Sprachwissenschaft". Der Vortragende führt die Personalpronomina zahlreicher Sprachen (so des Semitischen, Hamitischen, Neugriechischen) auf dreigliedrige Sätze zurück.

2. Prof. P. Kretschmer (Wien): "Zur Entwicklung der indogermanischen Sprachwissenschaft". Der Vortragende will sich auf einige zwanglose Bemerkungen beschränken, in der Meinung, internationale Kongresse seien nicht der Ort zur Behandlung verwickelter Einzelfragen. Er führt ungefähr Folgendes aus.

In der Geschichte der Sprachwissenschaft können wir drei Perioden unterscheiden, wenn wir nicht sowohl den Gegenstand als die Methode dabei im Auge haben. Die erste Periode möchte ich als die komparative bezeichnen.

Die komparative Methode beherrschte die Indogermanisten damals so ausschließlich, daß selbst eines Wilhelm von Humboldt Forschungen über das Wesen der Sprache verhältnismäßig wenig beachtet wurden.

Die Debatte um die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze führte eine Revision und Reform der Prinzipien der Linguistik überhaupt herbei. Es wurde der psychische Charakter der sprachlichen Vorgänge erkannt und die psychologische Methode der Sprachwissenschaft konstituiert. Diese von Schleicher vorbereitete, aber erst nach ihm anhebende Epoche nenne ich die psychologische, weil hier die psychologische Methode das neue war.

Anfang der neunziger Jahre bildete sich eine philologische Richtung innerhalb der idg. Sprachwissenschaft aus, die so in den Vordergrund trat, daß wir von einer dritten philologischen Periode sprechen dürfen.

Es ist das Stadium der Sprachwissenschaft, in dem wir uns noch jetzt befinden.

Man kann die Anschauungen unserer Zeit so formulieren: Jede sprachliche Erscheinung muß zuerst aus der Sprache selbst, der sie angehört, erklärt werden.

Fast alle Indogermanisten sind heute Spezialisten auf einem Sprachgebiet. Das ist fast unvermeidlich, doch darf der Spezialisismus nie zu einer Isolierung der einzelsprachlichen Forschung führen.

Zu den organisatorischen Mitteln, die einen Überblick über die Fortschritte eines großen wissenschaftlichen Gebietes ermöglichen, gehören jährliche Bibliographien und Literaturberichte. Die Glotta und die Idg. Forschungen genügen jedoch nicht für alle Sprachen.

Es fehlt außerdem noch vieles für die Indogermanisten auf lexikalischem Gebiet.

Selbst auf dem klassischen Gebiet leiden wir durch den Mangel eines zeitgemäßen griechischen Thesaurus.

Da das griechische Unternehmen sich auf das Neugriechische beschränken wird, erhebt sich wieder die Frage eines griechischen Thesaurus; ich glaube, daß sich die Ausführung eines solchen durch eine zeitliche Teilung erleichtern ließe. Es wäre das zweckmäßigste, zuerst einen Thesaurus linguae Graecae antiquissimae zu schaffen, der von Homer bis zu Aristoteles reichen würde.

Ich sehe in den Kongressen, abgesehen von anderen Vorteilen, eine große Demonstration für die Wissenschaft, eine Demonstration nach außen, die Völker und Regierungen, die an dem Kongreß beteiligt sind, an die Tätigkeit einer Wissenschaft erinnert und sie in ihren Vertretern würdigen lehrt, und eine Demonstration nach innen, insofern sie das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit unter den Vertretern verschiedener Zweige einer Wissenschaft stärkt.

Nur wenig über die Zukunft unserer Wissenschaft. Prophezeien ist freilich eine üble Sache; was man aber ohne weiteres erkennt, ist Bevorzugung der lange zurückgesetzten Syntax.

Finck, ein Gelehrter von außerordentlicher Sprachbegabung, dessen Tod wohl den schwersten Verlust darstellt, den die Sprachwissenschaft in den letzten Dezennien erlitten hat, hat die historische Grammatik nur als eine Vorstufe zu einer tieferen Erkenntnis der Sprache angesehen.

Vielleicht wird in einer kommenden Epoche unsere Wissenschaft aus der philologischen Strömung in das breitere Fahrwasser einer in die allgemeine Sprachwissenschaft sich einfügenden weltgeschichtlichen Auffassung sprachlicher Erscheinungen hinübergleiten.

3. H. Baynes (London): "On the origin of the alphabet".

4. Prof. E. Lidén (Göteborg): "Zum Wortschatz der tocharischen Sprache". Der Vortragende gibt etymologische Erläuterungen einer Anzahl von Wörtern des Textes B, so *kroccaññe* (Kälte), *walke* (lange), *serke* (Nachkommenschaft), *retke* (Heer), *kesta* (Hunger), *ritt-* (verbinden), *aik-* (wissen).

5. Prof. A. Torp (Christiania): "Ein etruskisches Wort". Auf der etruskischen Gefäßinschrift Fol. 2554 ist statt *axv* zu lesen *atr*, ein Wort, das 'selbst' bedeuten muß und mit dem gleichbedeutenden lykischen *atla* oder *atra* zusammengehört.

6. Prof. E. Schwyzer (Zürich): "Zur Geschichte der griechischen und indogermanischen Wortbildung". Nach einigen prinzipiellen Bemerkungen über die Wichtigkeit streng historischen Vorgehens auch auf dem Gebiete der Wortbildung werden als Beispiele eingehender behandelt homerisch *κατ' ἀντην* im Zusammenhang mit den homerischen Abstrakta auf *-τις, -τις* (bei Homer finden sich diese Bildungen noch nicht von denominativen Verben, schon deshalb ist *ἀντητις* nicht als Nebenform von *ἀντης* zu betrachten, sondern vielmehr aus *\*ἀντᾱ + τι-* [zu *τᾱ-*] hervorgegangen) und die *r-n*-Stämme des Homerischen und Awestischen (nur in diesen beiden Sprachen findet sich ziemlich häufig der Typus von Wörtern auf *ap Fap, ar var*, die deutlich von noch lebendigen Verbalstämmen abgeleitet sind, wie *ἄλειπαρ*, aw. *tašar* — übrigens wohl eine zufällige Übereinstimmung).

7. Prof. É. Boisacq (Brüssel): "Étymologies grecques". Der Vortragende verteidigt die Gleichung lat. *pirus* = griech. *ἄπιος*, die auf eine Grundform *\*(a)piso-* zurückführen; griech. *a-* ist prothetisch; das *-i-* des lat. Wortes weist auf Herkunft aus einem ländlichen Dialekt. Das Wort ist ein 'mittelländisches'; die Beziehung auf *optimus*, Wz. *pōi-*, *pī-*, ist aufzugeben.

8. A. Danon (Konstantinopel): "Le turc dans le judéo-espagnol".

9. Gr. Bailey: "Unknown modern Indian vernaculars".

10. Prof. E. W. Hopkins (Yale university): "Scr. *Kabairas* and gr. *Kabeiros*". Der Vortragende macht auf die zahlreichen Nebenformen des indischen Wortes aufmerksam, die im Vokalismus vom griechischen abweichen.

11. Privatdozent M. Vasmer (Petersburg): "Standessprachliche Elemente im Russischen". Der Vortragende bespricht die Wortbildungsmittel des russischen Rotwelschen (d. h. der russischen Bettler-, Hausierer- und Handwerkersprache), die zum größten Teil darin bestehen, daß gewöhnlichen russischen Wörtern künstliche Anlautsilben vorgeschlagen werden, wie *šu-*, *kn-*, *ši-*, die oft durch Kürzung die erste Silbe der russischen Wörter ersetzen (z. B. rotwelsch *šust* = russ. *kust* 'Strauch' usw.). Solche rotwelsche Wörter versuchte er auch in der russischen Gemeinsprache wiederzufinden (z. B. in russ. *šustryj* 'gerieben, gewandt': *stryj*; *šworoto* 'Kragen': *voroto* id.). Einzelne rotwelsche Lehnwörter der Gemeinsprache zeigen kleinrussische Lautform. Dies hielt Referent für sehr begreiflich, da er auch die Entstehung des russischen Rotwelsch in Süd- bzw. Südwestrußland sucht, wegen der zahlreichen griechischen und polnischen Lehnwörter, zu denen sich noch einige magyarische und rumänische gesellen. Er verschwieg dabei nicht das Vorhandensein niederdeutscher Elemente in dem russischen Rotwelsch, glaubt aber doch an einen südlichen Ursprung des letzteren, weil ostseefinnische Lehnwörter all-

gemeiner Verbreitung im Rotwelschen nicht nachzuweisen sind. Näheres darüber zu veröffentlichen, behielt Referent sich für später vor.

12. Prof. G. N. Hatzidakis (Athen): "Ein Lautgesetz des pontischen Dialektes". Die Vokale werden im pontischen Dialekte ziemlich anders behandelt als im Süd- und Nordgriechischen.

Besonders was den Wegfall von Vokalen anlangt, ist zu bemerken, daß derselbe nicht nach denselben Gesetzen, die im Nordgriechischen zu konstatieren sind, stattfindet, sondern nach anderen. So fallen z. B. im Nordgriechischen *i* und *u* weg, wenn sie unbetont sind, einerlei ob sie in einer vor- oder nachtonigen Silbe, oder gar weit entfernt von der betonten Silbe stehen. Im Pontischen fallen dagegen die Vokale *u* und *i* nur dann weg, wenn sie von der Tonsilbe nur durch eine Silbe getrennt sind, z. B. in Formen wie *παμικά* statt *πουκάμικά* 'das Hemd', *δεκατέσσαρτε*, *Ἀγγελική*, *θεός μου* statt *δικός μου*. Das Gesetz ist jedoch nur für nachtonige Silben sicher.

13. Prof. H. Reichelt (Czernowitz): "Bemerkungen über eine neue Auffassung des awestischen Vokalismus". Der Vortragende sucht gegenüber Andreas nachzuweisen, daß die awestische Vulgata autoritativen Wert besitzt, indem er sie in ihren älteren Teilen als phonetische Niederschrift erklärt, für die zum Zweck der Festlegung der traditionellen Aussprache das awestische Alphabet eigens erfunden worden sei. Zugleich legt er dar, daß die indogermanische Vokaltrias *a*, *e*, *o* im Iranischen nicht mehr erhalten gewesen sei, da die verschiedene Färbung der Vokale und Diphthonge auf Rechnung der Aussprache zu setzen sei.

14. Dr. J. Eyser (Kopenhagen) macht auf die in Aussicht genommene Publikation der Kopenhagener mittelpersischen Handschriften aufmerksam, die von der Sektion warm begrüßt wird.

Außerdem boten für Indogermanisten Interesse einige Vorträge der Sektion XI "Grèce et Orient", so besonders der Bericht von Prof. G. N. Hatzidakis über das Athener Unternehmen eines griechischen Wörterbuches, das sich jetzt auf die neuere Sprache beschränkt, und die Ausführungen von Dr. N. Decavalla über Konsonantendehnung im Neugriechischen, ein Auszug aus einer demnächst erscheinenden größeren Arbeit.

---

**Personalien.**

Der Vertreter der idg. Sprachwissenschaft an der Universität Innsbruck, Hofrat Friedrich Stolz, tritt zu Beginn des Wintersemesters 1912/13 in den Ruhestand. Zu seinem Nachfolger ist Professor Alois Walde in Gießen ernannt worden. Das Gießener Ordinariat für Sanskrit und idg. Sprachwissenschaft ist Professor Herman Hirt in Leipzig übertragen worden.

Am 26. Juli 1912 hat Berthold Delbrück den siebzigsten, am 16. August Wilhelm Wundt den achtzigsten Geburtstag gefeiert. Was die idg. Syntax den Arbeiten Delbrücks verdankt, bedarf an dieser Stelle keiner ausführlichen Schilderung. Dem Begründer der experimentellen Psychologie hat die Sprachwissenschaft für die Fülle fruchtbarer Anregungen zu danken, die ihr der erste Band der Völkerpsychologie bietet. —

Im Mai 1912 ist zu Oxford der ausgezeichnete Sprachforscher Henry Sweet im Alter von 67 Jahren gestorben.



# ANZEIGER

FÜR

**INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.**

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG

**EINUNDDREISSIGSTER BAND**

---

STRASSBURG  
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER  
1913.



M. DuMont Schauberg, Straßburg.

# Inhalt.

	Seite
Bücherbesprechungen:	
Brunnhof H. Arische Urzeit. Forschungen auf dem Gebiete des ältesten Vorder- und Zentralasiens nebst Osteuropa (H. Reichelt) . . . . .	1
Schirmeisen K. Die arischen Göttergestalten. Allgemein verständliche Untersuchungen über ihre Abstammung und Entstehungszeit (H. Reichelt) . . . . .	3
Wood F. A. Indo-European $\alpha^x : \alpha^xi : \alpha^xu$ . A study in Ablaut and in Wordformation (H. Reichelt) . . . . .	4
Mills L. H. Avesta Eschatology compared with The Books of Daniel and Revelations. Being supplementary to Zarathushtra, Philo, the Achaemenids and Israel (H. Reichelt) . . . . .	5
Moulton J. H. Einleitung in die Sprache des Neuen Testaments. Auf Grund der vom Verfasser neu bearbeiteten 3. englischen Auflage übersetzte deutsche Ausgabe (L. Radermacher) . . .	6
Nye I. Sentence connection, illustrated chiefly from Livy (H. Meltzer)	10
Delbrück B. Germanische Syntax. I. Zu den negativen Sätzen. II. Zur Stellung des Verbums. Des XXVIII. Bandes der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften Nr. IV und VII (H. Reis) . . . . .	11
Bibliothek der Angelsächsischen Prosa, begründet von Chr. W. M. Grein, fortgesetzt von R. P. Wülker, herausgegeben von Hans Hecht. VIII. Band: I. Teil. Das Epinaler und Erfurter Glossar. Neu herausgegeben nach den Handschriften und erklärt von Otto B. Schlutter. I. Teil: Faksimile und Transliteration des Epinaler Glossars (G. Goetz) . . . . .	13
Loewe R. Deutsches Wörterbuch (J. Janko) . . . . .	14
Mitteilungen:	
Berichtigung . . . . .	15
Georg Curtius-Stiftung . . . . .	15
Personalien . . . . .	16
Ferdinand de Saussure † . . . . .	16
Verzeichnis der eingegangenen Rezensionsexemplare . . . . .	17



# ANZEIGER

## FÜR INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG.

---

EINUNDTREISSIGSTER BAND.

---

**Brunnhof** Hermann. Arische Urzeit. Forschungen auf dem Gebiete des ältesten Vorder- und Zentralasiens nebst Osteuropa. Gr. 8<sup>o</sup>. XX, 428 S. 1910. Bern, Verlag von A. Francke. M. 12.80

Der Verf. versucht in diesem neuen Buche weitere Beweise für die Herkunft der Arier aus Iran und Turan zu bringen, indem er den Ursprung gewisser Namen und Formeln des Veda, die sich nicht aus indisch-arischen Quellen ableiten lassen, als westlich oder nördlich bestimmt. Die Untersuchung erstreckt sich auf alle Gebiete der Kulturgeschichte, so daß durch sie tatsächlich eine Erschließung der arischen Urzeit angebahnt sein könnte. Aber die Mehrzahl der Beweise entbehrt der wissenschaftlichen Grundlage, da sie auf unsicheren oder falschen Etymologien von Namen und auf unberechtigten Schlüssen beruhen. Wenn die Herkunft der Arier aus Iran und Turan nicht schon durch bessere Beweise, von denen der Verf. selbst einige in früheren Werken erbracht hat, als gesichert erschiene, durch dieses neue Buch würde sie schwerlich glaubwürdig gemacht werden. Als Beispiele für die Art der Beweisführung mögen folgende Fälle gelten:

I. Die nordische Herkunft der Arier. Ein auf unverkennbar nordischen Wohnsitz der Arier hindeutendes Wort ist *ṛkṣa-ἄρκτος* 'Bär': da dieses Wort von der Wz. *ark, arg, rag* 'silberweiß' herkommt, ist *ṛkṣa* der silberweiße Bär, der Eisbär. Abkunft aus nördl. Breiten läßt auch der *Ásvi-nau*-Dioskuren Mythos erkennen. Erstens tragen die Dioskuren Purpurmäntel, was auf den 50. Breitengrad schließen läßt, und dann hat das Ei des Schwanes Leda, aus dem im Frühling Helena und die Dioskuren im Purpurmantel der Morgenröte hervorkrochen, die gefrorene Meeresfläche zur Schale, weil Leda mit lit. *lėdas* 'Eis' identisch ist. Endlich führt der Weltbaum *līpa* in den Norden, weil er wegen seiner Verwandtschaft mit russ. *līpa* die Linde ist, deren Hauptgebiet sich von den Karpathen bis nach Samara und Saratow erstreckt.

II. Historische Geographie von Pontokaspien. Unter den vielen geographischen Namen, die hier nicht immer mit zwingenden Gründen auf Vorderasien bezogen werden, befindet sich auch *vavri* RV. 4. 42. Es handelt sich in dem Liede um einen Streit zwischen Varuṇa und Indra, der die Rivalität dieser beiden Götter illustriert: Varuṇa brüstet sich *krátuṃ sacante vāruṇasya devā rājāmi kṛṣṭér upamāsya vavrér* 'Varuṇas Sinn fügen sich die Götter, ich gebiete über (bis in) das äußerste Ver-

steck der Menschen', wobei er *krstēh* in deutlichem Gegensatz zu *devāh* gebraucht, da er mit den Worten beginnt 'mir gehört die Herrschaft in doppeltem Sinne'. Zudem wird oft genug in den Veden gesagt, daß Varuṇa alles sieht, was der Mensch versteckt tut, so daß die Fassung von *krstēh* *vavreḥ* als Versteck des Menschen (vgl. *vavṛd-*) nicht anzuzweifeln ist. Brunnhofer aber bringt *vavri* mit aw. *bawri* zusammen und übersetzt 'ich herrsche über die Völkerschaften des oberen Babylonien' (!).

V. Vulkane und Erdbeben im Rigveda. Hier wird Indras Erbrechung des Felsberges zur Befreiung des Wassers und des Lichts aus verschiedenen Hymnen als Erdbeben gedeutet und auf die Gegenden längs der Elburskette, wo Erdbeben infolge des dort tätigen Vulkans häufig sind, bezogen.

VII. Mythologie der Arier. 2. Gandharva ist nach Maßgabe des verwandten κένταυρος ein \**kam-dharva* 'Wasserbewahrer', wie Apsaras eine *ap-saras-* 'Wasserbewahrerin', wobei *saras-* zu lat. *servare* zu stellen ist. 3. *āmāṣa* ist ir. *hamāksha* 'Zusammenwohnung', welche Bedeutung auf den nordischen Nomadenwagen paßt; es findet sich in RV. 10. 40. 6, wo *yuvōr ha māksā pāry āśvinā madho āśā bharata nīskṛtām nā yōsanā* mit einer leichten Textremedur als *yuvōr hamākṣa pāry āśvinā mādho āśā pharata nīh ghṛtām nā yōsanā* 'Euer Wagen, Āśvinau, sprüht Honigtau ringsum, wie die reine Frau (auf euerem Wagen) Butter aussprüht' zu lesen ist. 4. *āspandamānaḥ* in RV. 4. 3. 10 ist aw. *Spentōmainyu* 'der vermehrende Geist'. *Arāmati-Armaiti* 'Ερμης bedeutet urspr. 'Feldfrucht' (vgl. arm. *ar-mati*, *ar-mat*) und ist der Genius der Keimtätigkeit und der Keimbeförderungskraft.

IX. Arischer Volksbrauch. 1. Indra als türkischer Schlemmer. Als evidenter Beweis für die turkomongolische Herkunft des Indra-Ideals (mit vom Trinken und Essen aufgedunsenem Leib) hat RV. 1. 31. 12 zu gelten: 'Ein Roßschweif (*āśvyo vāraḥ*) warst du damals, Indra'. Der Lobspruch bedeutet nach der turkomong. Symbolik des Roßschweifs: "Ein gewaltiger Held (ein rechter Pascha) warst du damals".

XI. Arische Kriegsaltertümer. 1. Agni als Bambino und Kriegsgott. *akumāra* in RV. 1. 155. 6, das als Epitheton Agnis, der sonst als *kumāra* besungen wird, in der Bedeutung 'der kein Kind mehr ist' nicht paßt, ist vielleicht das sanskritisierte Ebenbild des zarathustrischen Akōmanō. Hieraus wird verständlich, wie aus dem Kumāra, dem Kinde, ein erbarmungsloser Zerstörer des Friedens und Familienglücks werden konnte. 2. Die Windgötter Marutas in der Rüstung parthischer Panzerreiter. In dem Epitheton der Marutas *āgiraukas* und die parthischen Schuppenpanzerreiter, wie sie Justinus beschreibt, zu erkennen: *āgi-raukas* ist als *āhi-raukas*, ursprünglich *āghī-raukas* 'schlangenglänzend' zu fassen. Die Wurzel von *raukas* ist dieselbe wie die von *rōka*, *rokā*. "Derjenige, der bei der Redaktion des Maṇḍala I für \**āghī-rokas* ein *āgi-raukas* hörte, muß notwendig ein Iranier gewesen sein, sonst hätte er unmöglich *gh* für *g* und *au* für *o* vernehmen können." 3. Feuerwaffen im Rigveda. Da nach des Verfassers Wissen die Ballistik bis jetzt keinen anderen Stoff kennt als das Schießpulver, dem die Kraft innewohnte, ein Geschloß mit durchbohrender Wucht und unter lautem Krachen fortzuschleudern, ist für die Stellen RV. 4. 4. 1 'durchbohre die Rakṣas mit den glühendsten (Geschossen)' und 10. 89. 12 'er (der Pfeil) durchbohre wie ein vom Himmel herabgeschleudertes Stein mit heißester Lohe und zischendem Schall die Mitrabeträger' der Gebrauch von Feuerwaffen vorauszusetzen.

Es wäre zu wünschen, daß der Verf., der über ein umfassendes Wissen verfügt, sich eine Methode für seine Untersuchungen zurechtlegte; er würde dann sicher sehr Ersprößliches leisten.

Czernowitz.

Hans Reichelt.

**Schirmeisen Karl.** Die arischen Göttergestalten. Allgemein verständliche Untersuchungen über ihre Abstammung und Entstehungszeit. 8o. VII, 336 S. 1909. Brünn, Verlag der k. u. k. Hofbuchhandlung Carl Winiker. M. 7.50.

Der Verf. kommt auf Grund seiner Untersuchungen zu folgenden Resultaten. Die nach Indien vordringenden Arier bestanden aus drei verschiedenen Völkern. Denn im vedischen Olymp tritt eine größere Anzahl von Gottheiten auf, denen ein gleicher oder sehr ähnlicher Wirkungskreis zugewiesen erscheint, so daß dieser Olymp aus der Vereinigung dreier verschieden gearteter Völkerschaften hervorgegangen sein muß. Da nun viele Rigvedalieder bis in das 3. Jahrtausend v. Chr. zurückreichen, ist es sehr wahrscheinlich, daß ihre Verfasser jenen Wandervölkern angehörten, welche von den nördl. und mittl. Gebieten Europas aus seit dem Beginn der Metallzeit ausgegangen waren und Italien, Griechenland, Kleinasien usw. besiedelt hatten. Die drei verschiedenen Völker können daher nur Germanen, nördl. Mischvölker und Iranier gewesen sein (!). Diese Annahme findet der Verf. mit dem Gepräge der drei Büchergruppen des Rigveda sowie mit der Beschaffenheit der in jeder dieser drei Gruppen besonders berücksichtigten und verehrten Gottheiten in völliger Übereinstimmung. Ein Beispiel: Nach der Theorie des Verfassers, daß die Kultur der einzelnen Entwicklungsstufen der vorgeschichtlichen Völker Europas sich in den einzelnen Gottheiten widerspiegelt, war der Gott der älteren Steinzeit oder der Eiszeit eine Feuergottheit. Auf diese Feuergottheit geht die ved. Trias Tvaṣtar-Vivasvat-Mātariśvan zurück. Tvaṣtar, der 'Schöpfer' ist der älteste Gott der Arier überhaupt. Seine Zeugungskraft und Zeugungslust lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er ein Gott der nördl. Mischvölker ist (!); als solcher kann er nichts anderes als ein der Eiszeit entstammender Feuerschöpfer sein, der sich in der Folge zu einem echten Schmiedegotte entwickelte. Vivasvat ist mit den iranischen Volksgöttern (!) Haošyanha und Taxma Urupa identisch. Haošyanha ist ein alter Feuergott, weil er nach Firdausi die Hervorrufung des Feuers mittelst Funkenschlagens entdeckt. Taxma Urupa ist die heroisierte Form einer alten Wind- und Himmelsgottheit, die mit Haošyanha zusammen zur Charakterisierung des Winters dient, umsomehr, als Yima, der nächste in der Reihe dieser heroisierten Volksgötter, Vertreter des Frühlings ist. Da nun Yima nach Firdausi als Sohn Taxma Urupa's und nach dem Haoma Yasna als Sohn Vivasvats gilt, drängt sich die Vermutung auf, daß Vivasvat mit Taxma Urupa oder mit diesem und Haošyanha zusammen identisch und somit ein iranischer Feuergott sei. Diese Vermutung findet im Rigveda ihre Bestätigung. Abgesehen davon, daß Vivasvat 'der aufleuchtende' (Wz. *vas-* 'leuchten') heißt, ist er der Vater der Götter, also ein alter Urgott. Sodann steht er in alter Beziehung zu Agni. Endlich ist sein Name nur ein Beiname Tvaṣtars, so daß beide identisch sind. Mātariśvan, der indische Prometheus, bringt das Feuer durch Reibung hervor. Da nun die asiatischen Völker ihr Feuer nur durch Funkenschlagen erzeugten,

wie aus der Erzählung Firdausis über die Erfindung des Feuermachens durch Haošyanha hervorgeht, das Dreh- oder Quirlfeuerzeug aber nach gewissen Stellen der Edda eine Erfindung der Germanen gewesen sein dürfte, ist Mätarišvan ein germanischer Feuererzeuger. Als ein Abbild Tvaštar's erweist er sich dadurch, daß auch er dem Gewittergott den Donnerkeil schmiedet. Aus diesem Beispiele geht zur Genüge hervor, daß die Methode des Verfassers ganz unwissenschaftlich ist. Seine Fragestellung ist im allgemeinen, sowie in den einzelnen Fällen einer vorgefaßten Idee angepaßt, seine Beweisführung sprunghaft und unlogisch. Die Resultate sind daher durchwegs falsch. Doch ist das Buch, das mit großem Fleiße auf Grund der gesamten einschlägigen Literatur verfaßt ist, nicht uninteressant; es enthält trotz der ungenügenden philologischen und religionsgeschichtlichen Schulung des Verfassers manchen guten Gedanken und ist insofern ziemlich anregend.

Czernowitz.

Hans Reichelt.

**Wood** Francis A. Indo-European  $\alpha x : \alpha xi : \alpha xu$ . A study in Ablaut and in Wordformation. 8<sup>o</sup>. VII, 159 S. 1905. Straßburg, Karl J. Trübner <sup>1)</sup>. M. 4.—

Der Verf. sucht hauptsächlich darzutun, daß synonyme Wörter vom Typus germ. *slēpan* : *slīpan* : *sleupan* nicht außergewöhnlich sind, und stellt den Grundsatz auf, daß bei derartigen Typen die Synonymität an sich nicht auch Verwandtschaft erweist. (Preface VI und S. 1—14.)

Er hält auch dafür, daß die große Anzahl der Wörter vom Typus *slēpan* : *slīpan* : *sleupan* lautlich nicht erklärt werden können. In einigen Fällen, wie in der Gruppe *slēpan* usw., mag eine ursprüngliche Wurzel \**selē* zugrunde liegen, aus der \**slē-jo-*, \**slē-uo-* abgeleitet sind. Solche Wörter können den Typus abgeben, nach dem dann viele andere Wörter gebildet werden. (S. 14, 21—22.)

Der Verf. glaubt ferner, daß der Ablaut  $\bar{e}i : \bar{e}$  meistens nicht das Resultat des Verlustes von *i* vor einem Konsonanten ist, sondern der Bildung von Wörtern, die ohne *i* abgeleitet sind, seine Entstehung verdankt; es sei z. B. wahrscheinlicher, daß Formen wie ai. *gđ-thā* auf eine Wurzel *gā-* zurückgehen, die aus *gđ-yati* abstrahiert ist, als daß *gáthā* auf älterem \**gāithā* beruhe. (S. 16—21.)

Die Beispiele, welche die Seiten 24—140 ausfüllen, sind nach den Typen (a) *slēx-*, (b) *slēix-*, (c) *sleux-* geordnet. Dabei werden Wörter desselben Typus als verwandt angenommen, wenn auch nicht ausnahmslos; denn sie sind oft nur zusammengestellt, weil sie synonym oder in ihrem Lautbestand ähnlich sind. Wörter verschiedenen Typus<sup>1)</sup> aber werden nicht als verwandt angenommen, obschon sie es in manchen Fällen sind. (§ 125.)

Prof. Wood bezweckt demnach mit seinem Buche nicht, das Problem des Wechsels von  $\alpha x : \alpha xi : \alpha xu$  zu lösen; er zieht zwar die Möglichkeiten einer Erklärung desselben in den Kreis seiner Betrachtung, legt aber das Hauptgewicht darauf, zu zeigen, daß die Synonymität und lautliche Ähnlichkeit von Wörtern nicht immer zur Annahme der Verwandtschaft berechtigt, wenn sie verschiedenen Ablautreihen angehören. Er fordert also

1) Referent hat dieses Buch erst im Jahre 1909 von der Verlagsbuchhandlung zugewiesen bekommen.

gewissermaßen zur Vorsicht in der Bestimmung der Ablautverhältnisse und damit im Etymologisieren überhaupt auf. Das ist in der Tat nicht überflüssig, da sich mit Hilfe des sekundären Ablauts theoretisch fast alle bedeutungsverwandten Wörter von gleichem konsonantischen Bestand zusammenstellen lassen. Zugleich wirkt er auch anregend, indem er viele Probleme, die der Lösung bedürfen, aufrollt.

Czernowitz.

Hans Reichelt.

Mills Lawrence H. Avesta Eschatology compared with The Books of Daniel and Revelations. Being supplementary to Zarathushtra, Philo, the Achaemenids and Israel. 1908. Chicago The Open Court Publishing Company. London, Agents Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., Ltd.

Der Zweck dieses Buchs ist zu zeigen, daß die Juden, die in der Zeit der Gefangenschaft in eine neue intellektuelle von medo-persischen und babylonischen Ideen beherrschte Welt eintraten, von den Iranern besonders den Namen und die Konzeption des höchsten Wesens und der Erzengeln, den Begriff der Ewigkeit und den Glauben an eine Auferstehung und an ein letztes Gericht übernommen haben.

Daß die biblische Eschatologie, deren unvermitteltes Auftreten in der Zeit vom 6. bis zum 3. Jahrh. v. Chr. so auffallend ist, nicht gut aus einer andern Religion als der iranisch-zarathushtrischen stammen kann, ist längst bekannt. Darin bietet also das Buch nichts Neues.

Die Namen und die Konzeptionen des biblischen höchsten Wesens und seiner Erzengeln aber sind bisher noch nicht auf iranische Vorbilder zurückgeführt worden. Nach Mills spiegelt Jahveh 'der seiende, lebende' aw. Ahura wieder (*ahu* ist 'Leben', *ra* bloßes Suffix), das jedoch, selbst wenn es auf *ahu* zurückgehen würde, was keineswegs sicher ist, nicht 'das lebende' hieße, da *ahū*, *ašhvā-* 'Antrieb des Willens, Schaffenskraft' bedeutet, sondern eher 'Fürst, Herr', wie *ahura* ja an vielen Stellen des Avesta zu übersetzen ist. Nach ihm sind ferner die Namen und Konzeptionen der sieben Erzengel, deren Siebenzahl übrigens auf babylonischem Einfluß beruht, nach dem Muster der sieben Amēša Spēnta des Avesta geschaffen, wofür indes Gabriel 'Mann Gottes' und Michael 'Wer ist wie Gott' allein keinen Anhaltspunkt bieten. Auch sind die Amēša Spēntas oder Ahuras die Personifikationen von abstrakten Begriffen, die nur in das System der praktischen Lehre des Zarathushtra paßten und von den Juden nicht verstanden worden wären. Somit ist das Neue in dem Buche zum mindesten sehr unsicher.

Was den Begriff der Ewigkeit anbelangt, so ist er allerdings so notwendig mit dem Glauben an die Auferstehung und an die Unsterblichkeit verknüpft, daß ihn die Juden vielleicht tatsächlich erst aus der iranisch-zarathushtrischen Religion herübergenommen haben können; er kann aber ebensowohl bei ihnen schon früher selbständig gefaßt worden sein.

Zu tadeln ist, daß der Verf. die gesamte einschlägige Literatur perhorresziert; der ungünstige Eindruck, den das Buch auf den Leser macht, wird hierdurch noch vergrößert. Falsch ist in den Details die Erklärung von Aramaiti als 'the toiling mind': das erste Glied des Kompositums ist nicht auf *ar* 'to plough' zu beziehen, sondern ist das adv. aw. *arəm*, ai. *āram* 'recht, passend, fügsam'.

Czernowitz.

Hans Reichelt.



**Moulton J. H.** Einleitung in die Sprache des Neuen Testaments. Auf Grund der vom Verfasser neu bearbeiteten 3. englischen Auflage übersetzte deutsche Ausgabe. (= Idg. Bibliothek, Reihe I, Bd. 9.) 8<sup>o</sup>. XX, 416 S. 1911. M. 7.20. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Moultons Prolegomena haben in England binnen kurzer Zeit drei Auflagen erlebt, ein Beweis für die durchschlagende Wirkung, die das Buch ausgeübt hat. Es kam ja auch zu guter Stunde; denn die Zeit war reif geworden, die These auf sich wirken zu lassen, daß die Definition 'hebräisches Griechisch' für das Neue Testament fallen müsse. Die deutsche Übersetzung, die nunmehr im Verlag von Winter erschienen ist und an der A. Thumb einen hervorragenden Anteil genommen hat, ist genau genommen eine vierte Auflage; sie wird darum nicht nur denen willkommen sein, denen das Buch bisher unbekannt war, sondern muß auch von allen zu Rate gezogen werden, die eine englische Ausgabe besitzen. Neues Material, das Moulton seit dem Erscheinen der dritten Auflage (1908) gesammelt hat, ist eingearbeitet, so daß das Buch, wie es jetzt in vielfachen Erweiterungen und Verbesserungen vorliegt, gegenüber der ersten englischen Ausgabe einen erheblich stärkeren Fortschritt aufweist als die zweite und dritte englische Ausgabe. Im Interesse des deutschen Lesers sind überdies zahlreiche Exemplifikationen auf das Englisch durch deutsche Beispiele ersetzt worden.

Moulton hat den Umschwung an sich selbst erlebt. Er hat noch im Jahr 1875 die alte Auffassung vertreten, hat dann, als die Papyruspublikationen in größerer Fülle kamen, als einer der ersten in Einzelarbeiten die Papyri zur Aufklärung sprachlicher Fragen im Neuen Testament herangezogen, und auch jetzt noch bietet ihm eine ausgezeichnete Vertrautheit mit der Papyrusliteratur hauptsächlich das neue Vergleichsmaterial, das er vorlegt. Den Charakter der neutestamentlichen Sprache genau zu präzisieren, ihre besonderen Schwierigkeiten aufzuhellen und ihre Eigentümlichkeiten als Eigentümlichkeiten der Zeit zu erweisen, ist die Aufgabe seiner Einleitung; er behandelt daher so gut allgemeine Fragen wie die nach der Eigenart der Koine und dem Einfluß des Hebräischen, wie besondere der Aussprache, Orthographie, Flexion und Syntax. Hier knüpft er mit Vorliebe an Differenzen der Exegese oder Textkritik an; indem er von einem einzelnen Falle ausgeht, weiß er seine Erörterung geschickt zu erweitern und die Einzelheit in einen weiten Rahmen sprachgeschichtlicher Entwicklung einzuspannen. Das aber geschieht mit so viel Bedachtsamkeit, Liebe und auch dem Gegner gegenüber mit so viel weltmännischer Kultur (es ist in dem Buch etwas spezifisch Englisches, das durch die deutsche Übersetzung nicht verwischt wurde), daß der Leser sich zu innerer Teilnahme gezwungen sieht. Und er wird in dem Buch reiche Belehrung finden, namentlich auch eine Fülle von Erörterungen zur neutestamentlichen Syntax. Ich kann dem Buch, dem ich bei eigener Arbeit viel verdanke, nichts anderes als Glück auf seinen Weg wünschen; um der Sache zu dienen, füge ich zu ein paar Punkten eine Bemerkung hinzu.

Für die Tatsache, daß der Gebrauch von *év* statt des Instrumental kein Hebraismus ist (S. 4, Anm. 1 Fortsetzung S. 369; S. 15), wird man vor allem auf die attische Tragödie zu verweisen haben: Eurip. Iph. Taur. 814 ταυτ' οὖν ὀφήνας οἰσθ' ἐν εὐπήνοις ὀφάει, El. 321 κῆπτρ' ἐν οἷς Ἑλλῆσιν ἐστρατηλάτει, Sophocles Phil. 60 οἱ c' ἐν λιταῖς στεῖλαντες ἐξ οἰκῶν μολεῖν, Phil. 102 τί δ' ἐν δόλῳ δεῖ μᾶλλον ἢ πείσαντ' ἄγειν, Trach. 885

θάνατον ἀνύσασα μόνα σπόνδοντος ἐν τομῇ σιδήρου. Die engeren Beziehungen zwischen Tragödie und Koine bedürfen einer Spezialuntersuchung; von Übereinstimmung im Wortgebrauch notiere ich nur einige prägnante Fälle: ὑπὲρ ἄγαν Eur. Med. 627 wie Maccab. II 10, 34, Strabo 147, Aelian n. a. III 38, Laertius Diogenes III 26, ferner κοιμάσθαι 'begraben werden' (s. meine neut. Gr. S. 88), doch heißt begraben in tragischer Sprache auch κομῆν τάφῳ (Eur. Andr. 1160) oder einfach κομῆν (Soph. Ant. 901), wie auf späten christlichen Grabschriften (Neut. Gr. S. 89 Anm.); ich erwähne den Fall, weil Cumont (Pontica III 275a) auf einer Inschrift aus Kyrklar-Tekkē κύμησις (d. h. κοίμησις) Μουκίου herstellt, während die Lesung κύμησις eher auf κόμησις<sup>1)</sup> führt. Ich nenne weiter τρατηλάτης (Acta Thomae 62, Dionys. Hal., Diodor, Plutarch), καταργέω (Euripides, Polyb., Neues Testament), τὸ βρέτας, das nach der Tragödie erst Strabo wieder aufnimmt. Lykon bei Laertius Diogenes V 71 nennt 'nach meinem Tod' μετὰ τὴν ἐμὴν ἀπόλυσιν im Zusammenhang mit dem Gebrauch des Verbums ἀπολύεσθαι in späterer Prosa, aber schon Kreon sagt Antigone 1268 ἔθανες, ἀπελύθης. Man kann durch diese Beobachtung angegriffene Stellen schützen: δ' ἡδονῇ δοὺς Eurip. Phoen. 21 ist z. B. gewiß richtig, weil auch Alciphron III 11, 1 (δρόμῳ δοὺς) und Philostratus I 8, 23 K. (τρυφῇ διδοὺς) das Verbum intransitiv<sup>2)</sup> gebrauchen. ἔπουρος Soph. Trach. 964 heißt gewiß 'unter günstigem Wind' und nicht soviel wie ἔφορος (G. Hermann); denn Clemens von Alexandrien hat das Wort in jenem Sinne, und Polybius hat ἐπουρώω. Daß neutestamentliche Wendungen wie χαρὰ χαίρειν (Moulton S. 118) oder ἐδόθη μοι σκόλωψ τῇ καρδίᾳ gerade durch die attische Tragödie als griechisch erwiesen werden, habe ich an anderer Stelle ausgeführt; daß diese Übereinstimmung mit der Koine noch weiter geht, mag Sophocles Aias 1062f. ὦν οὐνεκ' αὐτὸν οὐτις ἔστ' ἀνὴρ σθένων τοσοῦτον ὥστε σῶμα τυμβεύσαι verglichen mit Witkowski Ep. pr.<sup>3</sup> 48, 4 οὐκ ἂν με εἶδες τὸ πόρρωπόν μου erweisen. Ich setze zum Vergleich noch eine paulinische neben eine sophokleische Wendung: El. 343 ἅπαντα γὰρ σοὶ τάμὰ νοουθήματα κείνης διδακτά und I Cor. 2, 13 ἀ καὶ λαλοῦμεν οὐκ ἐν διδακτοῖς ἀνθρωπίνης σοφίας λόγοις, ἀλλ' ἐν διδακτοῖς πνεύματος. Solche isolierte Parallelen sprechen doch für sich selber.

πρῶτος für πρότερος (Moulton S. 123) findet sich auch bei Kaibel Epigr. gr. 642, 10 (saec. III—IV p. C.) σὺν παιδί δέ κείται | ὦν οὐκ εἶδε τέλος θανάτου· πρῶτος γὰρ ἔθνηκε. Bei der Frage nach dem Schwund von Komparativ und Superlativ spielt die Hebraismushypothese wieder herein, die von Moulton mit Recht bekämpft wird (S. 125); neben Mark. 9, 43. 45. 47 καλὸν . . . ἢ sei hier noch Alciphron IV 13, 7 gestellt: ἐπὶ ταύτης

1) Vielleicht ist κύμησις richtig, gebildet aus κοίμησις und κόμησις, wie im Martyrium Anastasii S. 16, 35 Us. λουετρώ aus λουτρῷ und λουετρώ mißverständlich komponiert ist und in seiner Art für das Fortleben von λουετρὸν zeugt.

2) Die Anwendung transitiver Verba in intransitivem Sinne ist allmählich klar gestellt; weit merkwürdiger ist das Umgekehrte in πλεονεκτεῖν τινα (Julian v. Halicarnass Rhein. Mus. 55 S. 331, 25 braucht das Wort direkt im Sinne von 'auszeichnen') ὑπερφηανεῖν τινα (auch Pap. Atene-Roma 1904 VII S. 125). κακουχεῖ αὐτὸν steht Teles S. 34, 8 Hense<sup>2</sup>, ἔργα ἀρκέσας Sophocles Aias 439. Solche Fälle lehren, wie verschwindend die Grenze für Transitivity und Intransitivity bei den Griechen war.

βουλοίμην ἂν τῆς πῶας κατακλιθῆναι ἢ ἐπὶ τῶν ταπητίων ἐκείνων (vgl. meine neutestamentl. Gramm. S. 177 und Jebb zu Sophocles Aias 966, der ähnliches aus Homer und Hesiod beibringt), ferner Philostratus v. Soph. S. 60, 27 K δοκεῖ γάρ μοι τὸ ῥῆξαι τὸν Ἴσθμόν Ποσειδῶνος δέσθαι ἢ ἀνδρός. Die Doppelung (μέγας μέγας) an Stelle des Elativus ist auch Moulton nur aus ägyptischen Papyri (und der Septuaginta) geläufig; es handelt sich in diesem Falle wohl wirklich um einen ägyptischen <sup>1)</sup> Idiotismus; außerhalb Ägyptens begegnen einzelne Beispiele in der Poesie: Inschriften von Pergamon II 324, 11 μάκαρ, μάκαρ, Kaibel Epigr. 551 b (II.—III. Jahrh. p. C. Rom!) τίς μου τὴν Σειρήνα κακός κακός ἤρπασε δαίμων. Doch lehrt eine schon bei Homer auftauchende Bildung wie πάμπαν, daß den Griechen eine Verstärkung des Adjektivbegriffs durch Doppelung nicht fremd war (von Fällen wie Ἄρεα Ἄρεα, dem üblichen τοῦ τοῦ sehe ich ab). Die alten Dichter haben ja auch viel dergleichen; wenn Aristophanes in einer Parodie euripideischer Kunst einen Traum φόνια φόνια δερκόμενον nennt (Fr. 1337), hat die Verdoppelung des Adjektivs gewiß den Sinn einer Steigerung. Aber nur in Ägypten scheint die Prosa von der elativen Doppelung unbedenklich Gebrauch gemacht zu haben. Die Sache bekommt ein besonderes Ansehen, wenn man die Frage aufwirft, ob und wie mit dieser elativen Doppelung die distributive zusammenhängt (Moulton S. 156), ich meine Wendungen wie δύο δύο, συμπόσια συμπόσια (Marc. 6, 39 f.), δευµὰς δευµὰς (Matth. 13, 30 nach Epiphanius). Hier scheinen mir nicht alle von Moulton beigebrachten Belege ganz sicher; Aeschyl. Pers. 981 (958 K.) μυρία μυρία πεμπατᾶν ließe sich allenfalls auch elativ verstehen (wie Pers. 1026 K ἀν' ἄνια, 1028 K ἀπρηγῶ ἀπρηγῶ), immerhin ist beachtenswert, daß der Scholiast die Worte in distributivem Sinne faßt; wenigstens ihm war nach der Umschreibung ἀριθµῆσαι κατὰ πεντάδα ἀνὰ μυρίου (über dieses ἀνὰ s. meine neutest. Grammatik S. 16) die distributive Doppelung geläufig, und so bietet er ein sicheres Zeugnis für den Gebrauch der Koine. In diesem Sinne und nur in diesem Sinne ist auch ein antikes Grammatikerzeugnis für distributives μίαν μίαν bei Sophocles (Frg. 191 N.<sup>2</sup>) zu verwerten. Im allgemeinen möchte ich glauben, daß elative und distributive Doppelung auf dieselbe Grundanschauung des Nebeneinander zurückgehen, die in dem einen Fall durch Wiederholung intensiv, im anderen anschaulich verteilend wirkt. Entscheidend für die gemeinsame Grundlage beider Erscheinungen ist wohl die Tatsache, daß lateinisch alius atque alius distributiv gedacht ist, während in den Worten Ἐμῆς ὁ μέγας καὶ μέγας Dittenberger Or. gr. inscr. 90, 19<sup>2</sup>) elativer Sinn vorliegt (wie in 'il vous

1) Wenn ich vorgeschlagenes ι vor schweren Konsonantenverbindungen nicht als kleinasiatisch bezeichnet habe, so war der Grund, daß der Schreiber des in Ägypten gefundenen Henochbuches diese Eigentümlichkeit zeigt: XXII 1 εἰρεπεᾶς (ἰρεπεᾶς) XXII 2 εἰκοτινοὶ (ἰκοτινοὶ), allerdings kann der Umstand, daß diese Reste auf Pergament und nicht auf Papyrusblätter geschrieben sind, auf den Gedanken führen, daß es sich um Importware handelt. Notiert habe ich außerdem noch CGL. 3, 21, 2 ισυρις sporta, dagegen CGL. 3, 322, 11 σσυρις sporta.

2) Ich habe für diesen Gebrauch des καὶ in meiner neut. Gr. S. 57 Anm. 1 leider eine Inschrift aus Thera zitiert, die in der abschließenden Publikation mit völlig anderem Text erscheint.

fait mille et mille compliments' in einem Brief der Madame d'Épinay 'La jeunesse de m. É.' par Perey et Mongras S. 456). Die Sache hat ein weiteres Interesse, weil Steigerung eines Begriffs durch Wiederholung desselben Begriffs noch in anderer Weise versucht worden ist; die Wendung κακά κακῶν ist in der attischen Tragödie formelhaft (Nauck zu Soph. O. C. 1238); es gibt aber mehr dieser Art (Pflister Rhein. Mus. 67 (1912), S. 200, Friedländer zu Petrons *olim oliorum* C. 43). IG. 12, 7, 117, 10 ἡ Μοῖρα ἡ πάντ' ἐστὶ (d. i. ἐπὶ wie Wilhelm richtig sah) πᾶσιν εὐοῦα ist etwas Ähnliches und liegt von παντάπασι nicht weit ab, bloß daß παντάπασι adverbial erstarrt und formelhaft geworden ist. Ist dies auch bei dem rätselhaften πολλὰ πολλῶν (vgl. κακά κακῶν) der Fall, das Oxyr. Pap. IV 744, 9 auftritt, freilich in einem Zusammenhang, der auf eine nicht unnormale Begriffsentwicklung (= feliciter? eigentlicher Sinn abunde?) schließen läßt?

Daß in den Worten Oxyr. Pap. 729, 8 ἐάν περ χρεῖα ᾦν und ähnlichen Fällen das ᾦν weiter nichts ist als Konj. ᾦ mit unorganischem Nasal, hat Moulton mit vollem Recht bemerkt (S. 263 f.). ἐάν im Vordersatz einer Bedingung wird auch in der vulgären Koine zunächst nicht mit einem beliebigen Modus verbunden. Wir haben einmal den Fall, der auch im Neuen Testament häufig ist, daß danach der Indikativ eines Futurums eintritt; er erklärt sich durch die Konkurrenz, die Futurum und Conjunctivus aoristi einander machen. Zweitens gibt es allerdings schon früh ein ἐάν δεῖ, aber dieses δεῖ wird man als einen 'gewollten' Konjunktiv verstehen müssen, da dem Schreiber die abweichende Bildung δέη unbekannt war (s. meine neutestamentl. Gr. S. 82). Verwendung von δείκνυται, δίδκεται in konjunktivischem Sinne ist dazu die beste Parallele (a. O. S. 82 f.). Dadurch wird, wie ich meine, auch I Joh. 5, 15 ἐάν οἴδαμεν (Moulton S. 263) klar; auch hier ist εἰδῶμεν nicht zur Anwendung gekommen, weil diese fremdartige Form dem Verfasser nicht geläufig gewesen ist. Aus solchen Erwägungen ergibt sich, daß I Thess. 3, 8 die Lesung ἐάν τῇκερὶ schwerlich richtig sein kann, da τῇκερὶ als Bildung keinen Anstoß gewährt und Paulus überall sonst nach ἐάν den Konjunktiv hat. Allerdings ist seit dem 2. Jahrh. n. Chr. ἐάν mit einem beliebigen Indikativ sicher nachweisbar <sup>1)</sup>; endlich findet sich ἐάν mit dem Optativ, ein Gebrauch, der aus Konfusion mit der potentialen Partikel ἄν zu erklären scheint.

In dem die Kasuslehre behandelnden Kapitel finde ich den Rückgang des Dativs ein wenig zu scharf betont; die Sache liegt doch zunächst so, daß alle Kasus gewinnen und verlieren; eine Statistik dürfte dann allerdings zeigen, daß der Akkusativ am besten abschneidet. Ich führe als charakteristisch für die Sprachverwirrung zwei Epigramme an: Rhein. Mus. 34 (1879) S. 189 N. 576 a, 3 ἐνδεκα χρησαμένη μηνῶν φάος (φάει metrisch möglich!), εἶτ' ἀποδοῦσα und Kaibel Epigr. gr. 616, 2 παύροις γράμμασιν εἰσπορῶν. Einen Gewinn für den Dativ bezeichnet Act 16, 28 μηδὲν πρᾶξις σεαυτῷ κακόν, womit man Grenfell and Hunt New class. fragm. 36, 11 vergleichen kann: οὐθὲν ἡμῖν κακόν ἐπύησεν. Auch neutestamentliche Wendungen wie Mt 21, 40 ὅταν οὖν ἔλθῃ ὁ κύριος τοῦ ἀμπέλωνος, τί ποιήσει τοῖς γεωργοῖς ἐκείνοις haben in der sonstigen Koine ihre Entsprechung: IG. 4, 444, 2 καὶ ὁ, τι ἂν ποιῆς τῷ[ιδε], εἰς σεαυτὸν

1) Oxyr. Pap. 744, 4 ἐάν εἰσπορεύονται rechne ich nicht zu den sicheren Fällen.

τρεπέ[σθω]; Marcus Antoninus S. 151, 15 Stich τί γάρ σοι ποιήσει ὁ ὕβρισι-  
κώπατος, ἐάν διατελῇς εὐμενῆς αὐτῷ; Alciphron IV 17, 10 Schepers ἀλλὰ  
τί ἔστιν αὐτῷ ποιῆσαι. Im übrigen bleibt der Typus εὖ ποιεῖν, κακῶς  
ποιεῖν, ὠφελεῖν, βλάπτειν (εὐλογεῖν κακολογεῖν) im Neuen Testament unver-  
ändert; wenn man schon κακόν ποιεῖν τινι aus verständlichen Gründen  
sagte, so ist darum keine Ursache κακῶς ποιεῖν τινα in die Veränderung  
einzubeziehen; jedenfalls läßt Mc 14, 7 der Sinaiticus αὐτοῖς weg; er liest  
πάντοτε γάρ ἔχετε τοὺς πτωχοὺς μεθ' ἑαυτῶν καὶ, ὅταν θέλητε, δύνασθε  
εὖ ποιῆσαι; man sieht, daß αὐτοῖς sehr überflüssig ist. Es wäre darauf  
zu achten, wo εὖ ποιεῖν, κακῶς ποιεῖν τινι und wann zuerst es auftritt.  
Der einzige Fall, den ich notierte, steht Kaibel Epigr. 406, 12, wo ὅς ἂν  
δὲ κακῶς τῷ ἀνδριάντ[ι] π[υ]λῆ[ι] ex pessimo Pauli Lucae apographo her-  
gestellt ist. Bei Luc. 6, 27 καλῶς ποιεῖτε τοῖς μισοῦσιν ὑμᾶς dient der  
Dativ vielleicht einer besonderen Nuancierung des Gedankens.

Moulton ist geneigt (S. 20), die neutestamentliche Phrase ἤρξατο  
λέγειν für einen Hebraismus zu halten; darum sei noch angemerkt, daß  
Otto Immisch in einem lesenswerten Aufsatz der neuen Jahrbücher  
(29 [1912] S. 41) hiermit Vulgärlateinisches wie coepit dicere, c(o)e-  
pimus ascendere, ubi coeperit lucescere verglichen hat. Analogien  
aus anderen Vulgärsprachen werden dem Erklärer des Neuen Testaments  
immer von Nutzen sein, weil sie lehren, daß über einen engen Kreis  
möglicher direkter Beziehungen hinaus die Rede des Volks eine große  
Fülle des Gemeinsamen bietet, so wie wir es in Sittle, Brauch, Rechts-  
anschauung und volkstümlicher Erzählung längst beobachten (s. jetzt auch  
Pfister Rhein. Mus. 67 (1912), S. 195 ff., S. 208). Das einzig wahre Wort  
zur Hebraismusfrage ist von Brugmann gesprochen worden (angeführt  
von Moulton S. 31, Anm. 1); man möge daneben nicht vergessen, daß  
die Koine auf dem Boden des Orients ganz wesentlich ihre Ausbildung  
gefunden hat; auch diese Tatsache erklärt leicht, warum manche gemein-  
griechische Wendung dem Orientalisten orientalisch klingt. Die Sache  
wäre weniger belangreich, wenn sie nicht für die Quellenanalyse Be-  
deutung gewonnen hätte, und hier muß dringend zu möglichst vorsichtigem  
und zurückhaltendem Urteil gemahnt werden.

Der Übersetzung von Moultons Buch hätte ich hier und da ein  
wenig mehr sprachliche Feile gewünscht.

Wien.

L. Radermacher.

**Nye Irene.** Sentence connection, illustrated chiefly from Livy. 8<sup>o</sup>. X, 141 S.  
1912. Doktordissertation der Yaleuniversität.

Die Arbeit erfüllt bereits zum Teil den von uns hier aus Anlaß  
der Anzeige von Mendells Abhandlung über die Satzverbindung bei Tacitus  
geäußerten Wunsch, es möchten auch die übrigen Schriftsteller der Römer  
eine ähnliche Untersuchung erfahren. Die Grundsätze, von denen sich  
die Verfasserin leiten läßt, sind dieselben, wie die von ihrem Vorgänger  
befolgt; wie sie selbst angibt, hat sie den Stoff bis ins einzelste mit  
ihren Lehrern Morris und Oertel durchgesprochen, so daß diese beiden  
wohl als die eigentlichen Väter der von ihr entwickelten Anschauungen  
gellen dürfen. Die Ausführung macht den Eindruck großer Sorgfalt, ge-  
nauer Gliederung, guter Einfühlung und gesunden Urteils. Insbesondere  
wird auch das stilistische Moment berücksichtigt und die schriftstellerische

Eigenart des weit stärker als Tacitus periodisierenden und verknüpfenden Livius gebührend in Anschlag gebracht. Als die beiden Hauptprinzipien werden aufgestellt *incompleteness and repetition*, wobei unter der ersteren augenscheinlich vor allem das verstanden wird, was wir als Ergänzung durch eine notwendig zu vollziehende Relation bezeichnen würden. So betrachtet, erweitert sich das Gebiet der Satzverbindung ganz ungeheuer und überschreitet weit die Grenzen der Konjunktionen, von denen übrigens die unterordnenden absichtlich beiseite gelassen werden. In gelegentlicher Übereinstimmung auch mit deutschen Forschern wie Paul, Kern, Brugmann, Sütterlin wird gezeigt, welch unübersehbare Fülle oft sehr ferner und versteckter gegenseitiger Beziehungen nicht etwa bloß in beordnenden Partikeln, einander entsprechenden Pronomina und Adjektiven, sondern auch Substantiven, Numeri, Tempora, Modi usw. steckt. An größeren Abschnitten aus dem Texte des Livius wird dies in der Form eines fortlaufenden unteren Randkommentars sehr lebhaft veranschaulicht. Mag auch hie und da etwas zu viel Scharfsinn auf die Aufspürung innerer Zusammenhänge verwendet sein, so wird man der gediegenen Studie doch sicher das Lob zuerteilen müssen, daß sie dem Leser für viele Erscheinungen das Auge schärft, über die es bisher achlos weggeglitten ist.

Hannover.

Hans Meltzer.

---

**Delbrück** B. Germanische Syntax. I. Zu den negativen Sätzen. II. Zur Stellung des Verbums. Des XXVIII. Bandes der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Königl. Sächsisch. Gesellschaft der Wissenschaften Nr. IV u. VII. 1910/11. M. 4.50. Leipzig, B. G. Teubner.

In mehreren Abhandlungen der letzten Jahre suchte Delbrück die geschichtlich-vergleichende Methode mehr, als es bisher geschehen war, auf die germanische Syntax anzuwenden. Von den zwei nunmehr vorliegenden Schriften handelt die erste über die negativen Sätze. Im ersten Kapitel bespricht der Verfasser die mehrfache Negation in demselben Satz und geht hierbei von den altindischen Formen mit *canā* aus. Dieses wurde zunächst in einem Satzanhang ohne Verbum im Sinne von *auch nicht* gebraucht; dann aber konnte es auch im Zusammenhang eines negativen Satzes erscheinen, und in diesem Falle empfanden die Inder nicht mehr den negativen, sondern nur noch den steigernden Sinn, so daß *canā* dann nur noch *auch* bedeutete. Den Verbindungen mit *canā* entsprechen lautlich die germanischen Wörter mit *-hun* (*-gen*). Bei den gotischen Formen auf *-hun* wird zu dem Verbum stets *ni* hinzugefügt, während die altnordischen Formen auf *-gen* für sich allein noch negativen Sinn haben können. Ob dieser nordische Gebrauch Erbeil der Ursprache ist, oder ob, wie Delbrück glaubt, ein früheres *ni* weggefallen ist, mag dahingestellt bleiben. Das Westgermanische schloß sich zunächst an das Gotische an, doch bald verschwanden diese Formen mit *-hun*, "von denen nur das wenig durch Konkurrenz bedrohte *nirgends* übrig geblieben ist", und wurden durch andere ersetzt. Die mehrfache Negation in einem Satz, die der Verfasser alsdann genauer behandelt, kennt das Gotische kaum. Denn Ulfilas gebraucht für die zwei Verneinungen der griechischen Vorlage in der Regel nur eine. Nur bei *ni waiht* verwendet er die Doppelnegation, und zwar, wie Delbrück richtig erkannt

hat, weil dieses zu einer Einheit zu verschmelzen im Wege war. Diese Verschmelzung der Negation mit dem Indefinitum und die Doppelsetzung der Negation hängen also eng zusammen. Im Westgermanischen ist letzteres besonders beliebt. Und zwar nimmt hier im Laufe der Zeit die Zusammensetzung der Negation mit dem Indefinitum zu; da aber in dieser Zusammensetzung die Negation 'sozusagen gebunden' war, setzte man zu dem Verbum noch eine ausdrückliche Negation hinzu, und so steht im Althochdeutschen ein *nioman weiz* neben *nioman ni weiz*.

In einem zweiten Kapitel behandelt Delbrück das gotische *nih* (ahd. *noh*) in seinen verschiedenen Bedeutungen. Das Gotische kennt unser *weder-noch* nicht, fügt aber in einem mit *nih* beginnenden Satze manchmal das verneinende *ni* zu dem Verbum. Dabei ist aber jedesmal der negative Sinn von *nih* durch andere Bedeutungszusätze einigermaßen 'überdeckt'. So hat auch hier Delbrück dargetan, daß die zweite Negation lediglich deshalb eingeführt wurde, weil die erste Verneinung durch enge Verbindung mit andern Sprachteilen nicht mehr scharf genug den verneinenden Sinn ausdrückte. Zugleich ist hiermit gezeigt, daß eine von Gebauer und Mourek gemachte Unterscheidung zwischen qualitativer und quantitativer Negation, d. h. zwischen einer Negation, die das Verbum und hiermit den ganzen Satz verneint, und einer Negation, die nur Teile des Satzes verneint, für die sprachgeschichtliche Betrachtung nicht existiert. Diese Unterscheidung machte Gebauer auf Grund der Kantischen Kategorientafel und legte sie genauer am Altböhmischen dar. Mourek hat sie dann in mehreren Abhandlungen auf das Altgermanische anzuwenden gesucht. So verdienstvoll diese im einzelnen auch sind, durch Delbrücks Untersuchungen steht fest, daß die zweite Negation lediglich zur Verdeutlichung des verneinenden Sinnes hinzugefügt wurde. Ich darf vielleicht noch bemerken, daß jene Unterscheidung zwischen qualitativer und quantitativer Negation schon deswegen Bedenken erregen muß, weil sie den Grundsätzen der neueren Sprachwissenschaft widerspricht. Denn die sprachlichen Tatsachen sind auf geschichtliche und psychologische Vorgänge zurückzuführen, haben aber mit logischen Unterscheidungen nichts zu tun, mögen diese auf Grund der alten aristotelischen Logik oder der transszendentalen Logik Kants geschehen. Veraltet ist auch eine Anschauung, die dem Verbum die Hauptrolle im Satze zuschiebt, wie dies bei dem Begriffe der qualitativen Negation geschieht. Dagegen spricht schon die Tatsache, daß das Verbum in allen Sprachen sehr oft zu den tonschwachen Teilen des Satzes gehört.

Die zweite Schrift Delbrücks handelt über die Stellung des Verbums. Dabei zieht er das Gotische, Angelsächsische und Altnordische, aber nicht das Althochdeutsche in Betracht. Aus seinen Darlegungen geht hervor, daß die ursprüngliche Endstellung des Zeitworts im Altgermanischen noch vielfach erhalten war. Am festesten blieb sie bei pronominalem Subjekt und bei Anfangsstellung von Subjekt und Partikeln, während das Verbum früher und leichter nach vorn rückte, wenn am Anfang ein Objekt oder Adverb stand und zugleich das Subjekt ein Nomen war. Hierfür sprechen die Skeireins, die Runeninschriften und das Angelsächsische; am entschiedensten findet sich die alte Endstellung des Verbums in der Skeireins bei Anfangsstellung von Partikeln und im Angelsächsischen bei pronominalem Subjekt, während sonst alte und neue Stellung nebeneinander vorkommen. Die neue Stellung (Zeitwort an zweiter Stelle) herrscht

jedoch schon im späteren Altnordischen. In den Nebensätzen ferner folgt regelmäßig auf die Konjunktion das Subjekt und erst dann das Verbum, und zwar im Nordischen in Kontaktstellung, im Gotischen und Angelsächsischen dagegen in Distanzstellung. Das Nordische zeigt also hier eine spätere Entwicklungsstufe, nicht nur im Vergleich mit dem Gotischen und Angelsächsischen, sondern auch mit dem Deutschen. Auch die Anfangsstellung des Zeitworts wird besprochen, und dabei nimmt der Verfasser mit Recht Stellung gegen die Anschauung, daß das Verbum in Sätzen wie *da sagte er* gedeckte Anfangsstellung habe.

In einer Hinsicht kann ich jedoch dem Verfasser nicht beipflichten, nämlich in der Ansicht, daß das Verbum in erster Linie durch rhythmische Verhältnisse seine Stellung geändert habe. Zunächst ist mir sehr zweifelhaft, daß die Anfangsstellung mit Tonstärke verbunden ist; häufig genug ruht vielmehr nur ein mittlerer Ton auf dem ersten Satzglied, während der starke Ton einem späteren Worte zukommt. Selbst die von Delbrück S. 70 f. aus dem Altindischen angeführten Beispiele scheinen nicht alle für besondere Tonstärke des Anfangswortes zu zeugen. Über die Tonschwäche des zweiten Satzgliedes und über das Vorrücken des Verbums an diese Stelle möchte ich auf meine Besprechung von Ries, Wortstellung im Beowulf, Literaturblatt für germ. und rom. Philologie, 28, 328 ff. verweisen. Dort habe ich gezeigt, daß das Verbum deshalb nach vorn gerückt ist, weil es als Wortart später nicht mehr den gleichen Bedeutungsumfang hatte, wie früher. Und die Bedeutung einer Wortart ist doch in erster Linie die Ursache ihrer Stellung. Ändert sich die Bedeutung, so bleibt zunächst die alte Stellungsgewohnheit, aber der überlieferte Typus wird sich bald den neuen Bedeutungsverhältnissen anpassen müssen, und so entsteht dann eine Änderung der Wortfolge. Diese ist also gewissermaßen ein Kompromiß zwischen den psychologischen Voraussetzungen der Wortstellung und dem überlieferten Typus. Die rhythmischen Verhältnisse haben erst in dritter Linie gewirkt, sie haben zwar nebenbei die Wortfolge mitbestimmt, aber die Hauptsache bildeten sie niemals.

Leider ist hier nicht der Platz, diese Andeutungen im einzelnen genauer auszuführen und zu begründen. Wenn ich aber auch in dieser einen Frage mit dem Verfasser nicht völlig übereinstimme, so muß ich ihm doch meinen wärmsten Dank aussprechen für die ausgezeichnete Belehrung, die ich aus diesen beiden vortrefflichen Schriften gewonnen habe. Jeder Forscher, der sich mit den hier behandelten Fragen beschäftigt, wird diese überaus wertvollen Arbeiten Delbrücks zu Rate ziehen müssen.

Mainz.

Hans Reis.

---

**Bibliothek der Angelsächsischen Prosa**, begründet von Chr. W. M. Gréin, fortgesetzt von R. P. Wülker, herausgegeben von Hans Hecht. VIII. Band: I. Teil. Das Epinaler und Erfurter Glossar. Neu herausgegeben nach den Handschriften und erklärt von Otto B. Schlutter. I. Teil: Faksimile und Transliteration des Epinaler Glossars. 29 Tafeln in Lichtdruck und VII u. 28 Seiten Transliteration. 1912. M. 8.—. Hamburg, Verlag von Henri Grand.

Ein Faksimile des Epinaler Glossars hat Sweet bereits im Jahre 1883 erscheinen lassen. Da aber die Transskription, die Sweet hinzu-



gefügt hatte, mangelhaft, das Faksimile selber nach dem damaligen Stand der Technik sehr unvollkommen war, so hinterließ die Benutzung in meiner Ausgabe des Glossarium Amplonianum im 5. Bande des Corpus das Gefühl der Beklemmung, von dem die Vorrede S. XXVII Zeugnis ablegt. Die neue Ausgabe Otto B. Schlutters läßt ihre Vorgängerin weit hinter sich zurück. Die Tafeln sind im allgemeinen scharf und deutlich. Die Stellen, an denen das Faksimile die Deutlichkeit der Handschrift nicht erreicht hat, werden auf S. V des Transliterationsheftes angeführt. Daß trotz aller Sorgfalt sich hie und da ungehörige Striche und Punkte eingeschlichen haben, hebt der Herausgeber gewissenhaft hervor, indem er auf den zweiten Teil verweist, wo alle diese Minutien ihre sachgemäße Erledigung finden sollen. An den wenigen Stellen, an denen das Faksimile die Lesung nicht oder doch nicht sicher gestattet, muß man sich an die mit großer Sorgfalt abgefaßte Transliteration halten, die, wie die Nachprüfung einer größeren Anzahl von Tafeln gezeigt hat, im wesentlichen durchaus zuverlässig ist. Die Rasuren sind verschieden behandelt. Wo noch die ursprüngliche Schreibung erkennbar ist, wird der ausradierte Buchstabe im Kleindruck wiedergegeben; in manchen Fällen sind die radierten Buchstaben durch Tilgungspunkte markiert. Wo nicht zweifellos festgestellt werden konnte, welche Buchstaben ausradiert sind, wurde eine entsprechende Lücke gelassen. Freilich wird auf diese Weise die Grenze zwischen Rasur und Worttrennung verwischt, was ich mehr als einmal unangenehm empfunden habe. Indes zeigt in solchen Fällen ein Blick auf das Faksimile den richtigen Sachverhalt an. Auch sollen im zweiten Teile die Rasuren eingehend behandelt werden. Bisweilen bot sich mir bei der Nachprüfung eine andere Lesung, als die, der Schlutter gefolgt ist. So liest Schlutter 4, 6 Kol. 1 *aarentus*. Mir will es nicht in den Sinn, daß der Schreiber zwischen *acronitus* und *acclinis* das falsche *aarentus* gemeint haben soll. Es heißt doch wohl *accentus*, nur daß die beiden *c* etwas näher als gewöhnlich zusammengedrückt sind. Daß *c* sich gelegentlich enger an den folgenden Buchstaben anschließt, ist durchaus nicht ohne Beispiel. 21, 15 Kol. 4 kann ich nichts anderes finden als *stefad* und darüber *brü*. 24, 5 Kol. 1 steht sicher nicht *scinifes*, sondern nur *scnifes*. 26, 4 Kol. 2 lese ich *conditur* (*u* ist etwas undeutlich wegen der Falte); Schlutter liest *conditcir*. 6, 16 Kol. 1 steht *bythalass.*, nicht *bythallass.*; 17, 13 Kol. 5 *ossanna*, nicht *ossana*; 21, Kol. 6, 37 *accussationes*, nicht *accusationes*. Ich erwähne diese Kleinigkeiten zumeist nur, um den Herausgeber zu veranlassen, im 2. Teile Stellung dazu zu nehmen. Im ganzen ist auch die Transliteration von großer Sorgfalt und beweist die liebevolle Hingabe, die Schlutter diesem wichtigen Denkmale zugewandt hat. Gebührt somit dem Herausgeber für das Dargebotene der wärmste Dank, so wird doch die Hauptarbeit erst mit der Erklärung geleistet werden, der wir mit Interesse entgegensehen.

Jena.

G. Goetz.

---

Loewe Rich. Deutsches Wörterbuch. 177 S. 1910. M. 0.80. Sammlung Götschen Nr. 64. Leipzig, G. J. Götschen'sche Verlagshandlung.

Das etymologische Taschenwörterbuch Loewes bringt nebst einer zwölfseitigen allgemeinen Einleitung über das Herkommen der heutigen deutschen, fast durchgängig schriftsprachlichen Wörter kurzgefaßte und

eben deshalb für weitere Kreise äußerst belehrende Etymologien derselben, denen sich auf den beiden letzten Seiten noch Aufschlüsse über Vor- und Nachsilben anschließen. Das methodische Verfahren des Verfassers ist nur zu billigen: er berücksichtigt von den urverwandten Sprachen hauptsächlich das Lateinische und Griechische und veranschaulicht die Ausbreitung der einzelnen Wörter innerhalb des Germanischen wenigstens dadurch, daß er neben den deutschen Formen meist diejenige des dem Hochdeutschen am fernsten stehenden germanischen Dialekts (z. B. bei *Aal* ahd. *āl* noch aisl. *áll*) anführt. Durch geschickte Brachylogie wird auch dem Laien sofort klar, ob ein deutsches Wort ein idg. Erb- oder Lehnwort ist, überdies ist durch die in einem solchen Werke geradezu unentbehrlichen Abkürzungen v. (= vielleicht) und w. (= wahrscheinlich) für eine hinreichende noetische Bewertung der gegebenen Aufschlüsse gesorgt. Zieht man noch in Betracht, daß der Verfasser selbst bei heiklen Etymologien (z. B. bei *Dolch*, *Halunke*, *Hanf*, *Lade* und *Laden*, *pflügen*, *Pflug* u. ä.) in kritischer Weise zu Werke gegangen ist, so wird man wohl verstehen, wenn ich dem Wb. Loewes, das sich direkt an Laien wendet, einen größeren Popularisationswert zuerkenne als seiner germanischen Sprachwissenschaft, wo Laien gar nicht, grammatische Anfänger aber ohne jegliches kritisches Wertmaß über eine nicht minder problem- und streitfrage-reiche Materie unterrichtet werden sollen (s. mehr darüber später). Was ich in Loewes Wb. nur vermisse, ist eine knappe Aussprache über das Verhältnis seines Werkes zu dem des ersten Bearbeiters von Göschens Nr. 64 Ferd. Detter, ein Mangel, der von den nichtfachmännischen Besitzern dieses Erstentwurfes sicher empfunden wurde.

Prag-Smichov.

Josef Janko.

## Mitteilungen.

### Berichtigung.

Prof. Axel Kock macht mich anlässlich meiner Rezension IF. Anz. 30, 24 ff. darauf aufmerksam, daß er seine Regel für die Dehnung der alten kurzvokalischen Silbentypen im Schwedischen ausdrücklich nur mit bezug auf die Silben mit Tenuis formuliert hat (s. Stud. öfver fornsv. ljudlära S. 383 ff.). Über die Entwicklung von Fällen wie die von mir (S. 25) als Beispiele herangezogenen *täl*, *tåla* hat er sich nicht ausgesprochen. Ich hätte also statt dieser etwa *säk*, *våka* wählen, dazu aber auch die tatsächliche Beschränkung der Kockschen Regel ausdrücklich hervorheben sollen. Ich bedaure den Irrtum, den ich mir habe zuschulden kommen lassen.

Lund.

Hjalmar Lindroth.

### Georg Curtius-Stiftung.

Der diesjährige Zinsenertrag ist Herrn Dr. phil. Ernst Kieckers, Privatdozent der indogermanischen Sprachwissenschaft an der Universität München, verliehen worden.

Leipzig, 31. Januar 1913.

Dr. K. Brugmann. Dr. H. Lipsius. Dr. E. Windisch.

## Personalien.

Der Ordinarius für vergl. Sprachwissenschaft, klassische Philologie und Sanskrit an der Universität Zürich, Prof. A. Kaegi, ist zu Ostern 1912 von seinem Amte zurückgetreten; sein Nachfolger ist der bisherige Extraordinarius an der Züricher Universität, Prof. E. Schwyzer.

Dem Oberlehrer Dr. E. Hermann in Bergedorf bei Hamburg ist das neubegründete Extraordinariat für idg. Sprachwissenschaft an der Universität Kiel übertragen worden.

Professor R. Thurneysen in Freiburg siedelt als Nachfolger Solmsens zu Ostern 1913 nach Bonn über, das Freiburger Ordinariat übernimmt der bisherige Extraordinarius an der Heidelberger Universität, Prof. L. Sütterlin.

Professor F. Sommer in Rostock ist als Nachfolger B. Delbrücks, der mit dem Schlusse des Wintersemesters 1912/13 von seinem Lehramt zurücktritt, nach Jena berufen worden; nach Rostock ist Bibliothekar Dr. Gustav Herbig, Privatdozent an der Universität München, berufen worden.

Privatdozent Dr. E. Kieckers in Freiburg hat sich zu Beginn des Wintersemesters 1912/13 an die Universität München umhabilitiert.

Habilitiert haben sich für indogermanische Sprachwissenschaft Dr. Heinr. Junker an der Universität Gießen, Dr. Herm. Güntert an der Universität Heidelberg.

† am 30. November 1912 zu Leipzig der ausgezeichnete Kenner der altgriechischen Dialekte, Studienrat Dr. Richard Meister, Konrektor am Nicolaigymnasium, im 64. Lebensjahr.

## Ferdinand de Saussure †.

Ein schwerer Verlust hat die indogermanische Sprachwissenschaft betroffen: Am 22. Februar starb auf Schloß Vuflens (Waadt) im Alter von 56 Jahren Ferdinand de Saussure, der geniale Verfasser des *Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes*.

Ferdinand de Saussure, ein Sohn des bekannten Genfer Naturforschers Henri de Saussure, wurde am 26. November 1857 zu Genf geboren. Er studierte von 1877—79 zu Genf, Leipzig und Berlin, trat dem Kreise der Leipziger Sprachforscher näher und veröffentlichte, noch vor seiner Promotion, im Alter von 22 Jahren sein *Mémoire* (Leipzig 1879), das sein Hauptwerk geblieben ist. Auch zu den Entdeckern des Palatalgesetzes gehört de Saussure. Unter seinen wenig zahlreichen spätern Arbeiten ragen die über den litauischen Akzent (MSL. 8, 425 ff., IF. Anz. 6, 157 ff.) hervor.

de Saussure war 1881—89 Professor an der *École des Hautes-Études* zu Paris, seit 1891 Professor der vgl. Sprachwissenschaft und des Sanskrit an der Universität Genf.

W. Str.

Bei der Redaktion des Anzeigers sind vom 1. September 1912 bis 1. März 1913 folgende Rezensionsexemplare eingegangen und zur Besprechung angenommen worden:

- Manus-Bibliothek. Herausgegeben von Professor Dr. Gustav Kossinna. Band 9: Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft von Gustav Kossinna. Gr. 8°. VI, 100 S. 1912. Mit 157 Abbildungen im Text. (Würzburg, Curt Kabitzsch).
- Indogermanische Bibliothek. Herausgegeben von Dr. H. Hirt und Dr. W. Streitberg. Erste Abt. II. Reihe, Wörterbücher. 2: Slavisches etymologisches Wörterbuch von Dr. Erich Berneker Lieferung 6—9. 8°. S. 401—720. 1912. (Heidelberg, Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung).
- Schlageter, Dr. J. Der Wortschatz der außerhalb Attikas gefundenen attischen Inschriften. Ein Beitrag zur Entstehung der Koine. 4°. 104 S. 1912. (Straßburg, Karl J. Trübner).
- Maxudiawz, M. Le parler arménien d'akn (Quartier bas.). Gr. 8°. 147 S. 1912. (Paris, Paul Geuthner).
- Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie. Begründet von Prof. Dr. Gröber †. Fortgeführt und herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Hoepffner. Heft 28 a: Prinzipienfragen der Romanischen Sprachwissenschaft. Wilh. Meyer-Lübke gewidmet. Teil III. Gr. 8°. VII, 248 S. 1912. (Halle, Max Niemeyer).
- Reallexikon der germanischen Altertumskunde. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrten. Herausgegeben von Johannes Hoops. Erster Band, dritte Lieferung: Brillenspiralen—Dichtung. Mit 4 Abbildungen und 12 Tafeln. Lex. 8°. S. 313—456. 1912. (Straßburg, Karl J. Trübner).
- Ehrlich, Hugo, Untersuchungen über die Natur der griechischen Betonung. Gr. 8°. XI, 274 S. 1912. (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung).
- Språk och stil, Tidskrift för nysvensk språkforskning. Bd. XII. Häft 1/2. 8°. 132 S. 1912. (Uppsala).
- Franck's Etymologisch Woordenboek der Nederlandsche Taal. Tweede Druk door Dr. N. van Wijk. Aflevering 12—15. S. 705—897. 1912. ('s Gravenhage, Martinus Nijhoff).
- Hermann, Eduard, Griechische Forschungen I. Die Nebensätze in den griechischen Dialektinschriften. In Vergleich mit den Nebensätzen in der griechischen Literatur und der Gebildetensprache im Griechischen und Deutschen. Mit 2 Tafeln. Gr. 8°. 346 S. 1912. (Leipzig, B. G. Teubner).
- Wiklund K. B., Zur Kenntnis der ältesten germanischen Lehnwörter im Finnischen und Lappischen. Lex. 8°. 36 S. (Sonderabdruck aus "Le monde oriental V").
- Simonyi, Dr. Siegmund, Franz Misteli. Denkrede in der Gesamtsitzung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften am 29. Mai 1911. Mit dem Bildnis Franz Mistelis. Gr. 8°. 16 S. 1912. (Leipzig, Otto Harrassowitz).
- Mansion, J., De aanwizende voornamwoorden in de Germanische Talen. Gr. 8°. 19 S. 1911. (Gent, A. Siffer).
- Olsen, Magnus, Stedsnave-Studier. 8°. 130 S. 1912. (Kristiania, Forlagt af H. Aschehough & Co.).
- Germanische Bibliothek. Herausgegeben von Wilh. Streitberg. 3. Band: Althochdeutsches Lesebuch für Anfänger von Joseph Mansion. Mit 2 Tafeln. 8°. X. 173 S. 1912. (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung).

Skrifter, utgifna af Kungl. Humanistika Vetenskaps-Samfundet. Band 10 Nr. 1 u. 2: 8°. X, 111 S. 1912. (Upsala, Akademiska-Bokhandeln).

Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen. IX. Band, 2. Abt. 1. Hälfte: Geschichte der Indischen Literatur. Von Dr. M. Winternitz. Zweiter Band, erste Hälfte. Die buddhistische Literatur. 8°. VI, 288 S. 1913. (Leipzig, C. F. Amelang).

Untersuchungen zur indogermanischen Sprach- und Kulturwissenschaft. Herausgegeben von Karl Brugmann und Albert Thumb. 4: Geschichte der griechischen Nomina agentis auf -τήρ, -τωρ, -της (-τ-). Von Ernst Fraenkel. II. Teil: 8°. VII, 274 S. 1912. (Straßburg, Karl J. Trübner).

Religionswissenschaftliche Bibliothek. Herausgegeben von Wilh. Streitberg und Richard Wünsch. 4: Die Entstehung der Speisesakramente. Von Edgar Reuterskiöld. 8°. VII, 141 S. 1912. (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung).

Einleitung in die Altertumswissenschaft. Herausgegeben von A. Gercke und E. Norden.

I. Band: Methodik. Griechische und römische Literatur. Sprache. Metrik. 2. Auflage. Lex. 8°. 632 S. 1912. (Leipzig, B. G. Teubner).

II. Band: Griechisches und römisches Privatleben. Griechische Kunst. Griechische und römische Religion. Geschichte der Philosophie. Exakte Wissenschaften und Medizin. 2. Auflage. Lex. 8°. VII, 442 S. 1912. (Leipzig, B. G. Teubner).

III. Band: Griechische und römische Geschichte. Griechische und römische Staatsaltertümer. Lex. 8°, VII, 428 S. 1912. (Leipzig, B. G. Teubner).

Germanische Bibliothek. Herausgegeben von Wilh. Streitberg. I, V, 2: Altgermanische Religionsgeschichte. Von Karl Helm. 8°. 411 S. 1912. Mit 51 Abbild. (Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung).

Weigand, Prof. Dr. G., Albanesische Grammatik. Mit 2 Tafeln. Kl. 8°. XIV, 189 S. 1913. (Leipzig, Johann Ambrosius Barth).

Indogermanische Bibliothek. Herausgegeben von Max Niedermann. 2. Abteilung, IV, 1: Historische Sprachlehre des Neufranzösischen. Von E. Herzog. I. Teil: Einleitung. Lautlehre. 8°. XVI, 317 S. 1913. (Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung).

Germanische Bibliothek. Herausgegeben von Wilh. Streitberg. II. Abteil. Band 7, 1: Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik. Von Dr. M. H. Jellinek. Erster Halbband. 8°. X, 392 S. 1913. (Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung).

Jespersen, Otto, Lehrbuch der Phonetik. Zweite Auflage. Mit 2 Tafeln. IV, 8°. 258 S. 1913. (Leipzig, B. G. Teubner).

Bergmann, Professor Dr. K., Der Deutsche Wortschatz. Auf Grund des deutschen Wörterbuchs von Weigand. 8°. XII. 156 S. 1912. (Gießen, Alfred Töpelmann).

Transactions and Proceedings of the American Philological Association. Vol. XLII. Gr. 8°, 174 und CXVII S. 1911. (Boston, Ginn & Co.).

Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher. Herausgegeben von Wilh. Meyer-Lübke. V. Reihe: Untersuchungen und Texte I: Der Einfluß der germanischen Sprachen auf das Vulgärlatein. Von Josef Brück. XII. 8°. 203 S. 1913. (Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung).

- Fortschritte der Psychologie und ihre Anwendungen. Unter Mitwirkung von Privatdozent Dr. Wilhelm Peters. Herausgegeben von Karl Marbe. I. Band, 3. Heft: Lex. 8°. S. 139—226. 1913. (Leipzig, B. G. Teubner).
- Fick, Dr. Richard, Praktische Grammatik der Sanskrit-Sprache für den Selbstunterricht. Mit Übungsbeispielen, Lesestücken und Glossaren. Dritte umgearbeitete Auflage. Kl. 8°. XII, 194 S. (Wien, A. Hartleben's Verlag).
- Meillet, A., Aperçu d'une histoire de la langue grecque. 8°. XVI, 366 S. 1913. (Paris, Hachette & Cie.).
- Windisch, Ernst, Das keltische Britannien bis zu Kaiser Arthur. (XXIX. Band der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. N. VI.) Lex. 8°. 291 S. 1913. (Leipzig, B. G. Teubner).
- Corovic, Dr. Vladimir, Serbokroatische Grammatik. Kl. 8°. 100 S. 1913. (Sammlung Göschen, Bd. 638). (Berlin, G. J. Göschen'sche Verlags-handlung G. m. b. H.).
-